This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06817598 7

NEW YORK FREE
CIRCULATING
LIBRARY.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Abschnitt

Not in A 11-10 1908
11140 837-101

# Neuer Tugendspiegel,

oder

## Anecdoten und Characterzüge

aus

dem Jugendleben denkwürdiger Personen, alter und neuer Zeit,

mit

einer Auswahl verwandter Dichtungen.

---

Zunächst in Bürgerschulen zum Vorlesen, oder auch neben der Schule zur Unterhaltung, Belehrung, Nachahmung und Warnung bestimmt,

von

Johann Friedrich Franz,
evangel. Pfarrer zu Mogelsberg im Canton St. Gallen.

---

Zweite vermehrte Ausgabe.

---

Mit zwei Kupfern.

---

Chur, 1830.
Verlag und Eigenthum
von Johann Felix Jakob Dalp.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
CIRCULATING LIBRARY.

Euch vor allen, theure Geschwister, bringet dies Büchlein,
Von dem Alpengebirg' kommend, den herzlichsten Gruß!
Als ich's sandte, da dacht ich, und sprach es mit glühendem Herzen:
«Grüße tausend Mal mir, die mir am nächsten verwandt!»
Ach, so gerne doch, möchte sie alle der Bruder noch schauen, —
Aber die Ferne verbeut neidend den süßesten Wunsch.
Schwester! du Gute, o! feyre gesund die herbstlichen Tage,
Lang des Lebens noch froh, bis sich die Sonne geneigt.
Brüder! ihr Treuen, des Himmels Güte erhalte noch lang Euch,
Bis sich nahe am Ziel, öffnet das nächtliche Grab.
Einst, o Wonne! wird nicht mehr seyn die trennende Ferne;
Denn das Vaterland dort einet und scheidet nicht mehr! —

J. Friedr. Franz.

# Ueber die Entstehung und den Gebrauch dieser Schrift; anstatt einer Vorrede.

So wenig ich gesonnen bin diesem Tugendspiegel eine Vorrede, die gemeiniglich nicht gelesen wird, voraus zu schicken, so möchten doch ein paar Worte, wenigstens für den Beurtheiler, über die Entstehung und den Gebrauch desselben, nicht ganz überflüßig seyn.

Ich befand mich in den Jahren der französischen Revolution, nach beendeten Schul- und Akademischen Studien in Grimma und Leipzig, (von 1789—98) als Lehrer in einem sehr achtungswürdigen adelichen Hause aus

Graubündten, das, um dem allgemeinen Jammer der damals das theure Vaterland drückte, zu entgehen, sich nach Teutschland begeben hatte. Die Familie nahm damals, um zugleich das wohleingerichtete Erziehungs-Institut des Herrn M. Pöhlmann, (jetzt Pfarrer in Ostheim ohnweit Nürnberg,) welcher der pädagogischen Welt, als vortrefflicher Schriftsteller schon lange bekannt ist, mit benutzen zu können, ihren Aufenthalt für einige Zeit in Erlangen. Die mir obliegende moralische Bildung und Aufsicht in den Erholungsstunden, machte mir bei den, meiner Leitung anvertrauten äußerst lebhaften drei Zöglingen, besonders viel zu schaffen. Der würdige Vater dieser Knaben, der selbst gute pädagogische Grundsätze, aufgefaßt, und mehrere der besten Erziehungsanstalten Teutschlands besucht und geprüft hatte, gieng mit mir von dem Gedanken aus: ein Lehrer habe schon viel gewonnen, wenn er in den Frei- oder Spielstunden, die ihm anvertrauten Zöglinge angenehm und nützlich zu beschäftigen, und so zu leiten wisse, daß sie eine Oberaufsicht kaum bemerkten, und es ihnen gar nicht einfalle einen ungeschickten Seitensprung zu machen.

So wahr dieſer Satz, ſo ſchwer fan denſelben nicht ſelten in der Anwendung Ausführung. Ich mußte die Kunſt lernen terhaltung und Abwechſelung in den kl muntern Kreis zu bringen, und hatte beſo alsdann alle Aufmerkſamkeit anzuwenden, oft meine liebe Noth, wenn auf den Sp gängen oder bei unangenehmer Witterun Hauſe, die Zahl der jungen Leute aus a Familien ſich vergrößerte. In ſolchen St gewann es in der That oft das Anſehen wollten meine Knaben, in der Mitte des rig- lebhaften Karl Hildebrand (S des berühmten Chymikers ſel.) und des tern Fritz Klüber (Sohnes des jetzigen ſchen Staatsraths,) auf einmal in eine Welt fliegen, und uns Eltern und Lehre rück laſſen.

In ſo kritiſchen Fällen verfehlte ich ſelten meinen Zweck, wenn ich raſch das ſeil ergriff, und einige unterhaltende zweckm Geſchichten, beſonders aus der Kinderwelt miſchte — denn in der Regel hört die J nichts lieber als ſchöne Geſchichten — w

ich die zerstreuten Knaben wieder sammeln und auf einen ihnen interessanten Gegenstand der Aufmerksamkeit und des ruhigen Nachdenkens hinleiten konnte.

Ich sah mich daher in den Fall gesetzt, mir eine kleine Sammlung zweckmäßiger Geschichten anzulegen, und aus allerlei biographischen Schriften, die ich da und dort auftrieb, Auszüge zu machen. Jeden Character und jede Anekdote begleitete ich dann bei dem Erzählen mit einer kleinen auf meine Ungebungen angewendete Betrachtung, und ließ die um mich aufmerksam versammelten Kleinen, nun selbst empfinden, was dieses oder jenes Beispiel Ermunterndes oder Belehrendes, Warnendes oder Abschreckendes für sie habe. — So entstand diese Sammlung, welche sich von Zeit zu Zeit durch neue Beiträge vermehrte.

Wenn nun ein öffentlicher Schul- oder Hauslehrer von diesem Tugendspiegel im Kreise seiner Schüler einen nützlichen Gebrauch machen, und ihnen mit Auswahl, einige Anekdoten oder Characterzüge vorlesen, oder, so er es für zweckmäßiger erachtete, ihnen selbst in

die Hände geben möchte, so sollte ich glauben, er würde seinen Zweck nicht verfehlen; besonders wenn er am Schluß der Lehrstunde als Belohnung des Fleißes, oder auf Spaziergängen und in Winterabenden zu Hause, zur Unterhaltung und Abwechselung, sich dessen bedienen wollte.

Wenn meine Mittheilungen in einigen wenigen Fällen über die Kinder- und Jugendjahre hinausreichen, und ich mich dadurch nicht streng genug an den Titel hielt, so hoffe ich von dem aufmerksamen Leser Nachsicht zu erhalten, weil es mir einige mal unschicklich zu seyn schien, gerade da abzubrechen, wo man doch noch gern erfahren hätte, wie es den jungen Menschen, von dem die Rede, weiter gegangen sey.

Der Umstand, daß diese Schrift nicht ursprünglich zum Drucke bestimmt und daher die Quellen, aus welchen ich geschöpft, nicht immer genannt wurden, wird mich entschuldigen, wenn man die Angabe derselben hie und da vermissen oder wünschen sollte.

Darf ich hoffen mit derselben in irgend einer Schulanstalt oder im häuslichen Kreise ei-

nigen Nutzen stiften zu können, so wird mein reinster Wunsch erfüllt.

Der poetische Theil wurde mit Sichtung und sorgsamer Auswahl der vorzüglichsten und dem Zwecke des Werkes entsprechenden Dichtungen von freundschaftlicher Hand besorgt.

Franz.

# Inhalt.

## Prosaischer Theil.

I. Merkwürdige Führungen der göttlichen Vorsehung; Vertrauen auf Gott.
II. Religiöse, fromme Gesinnungen.
III. Gute und schlechte Gesinnungen gegen Eltern.
IV. Dankbare und undankbare Gesinnungen gegen Lehrer.
V. Geschwisterliebe.
VI. Scharfsinnige Reden, witzige Einfälle.
VII. Verbesserung jugendlicher Fehler.
VIII. Mäßigung der Begierden.
IX. Mitleid und Wohlthätigkeit.
X. Bescheidenheit und Unbescheidenheit.
XI. Stolz, Dummheit und Bosheit.
XII. Muthwille, Unbesonnenheit, List und Verschlagenheit.
XIII. Jugendliche Ruchlosigkeit.
XIV. Jugendliche Abentheurer.
XV. Merkwürdige Lebensrettungen.
XVI. Jugendliche Freudigkeit und Standhaftigkeit im Tode.
XVII. Anhang.
XVIII. Jugendliche ausserordentliche Geistesfähigkeiten.
XIX. Jugendlicher Trieb zum Lernen.
XX. Frühe Anlage zu großen Tugenden und Lastern.

## Poetischer Theil.

I. Religiöser und hoher Sinn.
II. Kampf und Sieg der Tugend.
III. Liebe und Treue gegen Eltern.
IV. Freundschaft bis zum Tode.
V. Selbstopferung für das Vaterland.
VI. Heldensinn.
VII. Entschlossenheit.
VIII. Nachtrag.
IX. Mitleid und Wohlthätigkeit.
X. Jugendliche Lebensretter.
XI. Wahl des Berufs.

# Register.


A.

Afrikaner, der verschmitzte. XII. S. 173.
Alcides (Hercules.) II. Thl. II. S. 306.
Alexander Severus, X. 148.
Alpinula, Julia. II. Thl. III. S. 326.
Anacharsis aus Scythien. VI. S. 110.
Antwort, die treffende. VI. S. 108.
Arrestant, der glücklich befreite. I. S. 33.
Aubigné, Franziska von, Marquisinn von Maintenon. XV. S. 247.
Azolini, römischer Kardinal. I. S. 31.

B.

Bayard, der Ritter. II. Thl. VI. S. 343.
Beauharnois, Eugen, nachheriger Vice-König von Italien. III. S. 81.
Borromeo, Karolo. II. Thl. I. S. 293.
Brandes, J. Chr. Schauspieldichter. XII. S. 170.
Bronner, Franz Xaver. VIII. S. 137.
Bruderliebe, treue. V. S. 106.
Brüder, die edelmüthigen. V. S. 105.
Bullinger, Heinr., Antistes in Zürich. VII. S. 123.

Bull, Dr., Bischof zu St. David in England. V. S. 103.
Burkhard, Joh. Ludw., von Basel, Reisender ins Innere von Afrika. III. S. 89.

C.

Cecil, Wilhelm. VII. S. 119.
Conradin. II. Thl. VI. S. 330.
Cramer, Joh. Andreas, Canzler in Kiel. XV. S. 259.
Cromwell, Olivier, in England. VI. S. 99. XV. S. 258.
Curio, Cölius Sekundus. XIV. S. 191.
Curtius, Marcus. II. Thl. V. S. 332.

D.

Daspet, der edeldenkende Sohn. III. S. 92.
David, nachheriger König. II. Thl. I. S. 290.
Demuth und Bescheidenheit. III. S. 92.
Düboz, Joh. Baptista, franz. Sprachmeister in Zürich. XIV. S. 199.
Düpont, franz. General. XII. S. 156.
Düval, Valent. Jamerai, kais. Bibliothekar in Wien I. S. 13. XII. S. 162. XV. S. 240.
Dyteyus und sein Bruder. II. Thl. III. S. 310.

E.

Edelknabe, der. XI. S. 150.
Eduard VI., König von England. IX. S. 140. XVI. S. 265.
Eiler, Jonas, aus Timmel in Ostfriesland. XVI. S. 263.
Einäugige, der. VI. S. 110.
Eismann, Ernst, von Schleiz, der Freundesmörder XIII. S. 180.

F.

Feller, Dr., Stadtphysikus in Bauzen. I. S. 28.

Franklin, Benjam., Erfinder der Gewitterableiter. II. S. 58. VII. S. 113. VIII. S. 127.
Franz, J. Friedr., (Herausgeber des Tugendspiegels). XV. S. 260.
Franziskus, Junius. VII. S. 117.
Friedrich von Oldenburg. II. Th. III. S. 315.
Friedrich von Baden. II. Th. IV. S. 330.
Frommann, Maria Magdal. II. S. 69.
Fuchs, Gottlieb, Pfarrer zu Taubenheim im Meißnerkreis. III. S. 51.

G.

Garcias, der Brudermörder. XIII. S. 175.
Gleim, J. Ludwig Wilh., bekannter Dichter. I. S. 27. XV. S. 245.
Grotius, Hugo, schwedischer Minister am französischen Hof. III. S. 82.
Gräbe. XIII. S. 175.

H.

Haage, Johann Bartholomä, Generalsuper. in Stuttgardt. I. S. 54.
Hale, Matthäus, Oberrichter in England. VII. S. 122.
Haller, Albrecht von, aus Bern, Professf. in Göttingen. IV. S. 95.
Harrington, englischer Lord. II. S. 67.
Händel, Georg Friedr., ein berühmter Tonkünstler. III. S. 80.
Hendel, J. Christoph, Buchdr. und Buchhändler in Halle. XV. S. 259.
Herbert von Cherbury. II. S. 68.
Hermann der Cheruskr. II. Th. VI. S. 339.
Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. II. S. 71.
Heuchler, der kleine. XI. S. 153.
Heyne, Chr. Gottl., Geheimer Hof- und Justiz-Rath in Göttingen. I. S. 5.

Heyne, Christoph, sächs. Prediger. I. S. 32.
Hippel, Burgermeister zu Königsberg. II. S. 55.
Hirzel, Salomon, Seckelmeister in Zürich. XV. S. 239.
Holbein, Hans, berühmter Maler. XII. S. 167.

## J.

Jakobi, Karl, ein Jägerbursch am Fichtelgebirge. Anhang. S. 280.
Jervas, ein englischer Maler. XI. S. 151.
Jesus. II. Th. I. S. 287.
Johannes der Täufer. II. Th. I. S. 289.
Joseph, Franz Carl. III. S. 126.
Ista, ein reicher Zuckerbecker, aus dem Engadin. I. S. 42.
Jung, J. Heinr., genannt Stilling in Carlsruhe. I. S. 8. XV. S. 252.

## K.

Karl, Georg Fr., Markgraf von Bayreuth. II. S. 63.
Karl VII. König von Frankreich. VIII. S. 136.
Kaufmann, Angelika, ber. Malerin. X. S. 147.
Kirchner, M., sächs. Prediger. I. S. 33.
Klopstock, berühmter Heldendichter. IV. S. 101.
Klosterschüler, unter dem Abt Salomon in St. Gallen. VIII. S. 129.
Knabe, der betrunkene ruchlose. XIII. S. 178.
Krüsi, Vorsteher der Kantonschule in Trogen; früher Pestalozzis Gehülfe. I. S. 43.

## L.

Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau. IV. S. 97.
Liebe, kindliche. III. S. 77.
Linnee, Karl von, Prof. der Botanik in Upsal. I. S. 2. XV. S. 236.

M.

Maler, Josua, von Zürich. XV. S. 255.
Marmontel, bekannter franz. Schriftsteller. I. S. 24.
Menzikof, Großmarschall des russ. Reichs. I. S. 12.
Metellus, berühmter Römer. III. S. 77.
Montagne, Michael von, franz. Gelehrter. XII. S. 164.
Mornay. II. S. 61.
Mozart, Wolfg. Amadeus, berühmter Tonkünstler. III. S. 95.
Muskow, ein Lausitzer Prediger. I. S. 30.
Muskulus, Wolfg., ein berühmter Theolog zur Zeit der Reformation. VIII. S. 135.

N.

Napoleon, ehemal. Kaiser von Frankreich. VI. S. 109. XV. S. 240.
Naumann, sächsischer Kapellmeister in Dresden. I. S. 20. VIII. S. 131.
Nelson, ein berühmter Admiral. III. S. 86.
Nidau, Söhne des Grafen von. II. Th. VII. S. 352.

P.

Palafox, Johannes v., aus Navarra. XV. S. 243.
Pandorens Büchse. VI. S. 108.
Perron, du. XII. S. 170.
Pfeife, die. VII. S. 114.
Pfeifer, Dr., Superintendent zu Lübeck. XV. S. 242.
Platter, Thomas, Rector an der Burgschule zu Basel. XII. S. 165. XV. S. 246.
Plutarch, griech. Geschichtschreiber. X. S. 145.
Polemo, ein atheniſcher Weltweiser. VII. S. 124.
Prinzenraub. Nachtrag. S. 358.
Proceß, der verlohrene. VI. S. 111.
Pyra, ein Dichter, und Conrector am Cöllnischen Gymnasium zu Berlin. III. S. 88.

Winkelmann, J. Joachim, Alterthumsforscher. I. S. 1.

Z.

Zimmermann, J. Jakob, Professor in Zürich. III. S. 90.
Zinzendorf, Niklaus Ludwig Graf von, Stifter der Herrnhuter. II. S. 70.

Gedruckt mit Will'schen Schriften.

# XVIII.

## Jugendliche, außerordentliche Geistesfähigkeiten.

Verstand ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth und Bescheidenheit eingefaßt ist.

### 1.

### Salomon Geßner,

geboren zu Zürich den 1. April 1730, starb daselbst am 2. März 1787 als Mitglied des großen Rathes und Buchhändler. Nicht allein groß als Dichter, leistete derselbe Ausgezeichnetes als Maler und Kupferstecher.

Dieser liebenswürdige Dichter und unnachahmliche Maler der ländlichen goldenen Zeit, war der Sohn eines Züricher Rathsherrn, der zugleich einen Buchhandel führte.

Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wäre ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur noch alle Schwierigkeiten besiegt hätte. Ein poetisches Werk mochte noch so erbaulich seyn, wenn ihn der Lehrer bei dem Lesen desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büßen. Eben so wenig fand sein überwiegender Hang zur Zeichenkunst Nahrung; Niemand entdeckte seine Anlagen, so sprechend sie sich auch verriethen, und er blieb hier ohne alle Anleitung.

Laut beklagten sich die Lehrer bei den Eltern über die Dummheit des Knaben, in welchen nichts hinein zu bringen sey. Es wurden sehr harte Mittel angewandt, den Fleiß des Knaben zu spornen, weil der damalige verkehrte Sprachunterricht und das Vokabellernen in der Schule seinem Geschmack nicht zusprach. Wie glücklich ist dagegen unsere Jugend, die die Früchte der Bestrebungen unserer Tage, einen angemessenen Unterricht zu ertheilen, genießen kann! Da aber endlich Geßners Eltern sahen, daß alle Versuche, ihren Sohn in der Schule weiter zu bringen, fehl schlugen, so ward er einem Prediger auf dem Lande in die Kost gegeben. Berg, — so hieß der Ort seines damaligen Aufenthaltes — liegt in einer der anmuthigsten Gegenden des Kantons Zürich. Hier entfaltete die schöne Natur vor den Augen des gefühlvollen Jünglings ihre mannichfaltigen Reize; hier faßte sein der sanften Eindrücke jeder Schönheit empfängliches Herz die ersten Grundzüge jener idealischen Welt auf, die er bald nachher mit den liebenswürdigen Kindern seiner zauberhaften Phantasie bevölkerte. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl poetischer Versuche fallen in diesen Zeitpunkt.

O der Gewalt der Natur! — Den Fühlenden führt sie mit zarter
Hand durch das Leben, und zeigt Alles verklärt ihm und rein.

## 2.

## Johannes von Müller,

der schweizerische Tacitus genannt, wurde geboren zu Schaffhausen am 3. Januar 1752.

Dieser vortrefliche historische und politische Schriftsteller begann seine Hauptstudien Theologie und Geschichte zu Göttingen; wurde 1772 Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1781 Professor der Geschichte zu Cassel und später Hofrath und Bibliothekar und 1788 Conferenzrath des Churfürsten von Mainz. 1791 erhielt er von dem deutschen Kaiser das Adelsdiplom mit dem Titel eines Reichsritters, nahm 1807 nach mehrern Reisen die Stelle eines königlich westphälischen Staatssekretairs an, und starb zu Cassel den 29. Mai 1809 als Staatsrath und Generaldirektor der öffentlichen Schulen.

Nicht gab Dir Gott vergebens
Den Geist des edlen Lebens;
Geh' hin und leuchte, wo er ruft!

Voss.

Johannes von Müller brachte seinen unermüdlichen Eifer für die vaterländische Geschichte gleichsam mit auf die Welt. Noch im Flügelkleide zeigte der kleine Knabe außerordentliche Anlagen. Ehe er lesen konnte, wußte er schon die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte zu erzählen. Sein Großvater hatte sich die historischen Kupferstiche, welche von einigen gelehrten Gesellschaften alljährlich am Neujahrstag zu Zürich an die Jugend ausgetheilt werden, gesammelt: diese zeigte er dem äußerst wißbegierigen Knaben, erzählte ihm

die vorgestellten Geschichten und bald wußte sein bewundernswürdiges Gedächtniß alle auswendig.

Seine außerordentlichen Talente entwickelten sich frühe. Als ein fünfjähriger Knabe befand er sich einst auf einer Hochzeit. Einige Gäste stellten nach geendeter Mahlzeit den Kleinen auf eine Ofenbank, und nun erzählte er auf ihr Begehren aus der Weltgeschichte allerlei und zwar so lebhaft und angenehm, daß nach und nach Alle sich um ihn sammelten und ihm mit Erstaunen zuhörten. In seinem neunten Jahre, da er kaum schreiben gelernt hatte, verfaßte er aus schweizerischen Geschichtbüchern und Schafhauser Chroniken eine Geschichte seiner Vaterstadt, nach seines Hübners Methode, in Fragen und Antworten, und vergaß schon damals über solchen Arbeiten Essen und Trinken, und alle Freuden der Gesellschaft.

Im 13ten oder 14ten Jahre trat er in das Collegium humanitatis zu Schafhausen. Sein Fleiß blieb sich gleich. Meistens blieb er bis in die späte Nacht bei seiner Arbeit, und stand des Morgens gewöhnlich um 4 Uhr auf, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hätte. Er gedachte sich damals der Theologie zu widmen und als er im Collegio theologische Vorlesungen anzuhören anfieng, so machte er sich für seine Studien einen Plan in griechischer Sprache geschrieben, der noch vorhanden ist. Nach diesem las er jeden Morgen zwei Capitel in der hebräischen Bibel und

täglich drei im griechischen Neuen Testamente. Der Sonntag war allemal zur Revision seiner schriftlichen Arbeiten von der vorigen Woche bestimmt. In seinem 15ten und 16ten Jahre schrieb er schon nach der dortigen Schuleinrichtung einige Reden, welche noch vorhanden sind. Die Grundzüge seines schriftstellerischen Charakters verrathen bereits in denselben ein Gemüth, das von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist, eine lebhafte Empfindung, eine feurige Phantasie, Klarheit der Vorstellung, einen muntern, witzigen, bisweilen ironischen Vortrag und einen für sein Alter außerordentlichen Reichthum historischer Kenntnisse. Seinen Styl hatte er sich schon damals ganz eigen gebildet; daß üppige Auswüchse darin vorkommen, kann wohl nicht an einem sechszehnjährigen Jüngling befremden.

Anwendung.

Nur Streben, Thätigkeit, Arbeit, Fleiß, entwickelt alle unsere Kräfte und bringt sie durch Uebung zu einer bestimmten Stärke und Höhe. An diese Uebung ist unsere geistige und leibliche Vollendung geknüpft.

## XIX.

## Jugendlicher Trieb zum Lernen.

Mag wer da will im Müßiggang
Die goldne Zeit verleben!
Von mir sey's fern, mich schnödem Hang
Zum Nichtsthun zu ergeben;
Nur Arbeit, Fleiß und Frömmigkeit
Gewähren stets Zufriedenheit.

Verachtung trifft den Müßiggang,
Und Elend, wer ihm fröhnet.
Mit Freuden wird, wer ohne Zwang.
Die Arbeit liebt, gekrönet,
Drum sey auch meine Lebenszeit
Der Thätigkeit, dem Fleiß geweiht.

### 1.

### Adrian VI.,

geboren zu Utrecht im Jahr 1459, wurde nach Vollendung seiner Studien Professor in Löwen; 1507 Lehrer und Erzieher des nachmaligen Kaisers Karl V.; 1517 Kardinal; 1522 zum Pabst erwählt. Starb 1523 nach nur anderthalbjähriger Regierung.

Adrian VI., war der Sohn eines Handwerkers, der den Ruhm der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit hatte, aber frühzeitig starb, daher führte nun die Mutter die Erziehung ihres Sohnes glücklich fort. Besonders warnte sie ihn vor Lügen, Stehlen, Zank und Händeln, auch vor dem Umgang

mit lasterhaften Knaben, lehrte ihn die Kirchen besuchen, den Geistlichen bei der Messe aufwarten, die Predigten anhören, und was er von denselben behalten hatte, zu Hause zu erzählen. Einst fand er ein Stück Geld auf der Straße, und brachte es fröhlich nach Hause. Sogleich ging sie in einer Art von Unwillen mit an den Ort, wo er es gefunden hatte. Dahin nöthigte sie ihn es wieder zu legen, um auch einen unschuldigen Anfang zu ungerechter Habsucht bei ihm zu ersticken. Diese redlichen Anweisungen einer Frau von ganz gemeiner Erziehung, die aber ihren Sohn so sehr liebte, daß sie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch, wie sie glaubte, die Erhaltung desselben sich von Gott zu erbitten, scheinen bei demselben eben so bleibende Wirkungen hinterlassen zu haben, als der Unterricht seiner Lehrer.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen über seine frühere Erziehung, die wir nicht ganz übergehen wollten, auch nicht gut konnten, werfen wir nun einen Blick auf seinen großen Trieb, den er schon von früher Kindheit zum Lernen zeigte.

Als ein Knabe von fünf Jahren lernte er mit großem Eifer und Geschwindigkeit Lesen. Da er dem Lehrmeister alle Buchstaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worin sie standen, verächtlich fort, und versicherte seinen Vater, sein Lehrmeister kenne die Namen der Buchstaben nicht so fertig als er, und brauche nun selbst Unter-

weisung. Dieser gab ihm daher den scherzhaften Namen: Magister Adrian: der ihm lange verblieb. Zu Deventer oder zu Zwoll lernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit; er ließ seine Mitschüler immer weit hinter sich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geschickt. Sein Fleiß war hier ungemein: man sah ihn oft des Nachts an dem Scheine der Lichter, welche die Kirchen und Straßen erleuchten, lesen. Besonders ergab er sich der Philosophie mit dem größten Eifer. Er wurde wegen dieser Bemühungen im Jahre 1488 zum Magister der freien Künste ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philosophischen und mathematischen Wissenschaften mit ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik hatte er die schwersten Lehren ohne fremde Hülfe eingesehen. Als der gelehrte Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung aussuchen, so empfahl man ihm den jungen Adrian. Die gleiche Fertigkeit erlangte er auch in der Theologie — so wie sie damals vorgetragen wurde, und in der bürgerlichen sowohl, als päbstlichen Rechtsgelehrsamkeit.

Anwendung.

Suche die Wissenschaft! als würdest ewig du hier seyn;
Tugend! als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

## 2.

## Joachim Nettelbeck,

Bürgerrepräsentant, dann Rathsherr, war geboren zu Colberg am 20. September 1738 und starb daselbst den 19. Januar 1824.

Nur aus dem kraftvollen thätigen Jünglinge, wird ein kraftvoller Mann, und nur aus dem besonnenen, festen, thätigen Mann ein froher Greis.

Seit der zum Heil von Teutschland fruchtlos gebliebenen Belagerung Colbergs 1807 ist der Name Nettelbeck wohl keinem teutschen Ohre ganz fremd geblieben; und er gilt so sehr als Inbegriff von Bürgertugend und ächtem Patriotismus, von schlichtem Biedersinn und ruhiger sich selbstbewußter Thatkraft, daß ihm eine Celebrität zu Theil geworden, an welcher selbst die an den aufferordentlichsten Erscheinungen so überreiche Folgezeit seither kaum etwas vermindert hat. Unter Preußens Heroen nimmt er daher eine hohe Stelle ein. Was er bei jener Belagerung durch die Franzosen seiner Vaterstadt und seinem Vaterlande geworden davon zeugen die Jahrbücher preußischer Geschichte. Nicht ein fast 70jähriges Alter, nicht die Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen vermochten ihn sich dem allgemeinen Wohl auf eine entschiedene Weise zu wiedmen; glücklich das Land das solche Bürger in den Zeiten der Gefahr die Seinen nennen kann! — Ein Paar interessante Züge aus dem Jugendleben

dieſes herrlichen Mannes werden hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Rettelbecks Vater war ein Brauer und Weinbrenner, und ſtand bei der Bürgerſchaft zu Colberg in Liebe und Anhänglichkeit. Seine Erziehung aber erhielt er im Hauſe ſeiner Großeltern väterlicher Seite, und kaum konnte er recht lallen, ſo ſtand auch ſchon ſein Sinn darauf, ein Schiffer zu werden. Dieſe frühe Neigung legt er dem Umſtande bei, weil ihm dies oftmals vorgeplaudert worden ſey. Sein Hang dazu war daher ſo ſtark, daß er aus jedem Holzſpan, aus jedem Stückchen Baumrinde, was ihm in die Hände fiel, kleine Schiffchen ſchnitzelte, ſie mit Segeln von Federn oder Papier ausrüſtete, und damit auf Rinnſteinen und Teichen handthierte.

Wenn ſeines Vaters Bruder, der ein Schiffer war, im Hafen lag, ſo hatte der kleine Joachim zu Hauſe keine Ruhe mehr, ſondern bat, ihn nach der Münde zu laſſen; das war ihm nun das vergnügteſte Leben, wenn er auf dem Schiffe ſeyn, und mit den Schiffleuten in ihrer Arbeit herumſpringen konnte. Nicht viel geringer war ſeine Liebe und Freude am Gartenweſen; ſein Großvater ein beſonderer Gartenfreund nahm ihn beſtändig mit gab ihm ein Stückchen Land zum Eigenthum und ließ ihn ſehen und erkennen was zur Gartenarbeit gehöre. Hier legte er Obſtkerne, verpflanzte, propfte und okulirte; er begoß und pflegte ſeine

Gewächse. Bei solchen und ähnlichen Spielereien — er war nämlich auch ein großer Liebhaber von Tauben und sparte sich von seinem Frühstücksgelde so viel am Munde ab, daß er sich ein Paar kaufen konnte, — versäumte er die wichtige Schulzeit, und hatte zu solchen nöthigen Hauptbeschäftigungen weder Lust noch Zeit, und wenn seine Großmutter meinte, der Kleine säße fleißig auf der Schulbank, so schiffte er vielmehr in Rinnsteinen und Teichen umher; dies machte ihm so viel zu schaffen, daß er weder bei Tag noch bei Nacht davor ruhen konnte.

Einst nahm ihn aber sein Herr Pathe dafür ernstlich in die Cur, und gab ihm zu bedenken, daß, wenn er ein Schiffer werden wolle, so müsse er auch fleißig in die Schule gehen, eine firme Hand schreiben und gut rechnen lernen, sonst dürfe er nie an so etwas denken. Er sann darüber nach, fand daß der Herr Pathe recht habe, schaffte seine Tauben ab, und bekam nun einen so brennenden Trieb zur Schule, daß ihn die Lernbegierde auf allen Schritten und Tritten verfolgte. Er wollte und mußte ja ein Schiffer werden! daher hatten auch alle seine heiligen Christgeschenke, woran es der Herr Pathe nicht fehlen ließ, immer eine Beziehung auf die Schifferschaft. Bald war es ein runder holländischer Matrosenhut, bald lange Schifferhosen, bald wieder Pfefferkuchen, als Schiffer geformt.

So mochte er etwa acht Jahre alt seyn, als sein Herr Pathe ihm unter andern Weihnachtbescherungen, auch eine Anweisung zur Steuermanns-Kunst in holländischer Sprache verehrte. Dies Buch machte seine Phantasie so rege, daß er Tag und Nacht für sich selbst darin studirte, bis ihm sein Vater bei einem dortigen Schiffer zwei wöchentliche Unterrichtstage in jener edlen Kunst ausmachte. Dagegen blieben die andern vier Tage noch zum Schreiben und Rechnen bestimmt. Ein Jahr später ward die Steuermannskunst die Hauptsache und alles andere in die Neben- und Privatstunden verwiesen.

Sein Eifer für diese Sache gieng so weit, daß er im Winter oft bei strenger Kälte, wenn des Nachts klarer Himmel war, und wenn seine Eltern glaubten, daß der Sohn im warmen Bette stecke, heimlich auf den Wall mit seinem Instrumente gieng, die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith maß, und darnach die Polhöhe berechnete. Wenn er dann am Morgen erfroren nach Hause kam, verwunderte sich Alles und erklärte ihn aber auch, wie er selbst sagt, für einen überstudirten Narren. Oftmals zog er sich aber dadurch, weil er nun heimliche Versuche machte, auf seine Sternwarte zu kommen, von seinem Vater manche schwere Ohrfeige zu.

Aehnlicher Lohn ward ihm auch sonst noch für ähnlichen Eifer! Zu oft hatte er gehört, daß ein

Seemann vor allen Dingen gut Klettern lernen müsse, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, als daß er nicht hätte begierig werden sollen, sich darin bei Zeiten zu üben. Hierzu fand sich eine erwünschte Gelegenheit durch die nähere Bekanntschaft mit dem Sohne des damaligen Glöckners, dieser war in seinen Jahren, und wollte auch Schiffer werden. Mit diesem machte er sich außer der Schulzeit, auf den Boden (First), der großen Kirche, in das Sparrwerk und die Balkenverbindungen, bis hoch unter das kupferne Dach hinauf. Hier stiegen und krochen sie überall herum, daß sie sich in der gewaltigen Verzimmerung dieses großen Gebäudes oft dergestalt verirrten, daß Einer vom Andern nichts wußte. Kamen sie dann wieder zusammen, so konnten sie nicht genug erzählen, wo sie gewesen waren, und was sie gesehen hatten.

Bald ging es nun zu einem Wagstück weiter. Auch in die Spitze des Thurmes krochen sie in dem inwendigen Holzverbande hinauf — so hoch, bis sie sich in dem beengten Raume nicht weiter rühren konnten. Aber eben diese Gewandtheit und Ortskenntniß kam ihm in der Folge recht gut zu statten, als 1777 ein Wetterstrahl in den Thurm geschlagen hatte, und Nettelbeck so glücklich war, durch seine Lokalkenntniß das Feuer löschen zu können. Nunmehr aber genügte es den Knaben nicht mehr, bloß innerhalb von Balken zu Balken sich schwingen

zu können, es sollte auch außerhalb des Gebäudes geklettert werden. Sie machten sich nun auf das kupferne Dach; stiegen bei den Glocken aus den Luken auf das Gerüst; von da auf die Forst des Kirchendaches, und indem sie darauf, wie auf einem Pferde ritten, rutschten sie längshin vom Thurm bis an den Gipfel, und auf gleiche Weise wieder zurück. Ein Paar hundert Zuschauer gafften drunten, zu ihrer großen Freude, nach den beiden jungen Waghälsen in die Höhe. Auch sein Vater war, ohne daß es der Kleine wußte, unter dem Haufen gewesen; und so konnt' es nicht fehlen, daß seiner, bei der Heimkunft, für diese Heldenthat eine derbe Tracht Schläge wartete. Mit Recht hätte er diese Strafe verdient, denn obgleich sein Vater ihm Leibesübungen nicht verboten hatte, so wollte er doch, daß sie nur in seiner Gegenwart geschehen sollten, damit Unglück verhindert werde.

Kaum mochte er etwa eilf Jahre alt seyn, sollte es, zu seiner unsäglichen Freude, Ernst mit seiner künftigen Bestimmung werden. Seines Vaters Bruder nahm ihn auf sein Schiff als Kajüten-Wächter, und so ging seine erste Ausflucht nach Amsterdam.

Anwendung.

Unser Ziel ist Gott, ist Wahrheit, Tugend, Seligkeit. — Unser Beruf heißt: Weiter! Immer weiter! Es wachse mit dem Alter unser Werth, und jeder Tag sey ein Schritt zu höherer Vortrefflichkeit.

## XX.

## Frühe Anlage zu großen Tugenden und Lastern.

Frömmigkeit und Tugend
Sind ein Schmuck der Jugend,
Lassen unsere Frühling schön,
Unsere Winter froh vergehn.

Wenn wir von den Freuden
Dieses Lebens scheiden:
Sie begleiten, Hand in Hand,
Uns ins schönere Vaterland.

Dort, wo Engel wohnen,
Werden sie noch lohnen.
Tugend dir, dir, Frömmigkeit,
Sey mein Herz schon früh geweiht.

### 1.

### von Mezières, aus Burgund,

Oheim der bekannten Frau von Genlis, und Häuptling unter den nordamerikanischen Wilden.

Mezières grausame Mutter, welche sich nach dem Tode ihres Mannes mit dem Marquis de la Haye wieder verheirathete, schickte diesen ihren einzigen Sohn erster Ehe als einen Taugenichts, wofür sie ihn ausgab, nach Amerika. Dieser Knabe ward aber durch seinen Verstand, sein Genie, seinen Muth und seine Tugenden der ausgezeichnetste, ja der erstaunlichste Mann. Bei seiner Ankunft in

Nordamerika entwischte er zu den kanadischen Wilden, — er war damals noch nicht 14 Jahre alt! — und machte ihnen verständlich, daß ihn seine Eltern verlassen hätten, und er unter ihnen leben wolle; sie willigten unter der Bedingung ein, daß er sich tatuiren, d. h. seinen Körper, vermöge einer sehr schmerzlichen Operation nach ihrer Weise mit allerlei willkührlichen Figuren bemalen lassen wollte. Er überstand diese Probe mit einem Muthe, der die Wilden zur Bewunderung zwang.

Er hatte ein ungeheures Gedächtniß, die festeste Gesundheit, erlernte bald die Sprache seiner neuen Gefährten, und übertraf sie sogar in ihren Leibesübungen. Um seine schon erworbenen Kenntnisse nicht zu vergessen, denn er war ein ganz vorzüglicher Schüler in einem Collegium zu Paris gewesen, und hatte in allen Klassen den Preis gewonnen, grub er täglich französische und lateinische Verse und geometrische Figuren auf große Stücken Baumrinde, aus diesen machte er eine ungeheure Sammlung, die er sorgfältig aufbewahrte. Die Wilden schenkten ihm bald ihre höchste Achtung, und er war noch nicht 20 Jahre alt, als sie ihn einstimmig zum Häuptling erwählten. Bald nachher geriethen sie mit den Spaniern in Krieg; er lehrte seine Wilden ihn geschickter zu führen, daher sie unter seiner Anführung ansehnliche Vortheile gewannen, und die Spanier fanden, daß er der Wilden außerordentliche Gaben besitze. Sie spra-

chen von Frieden, der Häupeling Mezières ward ihn zu unterhandeln abgeschickt, und das Erstaunen der Spanier stieg aufs höchste, wie er nur Lateinisch mit ihnen sprach. Sie befragten ihn über seine Schicksale, wurden davon gerührt, von seinem Verstand, selbst von seinem Genie entzückt, und boten ihm spanische Dienste an. Er ging unter der Bedingung den Vorschlag ein, daß die Wilden den Frieden erhielten. Sobald dieser geschloßen war, floh er zu den Spaniern, und betrug sich da so vortrefflich, daß er eine reiche Heirath schloß, und nach 10 bis 12 Jahren zum Gouverneur von Louisiana ernannt ward. Er kaufte schöne Ländereyen, sammelte eine herrliche Bibliothek, und war vollkommen glücklich.

„Ist auch der Mütter eine
Die ihres Sohn's vergißt?
Und kann sie sein vergessen,
Will ich doch Deiner nicht,
Ich deiner nicht vergessen!
Der Herr ist's der es spricht."

## 2.

## Masaniello.

geboren zu Amalfi im Neapolitanischen, lebte um das Jahr 1647.

Dieser merkwürdige Mann nährte sich zu Neapel als Fischer, auch als Fisch- und Obsthändler. Bei aller Armuth hatte er einen stolzen und unternehmenden Geist. Im Jahr 1647 war er das Haupt bei einem Volksaufstande zu Nea-

seb und wurde 1617 das Opfer seiner unüberlegten Handlungen.

Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest gegen Gottes Gebot!

Tob. 4, 6.

Schon als Knabe übertraf Masaniello alle andern seines gleichen an Stärke und Geschicklichkeit. Er wurde von ihnen gefürchtet, was er sich selbst nicht zu erklären wußte, weil er es niemals gesucht hatte. Gleichwohl herrschte er gern über andere, und es stand ihm nirgends an, wo er nicht befehlen konnte. Er hatte einen fast angeborenen Haß gegen den Adel und die Reichen, und führte in seiner Kindheit einen immerwährenden Krieg mit ihren Kindern, und wollte niemals mit ihnen einen Frieden schließen. Wenn seine Mutter, bekümmert über die unaufhörlichen Klagen, die bei ihr wider ihn einliefen, zu ihm sagte: Unglücklicher Thomas! sollen dich alle Leute als einen Popanz fürchten? so gab er ihr zur Antwort: warum ist man so feig, und fürchtet mich? Ich fürchte Niemand! Sein Vater konnte mit aller Strenge die Hitze seines unbändigen Characters nicht dämpfen. Thomas sammelte sich unter den Kindern von seiner Herkunft ein Völkchen treuer Unterthanen, darunter das Verzagteste das Leben frech gewagt hätte. Unaufhörlich führte er diese kleine Armee wider die Kinder der Reichen seiner Vaterstadt an. Auf diese Art

übte er sich, die Herzen anderer nach Willkühr zu lenken und gewöhnte sich an Gefahren, an die Sucht zu herrschen und Wagestücke auszuführen.

In seinem zehnten Jahre versprach ihm sein Vater einen Säbel, wenn er gern zur Schule gehen wolle; aber da er hier die kleinen Sclaven vor der Stimme ihres Lehrers zittern sah, so spottete er darüber. Er hörte bloß zu, was andere lasen, dabei er oft die Frage wiederholte, warum man ihn Dinge, die in Büchern stehen, lehrte? seiner Meinung nach lohnte es nicht die Mühe, Lesen zu lernen, und er verlangte, sein Lehrmeister sollte ihm bloß gute Grundsätze beibringen. Als dieser ihm einst mit einer niedrigen und unverschuldeten Züchtigung drohete, so schoß er einen verwegenen Blick auf ihn, und sagte ganz trocken: „Wenn ich nicht lesen lernen will, wer will mich zwingen?“ Dem Schulmeister fielen seine Waffen aus den Händen, und er suchte sich unverzüglich von einem solchen Schüler zu befreien.

Thomas lernte also nicht lesen, aber er wußte sich anderer Einsichten zu Nutze zu machen. Als er aus der Schule gejagt worden, so suchte er den väterlichen Verweisen zuvor zu kommen, und redete seinen Vater also an: „Ich werde dir nicht mehr gehorchen, weil ich dich nicht mehr lieben würde; du darfst mir nicht länger Brod schaffen, weil ich es entbehren kann. Du hast für meine Mutter und dich so nicht zu viel. Gieb mir den versprochenen Sä-

bei, und laß mich fort, mir selbst den Unterhalt zu verschaffen.“ Man gab ihm ein wenig Geld, nebst einem Stecken; er steckte ein Stück Brod in die Tasche, und so machte er sich auf und davon.

Anwendung.

Nur in einem reinen Herzen,
Nur in einer keuschen Brust
Toben nie der Reue Schmerzen,
Wohnet wahre Ruh und Lust.
Unbeherrschte Sinnlichkeit,
Tödet die Zufriedenheit;
Sie vergiftet alle Freuden
Und verwandelt sie in Leiden.
Reiner Sinn und Unschuld schmücket
Mehr als Schönheit; sie vermehrt
Jede Lust die uns entzücket,
Jedes Glückes Reiz und Werth.
Reinen Herzen fließt der Quell
Jeder Wonne rein und hell;
Denn sie hoffen voll Vertrauen,
Gott im reinern Licht zu schauen.

# I.

## Merkwürdige Führungen der göttlichen Vorsehung; Vertrauen auf Gott.

Der du nach allweisen Planen
Erde, Meer und Himmel lenkst;
Und mit treuem Vaterherzen
Stets an deine Menschen denkst;
Du umfassest alle Welten,
Wie man einen Ball umfaßt,
Ordnest Alles und vollendest
Was du angefangen hast.

### 1.

### Johann Joachim Winkelmann,

geb. zu Stendal den 9. Dezbr. 1717, ward ermordet zu Triest den 8. Juny 1768.

Winkelmanns, — dieses großen und berühmten Alterthumsforschers, — Vater, war ein armer Schuster, dessen häusliche Umstände eben so wenig äußere Beförderungsmittel zur Bildung des Sohnes zu geben vermochten, als zuließen, daß er sich selbst viel mit ihm beschäftigte. Unter Mangel und Dürftigkeit wurde er ohne alle Ahndung seiner vorzüglichen Talente dem gemeinsten Gange des Unterrichtes in seinem Geburtsorte überlassen.

Doch die göttliche Vorsehung weiß da Mittel und Wege einzuschlagen, wo menschliche Kräfte unzureichend sind. Folgender Umstand mußte dazu dienen, daß Winkelmanns Schicksale frühzeitig eine für ihn günstige Wendung nahmen. Der da-

malige Rector der Stadtschule zu Stendal, Tappert, verlor nämlich den Gebrauch seines Gesichts, und bedurfte deshalb eines Vorlesers, wozu er diesen Knaben wählte. Dieß Geschäft trug, theils an und für sich, theils als Veranlassung mancher für ihn belehrenden Gespräche, theils vorzüglich dadurch zu seiner Entwickelung bei, daß ihm der Rector für seine Mühe einen uneingeschränkten Gebrauch seiner, für jene Zeiten nicht unbedeutenden Bibliothek gestattete. Hier legte er also den Grund zu seinem unermüdeten Forschen nach Alterthümern. Darauf bezogen sich nun am meisten seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, seine Lectüre der alten Schriftsteller, sein Studium der Geographie und Geschichte.

1.

Karl v. Linne,

geb. 1707, gest. als Professor zu Upsala im Januar 1778.

Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe. Spr. Sal. 16, 9.

Daß das Studium der Natur unter allen menschlichen Kenntnissen am sichersten zur Gottheit führe, und den Menschen weiser, besser, und seiner Bestimmung würdig macht, beweißt das Leben des großen Naturforschers Linne auf das allerdeutlichste; mag es auch seyn, daß andere noch auffallendere Beweise der väterlichen Fürsorge Gottes in ihrem Leben erfahren haben. Voll brennenden Eifers für die Botanik, entblößt von allen Hülfsmitteln und eines gründlichen Unterrichtes entbehrend, hatte

Linnée viele Jahre lang mit den unsäglichsten Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Da er zum theologischen Studio keine Neigung hatte, und sich fast ausschließlich mit der Naturgeschichte beschäftigte, fühlte er, bei dem drückenden Mangel in dem er sich befand, wie nöthig es sey, daß er irgend ein ernährendes Fach wählen müsse, weil weder Flora noch Fauna ihre Lieblinge reichlich zu versorgen pflegt. Er wählte die Arzneikunst, weil zu dem Unterrichte in derselben die Kenntnisse in der Naturgeschichte unentbehrlich sind. Die Kostbarkeit dieses Studiums hätte ihn freilich abschrecken können, aber sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung war zu stark, als daß er das Nichtgelingen seines Vorhabens hätte befürchten sollen. Der Vater, ein armer Landprediger, war außer Stand ihn in seinen Studien zu unterstützen, daher zeigte ihm die göttliche Vorsehung in der Person des Professor Humärus, seinem Vetter in Lund, einen Gönner, der sich seiner annehmen würde. Aber eben war er in dieser Stadt angelangt, so vernahm er zu seinem Schrecken, daß Humärus, auf dessen Versprechungen er den ganzen Plan seines Glücks gebaut hatte, ein paar Tage vor seiner Ankunft gestorben sey. Doch die Absicht Gottes war, daß er gerade in Lund seine Studien machen, und sein Glück gründen sollte. Dazu erweckte er den Botaniker Kilian Stobäus, der im eigentlichen Sinne des Worts sein Wohlthäter ward. Dieser

dessen Söhne damals in Leipzig studirten, und bei dieser Gelegenheit ward auch nach dem Verfasser gefragt. Der Graf verlangte ihn kennen zu lernen; er möchte ihn wohl in seine Dienste nehmen. Das Glück des jungen Mannes schien nun gemacht; ein Wort des allmächtigen Ministers reichte dazu hin. Man schrieb sofort nach Leipzig; er ward wiederholt verlangt, und endlich, wie wohl ungern, machte sich Heyne dahin auf den Weg. Er mußte deshalb 51 Thaler Schulden machen, denn die nothwendigste Equipirung verlangte diese Ausgabe. Wirklich ward er dem Minister vorgestellt, auch recht gnädig empfangen. Aber statt der Hoffnung versorgt zu werden, wurde er mit der Versicherung entlassen: Man wolle für ihn sorgen! Er ward aber immer mit Versprechungen abgespeißt, es ward nichts, und er bekam auch nichts. Jeden Morgen hatte er im Vorzimmer gestanden, und immer einen gnädigen Blick erhalten, aber dies war auch alles.

Man denke sich den jungen Menschen in der Residenz, ohne Geld, ohne Credit, ohne Verbindungen. Nur das Vertrauen auf eine göttliche Vorsehung hielt ihn bei so traurigen Führungen aufrecht. Als seine Noth am größten war, war auch ihre Hülfe am nächsten. Er erhielt unerwartet eine Hofmeisterstelle, welche aber nur durch den Winter 1752 bis in den folgenden April, wo auch diese Stelle wieder aufhörte, währte.

Nun fieng aber die Noth an aufs Höchste zu steigen. Er mußte seine Bücher nach und nach verkaufen, um nur nicht zu verhungern. Leere Erbsenschoten, die er sich kochen ließ, wenn er sie aufgesammelt hatte, waren nicht selten das einzige Gericht, um seine traurige Existenz zu fristen. Kaum hat ein junger solider Mann die Schläge des Schicksals empfindlicher gefühlt als Heyne! Er hatte keine Wohnung. Ein Candidat Sonntag erbarmte sich seiner, und nahm ihn auf sein Zimmer. Aber es fehlte an einem Bette. Nichts blieb ihm übrig, als auf dem Boden zu schlafen, indem Bücher statt des Kopfkissens dienten. Lange konnte dies aber nicht dauern. Er miethete auf gut Glück ein Quartier, ohne zu wissen wovon es zu bezahlen.

Dieser traurige Zustand währte den ganzen Sommer und Herbst 1753 hindurch. Endlich zeigte ihm die gütige Vorsehung wieder einen Lichtstrahl. Nach vielem Anhalten wurde er als Abschreiber auf der Brühlischen Bibliothek mit 100 Thaler Gehalt ohne alle weitere Gefälle, angestellt. *)

---

*) G. Chr. Gottl. Heyne, biographisch dargestellt von A. Heeren. Göttingen. 8. 1813.

## 4.

### Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling,
geb. 1740 im Nassauischen, starb 1817 zu Carlsruhe.

Wer mit dem Leben dieses verewigten würdigen Mannes, einigermaßen vertraut ist, wird sich aus dessen Jugendjahren erinnern, wie viele und unsägliche Leiden und Widerwärtigkeiten der arme Jüngling bald als Schneiderbursche bald als Schulmeister erdulden mußte, bis ihn Gott durch alle diese Läuterungsfeuer hindurch geführt, endlich erlöst und herrlich gemacht hatte.

Am schlimmsten gieng es ihm wohl als Hauslehrer bei einem gewißen Kaufmann, den er in seiner Wanderschaft Hochberg nennt. In dessen Hause erreichten seine Leiden den höchsten Gipfel. Diese dauerten von Martini bis in den April 1762, also 19 bis 20 Wochen. Dieser Tag war aber der frohe Zeitpunkt seiner Erlösung. Als er des Morgens 9 Uhr in seinem Kerker am Tisch saß, und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes; alle seine Schwermuth und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte. Er besann sich, und wurde gewahr, daß er willens war weg zu gehen, und das Haus in der Stille zu verlassen. Dazu hatte er sich entschloßen ohne es zu wissen. In

demſelben Augenblick ſtand er auf, gieng hinauf in ſeine Schlafkammer, und dachte darüber nach.

Hier packte er nun ſeine paar Lumpen die er noch hatte, zuſammen, band ſeinen Hut mit hinein, den Stock aber ließ er zurück, dieſen Bündel warf er durch ein Fenſter hinter dem Hauſe in den Hof, begab ſich darauf wieder herunter, und ſpazirte ganz gleichgültig zur Pforte hinaus, gieng hinter das Haus, nahm den Pack, wanderte ſo geſchwind als er konnte das Feld hinauf und eine ziemliche Strecke in den Buſch hinein. Hier zog er ſeinen abgeſchabten Rock an, ſetzte den Hut auf, that ſeinen alten Kittel, den er an Werktagen getragen hatte, in den Bündel, ſchnitt einen Stecken ab, und wanderte Nordwärts durch Berg und Thal fort, ohne einen Weg zu haben, oder zu wiſſen, wohin!

Jetzt war zwar ſein Gemüth ganz ruhig, er ſchmeckte die ſüße Freiheit in all ihrer Fülle; allein er war doch faſt betäubt und ſinnlos, ſo daß er an ſeinen Zuſtand gar nicht dachte, und keine Ueberlegung hatte. Als er 1 Stunde durch wüſte Oerter fortgewandelt war, gerieth er auf eine Landſtraße, die zu einem Städtchen führte welches ohngefähr 1 Stunde von ihm noch entfernt liegen mochte. Gegen 11 Uhr kam er vor dem Thore an, gieng hinein, gerade durch die Stadt durch, und zum andern wieder heraus. Nach einer halben Stunde gerieth er in einen Wald, die Straße verlor ſich

und nun fand er keinen Weg mehr; er setzte sich nieder, denn er hatte sich müde gelaufen. Jetzt kam seine völlige Kraft zu denken wieder, er besann sich und hatte keinen einzigen Heller Geld bei sich, weil er noch wenig oder gar keinen Lohn von seinem letzten Herrn gefordert hatte; doch war er hungrig, aber in dieser Einöde wußte er weit und breit um sich keinen Menschen der ihn kannte.

Jetzt fieng er an und sagte bei sich selbst: „Nun bin ich denn doch endlich auf den höchsten Gipfel der Verlassenheit gestiegen, es ist jetzt nichts mehr übrig als betteln oder sterben; — das ist der erste Mittag in meinem Leben, an welchem ich keinen Tisch für mich weiß! ja, die Stunde ist gekommen, da das große Wort des Erlösers für mich auf der höchsten Probe steht: Auch ein Haar von eurem Haupt soll nicht umkommen. — Ist das wahr, so muß mir schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Worte geglaubt; — ich gehöre mit zu den Augen die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf, wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn's ihm Noth thut.“ Stillings Herz war bei diesen Worten so beschaffen, als das Herz eines Kindes, wenn es durch strenge Zucht endlich wie Wachs zerfleußt, der Vater sich wegwendet und seine Thränen verbirgt.

Indem er so dachte, ward es ihm plötzlich wohl im Gemüthe, und es war als wenn ihm jemand zuspräche: Geh in die Stadt, und such einen Meister! Im Augenblick kehrte er um, und indem er in eine seiner Taschen griff, so wurde er gewahr, daß er seine Schere und Fingerhut bei sich hatte, ohne daß ers wußte. Er kam also wieder zurück, und gieng zum Thore hinein, fand einen Bürger an einer Hausthüre stehen, diesen grüßte er und fragte: wo der beste Schneidermeister in der Stadt wohne? Dieser Mann rief ein Kind, und sagte ihm: da führe diesen Menschen zum Meister Isaak. Bei seinem Eintritt in die Stube deckte eine artige, reinliche und freundliche Frau so eben den Tisch, um mit ihren Kindern zu Mittag zu essen. Als Stilling nach Arbeit fragte, erhielt er die angenehme Antwort, daß ihr Mann um einen Gesellen in Verlegenheit sey. In ein paar Minuten erschien Meister Isaak auch, man nöthigte Stilling'n zu Tische; und so war schon seine Speise bereit gewesen, als er noch im Wald irre gieng, und nachdachte: Ob ihm auch Gott diesen Mittag die nöthige Nahrung bescheren würde. *)

*) S. Joh. Heinr. Jung Stillings Jünglingsjahre. Berlin und Leipzig 1778. 8.

## 5.

## Menzikof,

### Großmarschall des Russischen Reichs unter Peter dem Großen.

Die göttliche Vorsehung bedient sich im Leben der Menschen oft sehr unbedeutend scheinender Mittel um diejenigen aus dem Staube zu erheben und zu begünstigen, die sie zu höhern Zwecken bestimmt hat. Dieß beweißt das Leben Menzikofs, eines Pastetenbäckers zu Moskau, Sohn.

Menzikof, dessen Name vor seiner Standeserhebung Alexander war, mußte dem Vater in seinem Gewerbe helfen, und in den Straßen der Hauptstadt Pasteten zum Verkaufe herumtragen. Weil er gemeiniglich auf dem Schloßhofe das meiste von seiner Waare absetzte, so gieng er auch öfters dahin. Die Soldaten von der Garde trieben ihre Scherze mit ihm, und der junge Mensch wandte auf seiner Seite alle Talente, sie zu belustigen an, weil er dabei seinen Vortheil fand.

Eines Tages zupfte ihn ein Soldat von der Wache, gegen welchen sich der junge Pastetenbäcker einige bittere Scherze erlaubt hatte, bei den Ohren. Alexander that einen so durchdringenden Schrei, daß ihn der Czar hörte. Der Prinz von dem Schmerze des Knaben gerührt, gab einem Officier den Auftrag, ihn sogleich den Händen des Soldaten zu entziehen, und zu ihm zu führen. Der junge

Mensch erschien vor dem Czar ohne die mindeste Bestürzung, antwortete mit einer entschloßenen Miene auf alle Fragen die Peter an ihn that, und ließ sogar einige nicht unwitzige Scherze mit unter laufen. Die Zuneigung des Czars wuchs durch diese mündliche Unterredung so sehr gegen ihn, daß er ihn als Page in seine Dienste zu nehmen beschloß, und ihn sogleich als einen solchen zu kleiden, Befehl gab.

Menzikof stieg bis auf den höchsten Gipfel des Glücks. Das ganze russische Reich ward ihm unterthan, so daß er ohne große Schwierigkeiten den großen Weg seines Glücks bis zu den Stufen des Thrones zurücklegte. Wie er aber auf der andern Seite auf eine schreckliche Art gedemüthiget, vom Glück gänzlich verlassen, und auf die niedrigste Stufe des menschlichen Elendes auf ein mal wieder herabgerißen ward, — gehört nicht weiter hier her.

## 6.

### Valentin Jamerai Düval,

kaiserlicher Bibliothekar und Aufseher über das Münzkabinet in Wien, geb. 1695 in der Champagne, gest. im Jahr 1775.

Düval der ein und zwanzig jährige Schäfer bei den Eremiten zu St. Anna ohnweit Lüneville, sieht sich plötzlich durch einen Wink der göttlichen Vorsehung aus der Dunkelheit des Waldes in die

Mitte eines Hofes versetzt, wo man damals nichts als Freude und Vergnügen athmete. Und was noch erstaunenswürdiger ist, dieser bäurische und vorzüglich was sein Aeußeres betrifft, halbwilde Mensch wird der Ehre gewürdiget sich fürstlichen Personen nähern zu dürfen.

Man vernehme nun die Umstände eines Ereignisses und die Art auf welche es die göttliche Vorsehung einleitete.

„Ich befand mich im Jahr 1717 an einem Nachmittag mit meiner Heerde in dem Gebüsche eines Thals, das nicht weit von meiner Residenz, der Einsiedelei lag. In einem elenden leinenen Kittel gekleidet, meine Füße in plumpe Holzschuhe eingeengt, meinen Kopf mit einem ehemals schwarzen, nun vor Alter grauen, an zwei bis drei Orten durchlöcherten Hut bedeckt, unter welchem mehrere Büschel meines glänzenden und sehr glatten Haares nachläßig hervor hiengen, und zum Theil mein Gesicht bedeckten, lehnte ich, unterm Arm einen Atlas in Großfolio Theatrum Geographiae veteris betittelt, und in der Hand einen Band mit mathematischen Abhandlungen, eben an einer Eiche mit gesenktem Kopf und einem Finger an den Lippen, ganz in der Stellung eines Menschen der nachdenkt, — als ein wohlgekleideter Mann den Fußsteig, der von St. Anna nach der im Walde befindlichen Quelle führt, verließ, auf mich zuzieng, und mich fragte, ob ich ihm nicht irgend ein Vogelnest zeigen

könnte, es würde den jungen Prinzen auf ihrem Spaziergang im Walde Freude machen. Da ich wußte es befinde sich eins nur ein paar Schritte von der oben erwähnten Quelle weg, so zeigte ich daſſelbe der Perſon, die mich darum angeſprochen. Ich kehrte hierauf wieder auf meinen alten Poſten zurück. Kaum war ich wieder daſelbſt, ſo gieng der erſte Kammerherr der Lothringiſchen Prinzen, bei mir vorüber. Der Zufall wollte, daß ich ihm in die Augen fiel, meine Figur reitzte ſeine Aufmerkſamkeit. Er gab mir ein Zeichen mich ihm zu nähern. Bei dem Anblick meiner freilich wenig zu meinem übrigen Aufzuge paſſenden Bücher ſchien er über eine ſo gemiſchte Erſcheinung ſehr erſtaunt.

Was habt ihr hier? ſagte er mit einem trocknen und unfreundlichen Tone.

„Mein Herr"! antwortete ich, mit einer ſchüchternen Miene; denn ſein ernſtes und ſtrenges Ausſehen, ſo wie ſeine große und majeſtätiſche Statur hatten mir imponirt: „dieſer Atlas iſt eine Sammlung Landkarten aus der alten Geographie, und in dieſem Buche hier befinden ſich verſchiedene mathematiſche Abhandlungen."

Bei dieſer Antwort entfaltete eine angenehme Leutſeligkeit die Runzeln ſeiner Stirn.

Was macht ihr aber mit ſolchen Dingen in eurer gegenwärtigen Lage?

„Der Band mit mathematiſchen Abhandlungen enthält geometriſche Aufgaben die ich zu begreifen

suche, und die Sammlung von Landkarten zeigt mir die Orte, die sich in der Geschichte berühmt gemacht haben."

Das ist sonderbar, laßt mich doch eure Landkartensammlung sehen?

Ich gab sie ihm hin, er machte dieselbe auf und es fiel ihm gerade eine Karte von Attika, Böotien und einem Theil des Peloponnes in die Hand. Ich übertreibe nichts, wenn ich sage, daß ich beinahe die Lage aller Oerter und Gegenden derselben aufs genaueste kannte.

Daher antwortete ich auch ziemlich treffend auf alle Fragen des fremden Herrn, der sehr erstaunt war, unter einem lumpichten Bauernkittel eine Art von Gelehrsamkeit anzutreffen. Er gab mir den Atlas zurück, und gieng sogleich zu den jungen Prinzen und dem Herrn Baron v. Pfutzner, ihrem Untergouverneur, die sich mit einander in einem nahen Wäldchen befanden. Er sprach mit ihnen von seiner so eben gemachten Entdeckung, wie von einer Art von Erscheinung. Dies erregte die Neugierde der ganzen Gesellschaft so sehr, daß ich mich plötzlich von den verehrtesten Personen umringt sah.

Der Untergouverneur fragte mich: Wie könnt ihr bei so rohen und unwissenden Leuten, als eure Eremiten sind, leben? Seyd ihr mit eurer gegenwärtigen Lage zufrieden, und würdet ihr sie nicht gern verlassen, wenn euch die Vorsehung eine bessere darböte?

Es ist wahr, die Einsiedler in deren Dienste ich stehe, sind ein bischen materiel, und bekümmern sich um die Kenntnisse, auf die ich mich lege, sehr wenig; aber dafür zeichnen sie sich in der Kenntniß des Heils, welche ihr Beruf ist, aus. Sie sind dabei im Ackerbau der sie beschäftiget und nährt, sehr geschickt. Es ist nun das fünfte Jahr, daß ich glücklich und ruhig mit ihnen lebe, und ich bin so zufrieden mit meinem Dienste, daß man mir, um ihn zu verlassen, den Dienst bei einem Fürsten anbieten dürfte, ohne daß ich ihn annähme, es müßte denn seyn, daß ich in den Stand gesetzt würde, unaufhörlich zu lesen und zu studiren. Das wäre der einzige Reitz, der mich verleiten könnte meine Einsamkeit zu verlassen.

Der Gouverneur wurde durch die sonderbaren Grundsätze des jungen Düvals in große Verwunderung gesetzt, und fragte ihn, ob er von der neueren Geographie keine Karten besäße? Düval lief sogleich in seine Zelle um die daselbst befindlichen herbei zu holen. Als er sie dargebracht hatte, griff einer der dabei stehenden jungen Prinzen mit einer solchen Lebhaftigkeit nach denselben, daß er ihren Rand zerriß. Mein Herr, rief Düval, mit einem trotzigen und heftigen Ton: sehen Sie, Sie haben da meine Karten beschädiget. Nehmen Sie mir ums Himmels willen die übrigen in acht. Man gab ihm aber lächelnd zur Antwort, er solle sich darüber keinen Kummer machen, man würde ihm

schon etwas geben, wofür er sich neue Karten kaufen könnte; und dieß geschah auch in der That. Die Fremden begaben sich nun wieder hinweg.

So endete sich der entscheidendste und wichtigste Auftritt der Düvalen in seinem Leben begegnet war, weil alle nachfolgende durch diesen veranlaßt worden sind.

Inzwischen vergingen drei Tage und es zeigte sich nicht der geringste Anschein einer Veränderung seiner bisherigen Lage. Endlich am Morgen des vierten, da Düval eben im Obstgarten der Einsiedelei mit einem Buche in der Hand unter einem Baume lag, erschien ein herzoglicher Kammerdiener und eröffnete ihm, daß einer der Herrn, die ihn letzthin im Walde gesprochen, eine Zuneigung zu ihm gefaßt, und entschlossen wäre, ihm Gutes zu thun. Wenn er nun an den Hof kommen wollte, so würde er die Wirkungen seiner zu seinem Besten getroffenen günstigen Anstalten erfahren.

Da sich dieser Abgeordnete zugleich erklärte, daß die Absicht dieses Wohlthäters sey, ihn studiren zu lassen, und ihm alle die Bücher zu verschaffen, die er dazu nöthig hätte, so willigte Düval ein, und bat nur noch sich die Erlaubniß dazu von seinen Obern erbitten zu dürfen.

Düval begab sich nun mit dem Kammerdiener in die Wohnung des Baron v. Pfutzner, so hieß sein Wohlthäter, nach Lünneville, um dessen erhabene Absichten die er mit ihm vor hatte, näher

zu vernehmen. Bei der Rückkehr in seine geliebte Einsiedelei, brauchte es nur einen Blick zur Generalmusterung seiner sämmtlichen Habseligkeiten. Er ließ sogleich alle seine Stieglitzen in Freiheit, befreite ein Eichhörnchen, das gleich einem Spitzbube zum Rade verurtheilt war, von den Banden, ließ seinen alten Hut, den leinenen Kittel, seine Holzschuhe, so wie alle übrige Lumpen seiner Garderobe für den Nachfolger zurück, und theilte verschiedene Andachts- und moralische Bücher unter seine frommen Einsiedler aus. Dagegen dünkte ihm, die Karten womit er sein Kämmerchen austapeziert hatte, könnten ihm auch in seinem neuen Aufenthalte noch von Nutzen seyn, und packte sie mit großer Sorgfalt ein. Am Ende dankte er seinem Dienstherren auf die gerührteste und aufrichtigste Weise, für alle die Liebe die sie besonders in Rücksicht seiner Studien für ihn gehabt, und versicherte sie, daß sie darauf rechnen könnten, er werde dasjenige, was er ihnen schuldig sey, nie vergessen.*) Nachdem er sie mit Thränen umarmt hatte, empfahl er sich beim Abschied noch ihrem Gebet und Andenken.

*) Er hielt auch wirklich Wort; was er für die Erweiterung und Verschönerung ihrer Wohnung in der Folge gethan, dieß findet man in der Biographie Düvals welche der Herausgeber des Neuen Tugendspiegels neu bearbeitet, und bei Huber u. Comp. zu St. Gallen 1812. herausgegeben hat.

Geschäft ihm nur noch öfter zugemuthet werden dürfte, kämpfte ein Weilchen mit sich selbst. Die Furcht seinen Eltern zu mißfallen war groß, doch sein natürlicher Widerwille noch größer. Er entschloß sich endlich kurz und gut, und lief — schnurstraks wieder nach Hause.

Der Empfang allda war nicht der freundlichste. Eine ziemlich ernste Züchtigung ergieng über den Flüchtling, und ward verschmerzt, wie man gewöhnlich in dergleichen Jahren die halb oder ganz verdienten Strafgerichte zu verschmerzen pflegt. Nur als die Mutter verlangte, daß er zurück zu seinem Meister gehen solle, versicherte er ganz entschieden: lieber in den Tod. Man beschloß nun, nicht sofort die äußerste Gewalt, sondern ein andres antreibendes Mittel zu versuchen. Es ward ihm zuerkannt das Vieh zu hüten. So beschimpfend diese Verrichtung für den Halbjüngling zu seyn schien, so gelassen unterzog er sich derselben. Als man nach einigen Tagen mit spottendem Ton ihn fragte: wie dieses Aemtchen ihm gefalle? versicherte er so gelassen als möglich: er wolle es lieber lebenslang verwalten, als in die schwarze Schlosserstube, und zum Glasstoßen sich einzusperren.

Sein Vater kam jetzt aber auf den Wunsch zurück, aus seinem Liebling einen Schulmeister zu erziehen, auch die Mutter willigte endlich ein, und der gute Knabe durfte nun daheim ganz seiner Neigung folgen, fleißig das Clavier spielen, und die

öffentliche Schule in Dresden besuchen. Sein allerseeligster Genuß aber war Sonntags in der katholischen Kirche eine Messe von Haße mit anzuhören; denn diesen großen Tonkünstler liebte er schon damals mit einer Ehrfurcht die fast bis zur Anbetung übergieng.

Daheim war sein täglichstes Bestreben die Tonsetzungen von Sebastian Bach auf seinem höchst mittelmäßigen Klaviere durchzuspielen, damit er sie endlich mit Fertigkeit und Gefühl zugleich vortragen lerne. Reichliche drei Jahre verflossen ihm so, gewissermaßen höchst einfach, jedoch nicht nutzlos für den fleißigen Schüler. Wahrscheinlich aber wäre er in Sachsen nie weiter gediehen, hätte nicht die göttliche Vorsehung ihn plötzlich aus seinem bisherigen all zu engen Zirkel herausgerissen; und wäre er nicht durch eine, anfangs für ihn höchst bittere Täuschung gezwungen worden, unter fremdem Himmelsstrich, entblößt von nothdürftigster Habe, abgerissen von allen Verwandten und Freunden, hingeworfen unter Menschen, die Sprache, Sitten und Religion von ihm schied, dennoch für seine Ausbildung zu sorgen.

Um das aus ihm zu machen, was er werden sollte, bediente sich die göttliche Vorsehung eines jungen Schweden, Namens Uß e e ström, welcher sich als Kammermusikus, im Jahr 1757 zu Dresden befand, und der nach Italien abzureisen im Sinne hatte. Bei seinen vielen Spaziergängen in

der umliegenden Gegend, war er durch einen anscheinenden Zufall, doch vielmehr durch die Leitung der gütigen Vorsehung nach Blasewitz, dem Wohnorte der Eltern Naumanns, gekommen, und hatte da die Erfahrung gemacht, daß dessen Mutter zwar keine förmliche Gastwirthschaft halte, aber einen guten Kaffee koche, sehr schmackhaftes Backwerk verfertige, und mit einer mäßigen Bezahlung vorlieb nehme. Dies alles gefiel ihm höchlich. Er kam daher öfters.

Einst sah er im Haus das kleine Klavier, worauf er wahrscheinlich bisher nicht geachtet hatte, offen stehen, und einige Musikalien von Bach darauf liegen. Mit großer Verwunderung vernahm er von Naumanns Mutter, daß ihr funfzehnjähriger Sohn schon solche Musikalien spiele, und wünschte den Jüngling kennen zu lernen. Der junge Naumann unterließ nicht nach dem Wunsche seiner Mutter den Kammermusikus Uß eeström aufzusuchen. Nachdem sich dieser nicht nur die mitgebrachten Sonaten und ein paar andere Musikalien zur Prüfung hatte vorspielen lassen, ermunterte er ihn zu fernerm Fleiß, und machte ihm den Antrag ihn mit nach Italien zu nehmen, wo er weit schönere Musik als hier hören, und sich selbst zum Tonkünstler bilden könne. Nach mehrern glücklich beseitigten Schwierigkeiten konnte er endlich dazu gelangen. — Was sich ferner mit ihm auf dem mühseligen Pfade dahin und mehrere Jahre daselbst merkwür-

diges zugetragen, verdient in seiner Biographie: Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns von A. G. Meißner, Prag 1803, nachgelesen zu werden.

8.

## M. J. Ernst Spitzner,
### Pfarrer zu Treblitz bei Wittenberg.

Als der verstorbene Pfarrer M. Spitzner sich als Studiosus der Theologie wegen Armuth genöthiget sah, die Universität zu verlassen, so beschloß er seine schon versorgten ältern Brüder zu besuchen, um vielleicht einige Unterstützung von ihnen zu erhalten. Auf seiner Reise kam er durch das Dorf Lauterbach, und hier nöthigte ihn ein heftiger einfallender Regen in dem dasigen Herrenhofe unter einem Schuppen sein Obdach zu suchen. Indem er so dastand, um eine günstigere Witterung abzuwarten, wurde er von einem Bedienten um seinen Namen befragt. Er gab ihn von sich, und wurde nicht lange darauf durch eben denselben gebeten, sich auf das Zimmer des Sekretärs zu verfügen, der ihn zu sprechen verlange. Wider alles Erwarten traf er in demselben einen alten Universitätsfreund von Jena an, mit welchem er einst zusammen gewohnt, und den er seit eilf Jahren nicht gesehen hatte. Er mußte hier bleiben, und am Abend mit der Frau Kammerherrinn von Schönberg spei-

sen. Wie er am andern Morgen seine vorhabende Reise zu seinen Anverwandten fortsetzen wollte, mußte er versprechen, bei der Rückreise seinen Besuch zu erneuern. Eben dazumal war das Pastorat zu Lauterbach erledigt, aber es konnte unserm Spitzner nicht einfallen, darum anzuhalten, zumal da es allgemein hieß, es sey schon versprochen. Wie er aber wieder zurückkam, wurde ihm das Gegentheil versichert, und die Frau Kammerherrinn wünschte ihn den künftigen Sonntag predigen zu hören. Mit Freuden nahm er diesen Antrag an, er predigte, gefiel, und bekam das Pastorat zu Lauterbach.

Noch war kein Jahr verflossen, so starb der Pfarrer Süßchen 1762 zu Trebitz. Er traurete es sich nicht, bei der Kammerherrinn darum anzusuchen, doch sie selbst ernannte ihn aus eigenem Antriebe zu diesem Amte, in welchem er bis an seinen Tod so sorgenfrei und glücklich lebte.

Konnte der arme Wandrer wohl hier sein Schicksal bestimmen? Konnte er in der leisesten Ahnung wohl irgend auf den Gedanken kommen, daß sich über ihn eine Regenwolke ergießen würde, um ihn gerade an dem Ort auf einige Augenblicke fest zu halten, wo er einen alten Freund und seine Versorgung finden sollte? War dies nicht weise, liebevolle Führung der göttlichen Vorsehung, die alle diese Umstände so wunderbar herbeiführte?

9.

## Joh. Ludw. Wilhelm Gleim,

geboren im April 1719. gestorben im Februar 1803.

Im Jahr 1740 wurde Gleim Hauslehrer des Obristen von Schulz in Berlin, wo er mehr Freund des Herrn vom Hause, als Lehrer seines Sohnes und seiner Tochter war. — Eines Tages hatte die Frau Obristin Besuch. Der unvorsichtige Hauslehrer stieß an den Kaffeetisch. Das beste Porzellain fiel in Stücken; die Frau Obristin sah ihn ernsthaft an. Diese Unvorsichtigkeit hatte für Gleim die wichtigsten Folgen. Er bestellte zu Meissen nach seiner Erfindung sogleich ein neues Kaffeezeug, ließ die Fabeln des Aesop darauf mahlen, und ersetzte mit solchem das Zerschmetterte. Das Kaffeezeug gefiel der Frau Obristin. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, ein hoffnungsvoller junger Herr und Obrister der königlichen Leibwache, bekam es zu sehen, und wünschte den Angeber desselben kennen zu lernen. Dieser Wunsch ward sogleich erfüllt, und der Hauslehrer Gleim trat als Sekretär in des menschenfreundlichen Prinzen Dienste. — Aus Gleims Leben von W. Körte, 1811.

## 16.

### Dr. Feller,
Stadtphysikus zu Bauzen.

Der ehemalige Stadtphysikus Dr. Feller zu Bauzen gieng ohne alle Unterstützung nach Leipzig. Sein Vater war ein armer Prediger gewesen, und ihm, wie er noch Knabe war, abgestorben. Seine Mutter konnte sich selbst kaum kümmerlich ernähren, und so mußte er sein weiteres Fortkommen der göttlichen Vorsehung überlassen. Einst an einem kalten Wintertage erwachte er mit Sorgen im Herzen, und wußte nicht, wo er Nahrung für diesen Tag hernehmen sollte. Er war in seinem Bette liegen geblieben, weil er kein Holz hatte, seine Stube zu heitzen. Auf ein mal pochte man an seine Thüre, er wollte nicht aufmachen, weil er glaubte: es würde ein Gläubiger seyn, der Geld von ihm eintreiben wolle. Da das Pochen aber immer stärker ward, so öffnete er sie, und wen fand er? — einen Rathsdiener! Der Anblick befremdete ihn, aber der Mann redete ihn freundlich an, und bat ihn, um neun Uhr aufs Rathhaus zu kommen, und daselbst um ein Stipendium zu loosen, wozu, nach der hergebrachten Gewohnheit, die Aermsten unter den Studierenden eingeladen würden. Wen nun das Glück begünstige, der bekomme dasselbe auf der Stelle ausgezahlt. Durch diesen Strahl der Hoffnung wurde Fellers Muth aufs Neue belebt. Er

gieng zur bestimmten Stunde aufs Rathhaus, der Wurf wurde gethan, und er sah sich als den vom Glück begünstigten in dem Besitz einer für seine damaligen Umstände sehr großen Summe von vier und zwanzig Thalern. Seinen Bedürfnissen war auf eine lange Zeit abgeholfen, und nun fand er Freunde und Beförderer, deren Unterstützung ihn auf immer jeder Nahrungssorge überhob.

So gieng wohl mancher nachher berühmte und gelehrte Mann, ohne alles Geld im Vertrauen auf die allmächtige Vorsehung seinen Gang; und die heitersten Aussichten eröffneten sich ihm ohne sein Zuthun, nach vielleicht nur wenig sorgenvollen Tagen.

## 11.

## Marmontel.

Voltaire mußte einst in einer Dorfschenke bleiben, weil ein Rad an seiner Kutsche gebrochen war. Aus langer Weile fragte er die Aufwärterin im Wirthshause: wen hält man in dieser Gegend für den einsichtsvollsten und klügsten Mann?

Magd: Wir nennen ihn den Herrn Abbé.

Voltaire: Wo wohnt er?

Magd: Auf dem hiesigen Schlosse.

Voltaire: Was ist er?

Magd: Er ist Hofmeister bei den Kindern unsers gnädigen Herrn.

Voltaire: Wie alt ist er?

Magd: Er kann zwanzig Jahre alt seyn.

Voltaire: Geh' sie hin, und sage sie ihm: Voltaire ließ ihn zum Essen einladen.

Der Abbé kam. Es war Marmontel, damals noch ein unberühmter Name. Voltaire prüfte seine Verse und seine Prosa. Er gab ihm einen Plan zu einem Trauerspiele, und versprach an ihn zu denken. Das Trauerspiel gerieth, es war vortrefflich. Voltaire hielt Wort, und das zerbrochene Rad war die Veranlassung zu Marmontels glücklichen und nachher so glänzenden Laufbahn. Er ward in der Folge beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Paris, Mitglied des Nationalinstituts und des Raths der Alten, und starb den 30. Dezember 1799 in einem hohen Alter.

## 12.

### Johann Muskow,
Pastor zu Lauben.

Johann Muskow hatte sehr arme Eltern und hütete bis ins vierzehente Jahr das Vieh. Einst trug es sich zu, daß er beim Hüten eine Amsel fieng; diese verkaufte er, und schaffte sich für das Geld einen Donat an. Mit diesem Buche gieng er zum Pfarrer des Orts, um ihn um die Anwendung desselben zu befragen. Dem Pfarrer gefiel

die Gelehrigkeit des Knaben, und er nahm sich seiner an. Auf seine Fürsprache wurde er in die Schule zu Camenz aufgenommen. Sein Vater konnte ihm jedoch nicht mehr als sechszehen Pfennige mitgeben, um seine Reise dahin zu vollenden. Da es das letzte war, was der arme Vater besaß, so trug der Sohn Bedenken, es anzunehmen, doch der Vater redete ihn mit thränenden Augen an, diese einzige kleine Gabe von seiner Seite nicht zu verschmähen, weil der väterliche Segen auf diesem wenigen Gelde ruhe.

## 13.

## Azolini,

### römischer Kardinal.

Die bekannte Königin Christina von Schweden fuhr einst, während ihres Aufenthalts in Rom — wo sie 1654 zur katholischen Kirche übertrat, — zur Ludwigskirche, um daselbst Messe zu hören. Es hatte gerade den Tag vorher stark geregnet, und der Ort vor den Stufen der Hauptthüre war sehr unrein. Die Königin hielt beim Aussteigen aus dem Wagen einen Augenblick an, um sich umzusehen, wo sie mit Sicherheit hintreten könnte. Nicht weit von ihrem Wagen standen einige Jesuiterschüler aus dem Clementischen Collegio. Einer derselben mit Namen Azolini sprang jetzt herbei, riß sich den seidenen Mantel, den er nach der damaligen Sitte als Schüler trug, von der Achsel, und

warf ihn vor der Königin nieder, damit sie darauf treten möchte. Christina that es wirklich, rief dann den Jüngling näher, fragte nach seinem Namen, und versicherte ihn, sie werde sich seiner erinnern. Und sie hielt ihr königliches Wort, denn von der Stunde an unterstützte sie ihn bei seinem Studiren, beförderte ihn von Stufe zu Stufe, bis er endlich die Würde eines Kardinals erhielt. Auch hier hörte sie noch nicht auf, ihm wohl zu thun, setzte ihn in ihrem letzten Willen zum Haupterben ihrer Verlassenschaft ein, und machte ihm hiermit also ein Geschenk, das wohl immer noch eine halbe Million Thaler werth war.

## 14.

### Christoph Heyne,
gestorben 1731.

Christoph Heyne der als Prediger zu Langenhennersdorf in Obersachsen starb, mußte sich auf der Universität Leipzig, weil seine Eltern, die ehrliche Landleute waren, ihn nicht unterstützen konnten, sehr kümmerlich durchzuhelfen suchen. Als er an einem Morgen nicht wußte, womit er sich an demselben Tage den Hunger stillen sollte, und sich voll Wehmuth und Traurigkeit durch das Grimmische Thor in den offen stehenden Zwinger begab, so sahe er auf einmal etwas im Grase schimmern, und als er es aufhob, waren es so viele neue Dreier, als

er zur Anschaffung seiner für diesen Tag nöthigen Nahrung bedurfte.

15.

M. Johann Kirchner

kam erst in seinem 22ten Jahre mit 9 Pfennigen und einem Groschenbrode auf die Schule nach Zülichau. Von da ging er mit 8 Pfennigen auf das Gymnasium nach Görlitz; von da mit 2 Pfennigen auf die Universität Leipzig, und ward endlich Pfarrer zu Altrannstädt.

Und so ging mancher nachher berühmte und gelehrte Mann, ohne alles Geld, im Vertrauen auf die allmächtige Vorsehung seinen Gang, und die heitersten Aussichten eröffneten sich ihm ohne sein Zuthun nach vielleicht nur wenigen sorgevollen Tagen.

16.

D. Friedrich Sack,

erster evangelischer Domprediger zu Magdeburg, nahm nicht mehr als 13 Pfennige von seiner Mutter mit auf die Universität, weil Armuth ihr nicht gestattete dem guten Jüngling mehr darzubieten.

17.

Der glücklich befreite Arrestant.

Aus dem Jugendleben des Herausgebers.

Es war im Spatherbste des Jahrs 1801, als ich, aus der damals preussischen Universitäts-Stadt Er-

langen, über Bamberg, nach Haßfurth zu reisen gedachte, um bei dem würtembergischen Reichstags-Gesandten v. S. der am genannten Ort seinen Edelsitz hatte, die Stelle eines Hauslehrers zu übernehmen. Am politischen Himmel sahe es damals sehr wild und kritisch aus, und an diesem Tage als ich den Postwagen bestieg, um mit demselben den Weg zu meiner Bestimmung anzutreten, war gerade der Waffenstillstand zwischen den französischen und östreichischen Armeen abgelaufen. Jedermann blickte in Teutschland mit Aengstlichkeit und ungewisser Hoffnung der Nachricht entgegen: ob Krieg zu fürchten oder Friede zu erwarten wäre? Mit Mißtrauen und Argwohn sah vorzüglich Oestreich auf das bisher neutral gebliebene Preußen hin, dessen zögerndes Benehmen sich Niemand recht erklären konnte. Was also aus dem Preußischen, besonders an einem so entscheidenden Tage kam, erregte Aufmerksamkeit und Mißtrauen. So ging es mir.

In Gesellschaft eines Erlanger Studenten, fuhr ich bei anbrechender Nacht, in der kleinen, damals von östreichischen Feldjägern besetzten Festung Vorchheim ein. Während dem Wechsel der Postpferde begaben wir uns in ein öffentliches ganz mit Militär angefülltes Bierhaus, um uns mit einem Trunke zu laben, und nebenbei etwas Neues mit zu vernehmen. Jung und unerfahren, auch mit der weisen Vorsichtsregel nicht vertraut, in so kritischen

Zeiten an öffentlichen Orten nichts zu reden und zu fragen was leicht Verdacht erregen und Unannehmlichkeiten herbeiführen könnte — hielt ich es für erlaubt, mich nach dem Namen des in der Festung liegenden Regiments und seiner Stärke bei meinem militärischen Nachbar zu erkundigen. Ich trug sogar ein paar Bemerkungen in mein Tagebuch ein, und schob sie in den Sack.

Während wir noch unbesorgt unser Gläschen tranken, trat unversehens ein Unteroffizier mit einer Wache, in unsere Nähe und fragt nach den beiden Postpassagiers. Als man uns näher bezeichnet hatte, forderte man mir mein Taschenbuch ab, und nöthigte uns alsbald zu folgen. Wir wußten nicht wie uns geschah; da wir uns aber keiner Vergehung bewust waren, ließen wir uns ohne Widerrede geduldig in die Mitte nehmen. Der Weg führte durch mehrere dunkle Gäßchen, in das Quartier des diensthuenden Hauptmanns, (bei welchem wir eine Menge Offiziers und ihre Frauen an einem langen Faraotisch versammelt fanden, der aber, was wir gar nicht zürnten, nicht Zeit hatte, uns weitläuftig zu verhören, auch wenig Gefährliches an der ganzen Sache fand; jedoch wurde ich besonders als derjenige bezeichnet, der durch allerlei Fragen und aufnotiren des Gefragten, sich verdächtiget hätte. Mit der wohlverdienten Bemerkung, daß ich mich bei so kritischen Zeiten, ein andermal vorsichtiger benehmen möchte, warf mir der bezeichnete Hauptmann das Papier vor die

Füße und hieß die Wache uns wieder abführen. Ich steckte das Papierchen wieder zu mir, und gutes Muths, mit heiler Haut davon gekommen zu seyn, begaben wir uns wieder zu unserm Bierglas.

Ob ich nicht klüger gehandelt, wenn ich das Papier, statt aufzubewahren, vielmehr vertilget hätte kann ich nicht entscheiden; der Erfolg wird lehren, daß die Sache noch nicht beendiget war; ich sollte vielmehr noch stärker geängstiget, und in Schrecken gesetzt werden. Denn kaum waren wir wieder recht abgesessen, und hatten Gott gedankt, daß die Sache noch so gut abgelaufen sey, so trat die oben erwähnte Wache zum zweiten mal ein, und befahl uns abermals mit zu gehen. Der Weg führte diesmal in eine andere Gegend der Stadt, um vor den Festungs-Commandanten gestellt zu werden. Umgeben von einigen Adjutanten empfing er uns mit forschenden unfreundlichen Blicken und Worten, ließ sich mein schon im Wirthshaus abgefordertes Portefeuille aus der Hand der Wache reichen und forderte mir noch überdieß alles ab, was etwa Verdacht erweckendes in meinen Taschen lag. Weit mehr Bedeutsamkeit legte er in die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen, und fand besonders auch in einigen Fragmenten einer Reisecharte vom fränkischen Kreis viel Bedenkliches und Verdächtiges; ja er äußerte unverholen, daß wir wohl gar zwei aus dem Preussischen kommende Spionen wären! Alle Einwendungen und die heiligsten Versicherungen vom Gegentheil fanden keine

Beachtung, und umsonst berief ich mich auf meinen preussischen Paß — der aber aus begreiflichen Gründen, wenig Autorität erhielt, vergeblich bat ich, daß man das Schreiben an meinen neuen Prinzipal eröffnen, und sich vom Gegentheil überzeugen möchte; — doch alle diese Argumente, so bündig sie auch waren, fanden bei Sr. Exzellenz kein Gehör, und ohne weitere Umstände befahl er der Wache, uns nach der Hauptwache bis auf Weiteres, abzuführen. Jetzt schien mir die Sache doch ernstlich und bedenklich werden zu wollen, und darum bat mein, auf seine Unschuld sich stützender Reisegefährte, um Freiheit, weil er sich ja weder durch Fragen noch Niederschreiben, verdächtig gemacht habe. Ohne Verzug und weil er auch wirklich ganz unschuldig war, erhielt er sogleich seine Freiheit, ich hingegen wurde ohne Pardon abgeführt.

Bei meinem Eintritt in die Wachstube sah ich mich auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, in die Gesellschaft roher, betrunkener und unflätiger Menschen versetzt, die mir durch ihr ungesittetes Benehmen die möglichst schrecklichste Idee vom Soldatenstande, und überhaupt von Krieg und seinen Drangsalen, die ich bisher nur aus Beschreibung kannte, beibrachten; denn ich hatte meine Jugendjahre in den friedlichen reußischen und sächsischen Landen, und in der Folge in den (preussischen) aufbachischen Gegenden verlebt, wohin in meiner Jugend der Krieg nicht gedrungen war. Zuweilen

kam es mir vor, als wenn ich mich gar nicht unter vernünftigen Menschen befände, denn einige fluchten, andere schimpften, einige krochen auf allen Vieren in der Stube herum und bellten wie Hunde, andere lagen unter dem Ofen und miaueten wie Katzen, wieder andere spielten und zechten, oder führten die schmutzigsten Reden, so daß ich beim Hinblick auf meine Umgebungen, und die Ungewißheit meiner Lage, nicht wußte, was ich denken sollte. Doch gab es auch unter diesem Haufen noch rühmliche Ausnahmen, indem ich besonders etliche junge Leute kennen lernte, die mir ihr aufrichtiges Mitleid schenkten, und Muth einflößten.

Nachdem ich vernommen, daß ich mich hier unter einem Regimente östreichischer Feldjäger befände, errinnerte ich mich, wie im Traume, aus meiner frühesten Kindheit — und diesem Umstand verdanke ich in dieser Lage vielleicht die Erhaltung meines Lebens — daß aus meiner Heimath ein junger Mann, Namens Schindler, dessen Eltern mit den Meinen in genauer Bekanntschaft gestanden, vor vielen Jahren unter einem solchen Regimente Dienste genommen, und bis zum Hauptmann avancirt worden sey. Diesen unbedeutend scheinenden Umstand erzählte ich in der Nacht — denn an den Schlaf war in dieser Lage nicht zu denken — einem Feldweibel, der ganz besonders Antheil an meinem Unfall nahm. Man denke sich mein Erstaunen und meine Freude, als mich dieser Mensch ver-

sicherte, daß sich wirklich unter ihrem Regimente ein Hauptmann mit dem bezeichneten Namen befände. So schwach diese Hoffnung war — denn wie leicht konnte es auch ein anderer gleiches Namens seyn — so erquickte mich doch diese Nachricht so sehr, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als denselben, wo möglich sprechen zu können. Mit größter Sehnsucht erwartete ich nach einer langen unruhigen Nacht, den anbrechenden Tag, und wünschte nichts mehr als zu einem Verhör geführt, und über die Unschuld meiner freilich unüberlegten Handlung, vernommen zu werden. Doch ach! es schlug 8 und 9 Uhr, man ging ab und zu, niemand aber dachte an mich, niemand erschien um mich zu sprechen oder zu einem Verhör abzuholen; und so verfiel ich immer wieder in neuen Kummer und Besorgniß.

Auf einmal trat ein Unteroffizier mit geladenem über der Schulter hängendem Gewehre, einen großen englischen Dockenhund zur Seite, herein, und eröffnete mir den erhaltenen Befehl, mich ohne weiteren Verzug nach Bamberg, in's Hauptquartier abführen zu müßen. Mit bangem Herzen schritt ich voraus, denn das sah ich nun wohl, es laße sich hier nicht mehr scherzen. Ich bat meinen Führer, mir, unter seiner Begleitung, zu erlauben, den oben bezeichneten Hauptmann Schindler aufsuchen zu dürfen, dieser kenne meine Familie, werde sich bald von meiner Unschuld überzeugen, und gewiß ein Wort für meine Befreiung sprechen. Aber der sonst gutden-

kende Mann, durfte seine erhaltene Ordre nicht überschreiten und konnte also in mein Begehren keineswegs willigen. Doch, wenn die Noth am größten, sagt ein altes Sprüchwort, ist Gottes Hülfe am nächsten; eben als wir der Straße, die nach dem Bamberger-Thore führte, hinaufgingen, sahen wir den Festungs-Commandanten in Begleitung mehrerer Adjutanten und Offiziers, um der Wachparade beizuwohnen, über die Straße gehen; sogleich lenkte ich, mit Erlaubniß meines Begleiters auf ihn ein, und wandte mich mit der dringenden Bitte an ihn, mir zu gestatten, ehe und bevor ich den Weg nach Bamberg anträte, den bezeichneten Hauptmann Schindler aufsuchen zu dürfen, was er mir auch alsbald gestattete; jedoch mit dem Beisatz an den Unteroffizier, daß ich mich durchaus nicht säumen solle.

Noch jetzt nach 25 Jahren kann ich mir aufs lebhafteste jene Empfindungen vergegenwärtigen, die damals mein Innerstes durchströmten, als ich aus dem Munde dieses mir immer theuer und unvergeßlich bleibenden Mannes vernahm, er sey der von mir Bezeichnete, und kenne meine Familie genau. Er war bereits von dem nächtlichen Vorfall unterrichtet, und indem ich ihn dringend ersuchte, gefälligst für meine Befreiung ein Wort zu sprechen, da ich durch Mangel an Erfahrung und jugendliche Unbedachtsamkeit mich in diese Fatalität gebracht hätte, traf er sogleich, und mit der größten Bereit-

willigkeit die dazu nöthigen Anstalten. Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde kündigte er mir meine Freiheit an, und entließ mich mit einer wohlverdienten freundschaftlichen Ermahnung, in den Tagen des Kriegs und unter so bedenklichen Umständen wie hier, künftig mit mehr Klugheit und Vorsicht zu Werke zu gehen.

So hatte sich denn meine Lage unerwartet schnell wieder auf das Erwünschteste geändert! und während ich noch vor einigen Augenblicken ein armseliger Gefangener war, wurde mir am Mittag sogar die Ehre zu Theil, mit dem Festungs-Commandanten und mehrern Offiziers an der table d'hote das Mittagsmahl im Gasthof einnehmen zu können. Bei diesem Anlaß erhielt ich meine Schriften und Papiere, die der Commandant mit einem Begleitschreiben nach Bamberg zu senden gedachte, zurück, nachdem er vorher meine Bemerkungen zerrissen, und eingesteckt hatte. — Mit einer Extra-Chaise fuhr ich nun über Bamberg, dem Orte meiner Bestimmung entgegen.

Sag', o junger Leser, erblickst du nicht hier die Spuren der göttlichen Vorsehung im deutlichsten Lichte? oder war es bloß Zufall, daß ich gerade in der Festung in Lebensgefahr, vielleicht als Spion erschossen zu werden, gerathen mußte, wo ein meiner Familie bekannter Offizier das Werkzeug zu meiner Rettung ward? oder war es ein bloßes Ohngefähr, daß ich gerade in dem Augenblick trans-

portirt werden sollte, in welchem der Festungs-Commandant zur Wachparade ging? O ewiges, unsichtbares Wesen, das wir im Staube anbeten, welch eine Fülle der Weisheit und Güte liegt in dir verborgen! Laß ihren wohlthätigen Glanz unsre Nächte erleuchten, damit unsre Anbetung immer lebendiger werde, und wir in dir nicht den Beherrscher allein, sondern auch den weisen Lehrer, den gütigen Vater erkennen. Er giebt uns das Schicksal zum Führer, wir werden bei Freud und Leid, im Glück und Unglück durch ihn treulich belehrt, und wachsen an Erkenntniß, Geisteskraft und Herzensgüte, unsrer künftigen höhern Bestimmung entgegen.

## 18.

### Jsta,

in Sils, im Oberengadin im Kanton Graubündten; 1825 daselbst noch am Leben.

Jsta hütete in seiner Jugend die Ziegen eines strengen und harten Mannes auf den Gemeindweiden von Sils. Eines Tages, da eine Ziege seiner Heerde sich unfolgsam erzeigt, wirft er einen Stein nach dem Thiere, der ihm ein Bein zerschlägt. Voll Angst vor dem harten Meister läuft er von seiner Heimath weg, hilft sich nach einer Hauptstadt Teutschlands durch, wo ein Engadiner Zuckerbäcker und Wasserbrenner ihn aufnimmt, und den

verständigen, thätigen und braven Jungen in seinem Berufe unterrichtet. — Ista trennte sich in der Folge von seinem Lehrer, arbeitet auf eigene Rechnung mit vielem Glück, und wird ein berühmter Chokolatefabrikant. Im Sommer verläßt er die Residenz, Gattin, Kinder und Gewerb, um in der geliebten Heimath, im hohen Sils, am Ufer des schönen Sees, am Fuße der Gletscher, im Schatten der Arven und Lerchen seiner Jugend zu gedenken, und sich im Umgang der Altersgenossen und Landsleute des Lebens zu freuen. — Er hat in seinem Geburtsorte Sils ein Wohnhaus, wie wohl ohne Geschmack, erbaut, das 30 bewohnbare Zimmer enthält, und in welchem die Stallung für die Kühe mit geschliffenen Marmorplatten ausgelegt sind, und 100,000 fl. gekostet haben soll! — Hätte der gute Mann, der gern Glück und Wohlstand unter seinen Landsleuten verbreiten möchte, nicht wohlthätiger gehandelt, wenn er eine Schule oder etwas dergleichen errichtet hätte?

## 19.

### Krüsi,

Vorsteher der Kantonsschule zu Trogen, im Kanton Appenzell (früher Pestalozzis Gehülfe.)

Krüsi war ein armer Waisenknabe von Gais, und mußte als Jüngling, um seiner Mutter und fünf Geschwistern ihre drückende Lage zu erleichtern,

auf mühsamen Botengängen sein Brod verdienen. Einst hatte er im Jahr 1793 aus dem Hause des verstorbenen Landsfähndrich Zellweger v. Trogen, eine Bürde Garn abgeholt, und mit derselben beladen trat er am heißen Nachmittag über den Gäbrisberg, seinen Rückweg an. Von Schweiß triefend entledigte er sich seiner Bürde, an einem geeigneten Plätzchen, um einen Augenblick auszuruhen. Da trat zu ihm einer seiner Verwandten, der Landesseckelmeister Gruber, der desselben Weges kam, und den Müden folgendermaßen anredete: Gott helf dir, Vetter! du mußt dein Brod sauer verdienen; vielleicht könntest du es mit leichterer Mühe; weißt du wohl daß unser Schulmeister von Gaiß weggeht, und hättest du nicht Lust dich um diese Stelle zu melden? Den Knaben überraschte die Frage; dennoch faßte er sich, und sagte: Es würde mir nichts helfen, wenn ich schon Lust dazu hätte, denn um Schulmeister zu werden, muß man etwas gelernt haben, und ich habe leider nichts gelernt was ich Andre wiederlehren könnte. Ermuthigende Worte des Seckelmeisters folgten, und bald erfolgte ein innerer Kampf im Gemüthe des Jünglings, unter dem er mit seiner Bürde langsamen Schrittes allmählig heimkehrte. Bei seinem lieben Seelsorger, dem Pfarrer Schieß in Gaiß, (jetzt Pfarrer und Dekan in Herisau) suchte er Rath. Der Jüngling ward Schulmeister, nachdem er sich aus allen Kräften angestrengt hatte, zu leisten, was in der Prü-

fung gefordert wurde, denn so sehr war er zurück, daß er seine alte Probschrift hervorsuchen mußte, um das vergeßene große Alphabet wieder kennen zu lernen. Die Vorsteher fanden bei der Wahl fast nichts in ihm, als die Fähigkeit, etwas zu werden, und diese hat sich bewährt. Denn aus dem armen Boten hat sich ein bedeutender Mann entwickelt, der lang Pestalozzis rechte Hand, Freund und Gehülfe zu Burgdorf und Iferten war, und jetzt der Kantonsschule zu Trogen mit Ehren vorsteht, und mithin eine der wichtigsten Stellen für die geistige Bildung der Appenzeller einnimmt.

War ihm der genannte Seckelmeister nicht ein Bote der Vorsehung, als er neben seiner Bürde ihn aufmunterte, Schulmeister zu werden? daß am Fuße des nämlichen Gäbris, wo der erste Gedanke an den Lehrerberuf in dem müden Boten geweckt wurde, die genannte Schulanstalt erstehen, und des Seckelmeisters Rath: du mußt Schulmeister werden, ihr einen Führer geben werde, das hat die göttliche Vorsehung voraus gesehen, und sie hat es geleitet.

## 20.

### Joh. Jacob Scherrer,

evangelischer Pfarrer zu Hundwyl im Kanton Appenzell, geb. 1721. gest. 1772.

Schon frühzeitig mußte Scherrern ein trauriger Zufall begegnen, der ihn in gewißer Rücksicht für sein ganzes Leben elend machte. Da er noch nicht

völlig ein Jahr alt war, hatte ihn eine Dienstmagd in einer verliebten Unterhaltung, ihn, den sie auf dem Arme trug, ganz vergaß, so unvorsichtig auf die Erde fallen lassen, daß er den linken Fuß auseinander fiel. Weil dieser Vorfall den Eltern verheimlichet wurde, und verborgen blieb, auch das arme Kind wegen der endlich bemerkten Zusammenziehung seines Füßchens, und der Aeußerungen seiner Schmerzen, später noch in die Hände eines ungeschickten Wundarztes fiel, der dies alles für die Folge der sich damals einstellenden Zahnbeschwerden ansah, und darnach behandelte, so wurde der Fuß nicht nur kürzer und dünner als der andere, sondern blieb lang wie todt und erstorben. Erst im sechsten Jahre fieng der Knabe an zu gehen, mußte sich etliche Jahre zweier Krücken bedienen, und lernte eigentlich erst im zehenten Jahre, sich ganz allein überlassen, seine Füße ungehindert brauchen. Er bekam einen etwas hinkenden Gang, was seine sonst ansehnliche Gestalt etwas entstellte.

Im Jahr 1751 machte die Gattin seines Freundes des Pfarrer B., von Bern gebürtig, eine Reise in ihre Vaterstadt, und blieb etliche Wochen daselbst. Dringende Amtsgeschäfte erlaubten aber ihrem Ehegatten, versprochener Maßen, nicht, sie in Lenzburg zur bestimmten Zeit wieder abzuholen. Da Pfarrer Jakob Scherrer eben damals auf Besuch sich bei ihm befand, und des Freundes Verlegenheit sah, so anerbot sich jener,

an seiner Stelle die Reise nach Lenzburg zu machen. Dies Anerbieten wurde mit Dank angenommen.

Mein Vater, — so erzählt sein Sohn, der nachherige Antistes in St. Gallen, in der Biographie seines Vaters, — reiste unverzüglich ab, um am bestimmten Tage dort anzulangen. Ein unvermuthet eingefallenes schweres Gewitter zu Othmassingen, im jetzigen Kanton Aargäu, nöthigte ihn, so lang still zu halten, bis es vorüber gegangen war. Als er ins Wirthshaus trat, fieng die Wirthin, ein reizendschönes junges Weib, das stündlich ihre Entbindung erwartete, an, sich mit meinem Vater mit vieler Redseligkeit zu unterhalten. Da sie hörte, er sey von St. Gallen, so sagte sie: „sie müsse ihre Mutter rufen; diese wohne eigentlich im Haslithal, und sey nur zum Besuche bis nach ihrer Entbindung bei ihr. Sie sey eine sehr rechtschaffene, aber bisweilen äußerst schwermüthige Frau, die sich besonders über ein, ihr in St. Gallen begegnetes Unglück ängstige, und es immer als den einzigen Grund ihrer Schwermuth angebe.“ Eben als die Wirthin so im Erzählen war, kam die Mutter selbst in das Zimmer. Es war eine ansehnliche Frau, von etwa 50 Jahren, die im Wohlstand zu seyn schien, auf deren Angesicht sich aber wirklich die Spuren von der tiefsten Traurigkeit zeigten. Die Tochter sagte ihr dann geschwind, da sey ein Herr von St. Gallen, er könne ihr vielleicht einige Nachricht von jenem jun-

gen Menschen geben, dem sie immer so ängstlich nachfrage. Die Mutter sagte dann meinem Vater mit Wehmuth: sie sey in ihrer Jugend auch in St. Gallen gewesen, und dies sey die Quelle ihres Unglücks. Hätte sie nur St. Gallen nie gesehen, so könnte sie froh und glücklich leben. Daß die Neugierde meines Vaters rege wurde, und er sie fragte, was ihr denn so Besonders in St. Gallen begegnet sey, wird Niemand auffallend finden! Nun erzählte sie ihm, sie habe als Dienstmagd das Unglück gehabt, aus Unvorsichtigkeit ein noch nicht jähriges Kind auf den Boden fallen zu lassen. Das Kind habe sich den Fuß elend verfallen, allein, sie habe die Sache nicht entdecken dürfen, und deswegen sei das Kind, ein Knäbchen, ganz unrecht behandelt worden; sie selbst habe sich nach diesem Vorfall nicht lange mehr in St. Gallen aufgehalten, sondern sei wieder in ihre Heimath zurückgekehrt; aber es sey ihr bis jetzt immer centnerschwer auf dem Herzen gelegen, daß sie dieses Kind elend gemacht habe, denn sie habe etliche Jahre nachher Gelegenheit gehabt einen St. Galler zu sprechen, und dem Jungen nachzufragen. Zu ihrem Entsetzen habe sie vernommen, daß der Knabe elend sey, und an zwei Krücken gehen müsse. Da sei ihr Gewissen schrecklich aufgewacht, und habe ihr die bitterste Schwermuth zugezogen, weil sie es einzig als ihr Werk ansehen müsse, daß der arme Knabe für sein ganzes Leben elend sey. Als mein Vater sie über

etliche nähere Umstände befragte, so kam er bald auf das, was er vom Anfang vermuthete, daß er selbst das Kind gewesen sey, das sie auf den Boden habe fallen lassen.

Man muß wohl irgend in einem ähnlichen Falle gewesen seyn, um sich eine Vorstellung von den Empfindungen zu machen, die meinen Vater durchdrangen, da er diese Entdeckung machte. Er wollte schon in Bewunderung der Wege der Vorsehung, die ihn auf eine so außerordentliche Weise hierher brachte, um dieser beängstigten Frau wieder Ruhe zu geben, ausbrechen, als er wieder an sich hielt, und nur sagte: die Frau solle sich beruhigen, er könne ihr zwar nicht von allem, was in St. Gallen geschehe, Nachricht geben, aber man könne oft lange elend seyn, und doch zuletzt noch zurecht kommen; sie soll nur ihn ansehen, er habe auch einen elenden Fuß, und soll sehen, ob ihn dieses am schnellen Gehen hindere? hiermit stand er auf, und ging geschwind durch die Stube, fragte sie zugleich, ob sie ihn denn für bedauernswürdig halte? Sie bezeugte, wie glücklich sie sich schätzen würde, wenn sie wüßte, daß der junge Scherrer nicht elender wäre als er.

Nun so tröstet Euch, erwiederte mein Vater, und bewundert die Fügung der weisen und guten Vorsehung, die mich so ganz unvermuthet in diese Gegend und durch dieses Gewitter noch unvermutheter in dieses Haus gebracht hat; denn ich bin der junge Scherrer, den Ihr habt zur Erde fal-

ten lassen. Ich ging bis in mein zehentes Jahr an zwei Krücken, mir ist aber, Gottlob! wieder in so weit geholfen worden, daß ich ungehindert gehen kann. Seyd ganz ruhig. Nie hab ich im Bösen an Euch gedacht, und auch jetzt freut es mich recht innig, Euch sagen zu können, daß ich recht ruhig, zufrieden und glücklich lebe, und daß ich den Kummer aus Eurer Seele verbannen kann. Die Verwunderung, das Entsetzen und die entzückte Freude, welche die Frau nun äußerte, läßt sich kaum beschreiben. Voll inniger Empfindung warf sie sich auf die Kniee, hob hoch ihre Hände empor, und dankte Gott laut und mit heißen Thränen, daß er sie diese glückliche Entdeckung habe machen laßen, und dadurch ihre schweren Leiden geendiget habe. Dann wandte sie sich an meinen Vater, nannte ihn ihren Schutzengel, von Gott gesandt, Ruhe in ihr Herz zu flößen, bat ihn tausendmal um Verzeihung, daß sie ihn elend gemacht habe, freute sich seiner mit einer fast an Wahnsinn gränzenden Freude, und bat ihn aufs dringendste, doch hier zu verweilen. Weil aber das Gewitter vorüber war, und er heute noch in Lenzburg anlangen mußte, so versprach er ihr Morgen mit seiner Gesellschaft noch vorbei zu kommen. Er eilte nun froh und voll Dank gegen Gott nach Lenzburg und traf Frau Pfarrer B. daselbst an. Diese freute sich über dieses Ereigniß das er ihr, wie begreiflich, unverweilt erzählte, so außerordentlich, daß sie selbst meinem Vater sagte,

es scheine ihr nicht billig, den Wunsch dieser Frau, die ihn so gerne noch einige Stunden bei sich haben möchte, unerfüllt zu laßen, sie wolle Morgen während der Mittagszeit in Othmaßingen verweilen. —

Wie eine Mutter ein verlohrnes und wiedergefundenes Kind mit unbeschreiblicher Wärme empfängt, so wurde mein Vater in D. empfangen, und die Freude der Frau stieg auf den höchsten Grad, als sie den Stand meines Vaters, das Ansehen und die Achtung die er genoß, kennen lernte. Mit schwerem Herzen sah sie ihn, nachdem das ganze Haus ihn und seine Gesellschaft mit allem erfinnlichen Guten überhäuft hatte, wieder abreisen. Nach einiger Zeit schickte sie ihm einen großen Emmenthaler Käse zu, schrieb ihm, daß sie beinahe ganz von ihrer Schwermuth geheilet sey, und ihn als ihren Erretter, nebst Gott als ihren größten Wohlthäter verehre. Dieser Fall muß doch gewiß in der Brust eines jeden, der diese wahre Geschichte lieset, den Glauben an die anbetungswürdigen Wege der Vorsehung immer lebendiger erwecken, stärken und erhalten.

## 21.

### Gottlieb Fuchs,
protestantischer Prediger zu Taubenheim im Meißnerkreis.

Fuchs war der Sohn eines armen Bauers, und wurde 1722 zur Welt gebohren. Da er Lust hatte

etwas mehr als den Bauergewerb zu erlernen, so brachte ihn sein Vater in die benachbarte Stadt Freyberg, um ihn die dasige Stadtschule besuchen zu lassen. Nachdem er ein paar Jahre hier studirt hatte, und einen unwiderstehlichen Trieb in sich fühlte, mehreres zu lernen, so faßte er den heldenmüthigen Entschluß, die Freyberger Schule zu verlassen. Er ging auch wirklich 1745 von seinem Geburtsorte nach Leipzig. So groß seine Lust und Fähigkeit zum Studiren war, so klein war seine Baarschaft und sein väterliches Vermögen. Das im Voraus empfangene väterliche Erbtheil bestand, in fl. 7. 30 kr. weiter hatte er nichts zu hoffen, und in der ganzen sichtbaren Welt keinen einzigen Gönner. Nicht ganz ohne Furcht und Kummer aber dennoch voll Vertrauen, auf die göttliche Vorsehung reiste er fort, und verfertigte in aller Unschuld, mehr aus langer Weile, als aus Absichten unterwegs ein Gedicht, wozu er, da er 14 Meilen ganz allein wanderte, Einsamkeit und Stoff genug hatte.

Dieses Gedicht ist theils als das erste Produkt eines jungen Genies, das zur Poesie gebohren zu seyn schien, theils als ein Beitrag zu der Jugendgeschichte desselben bemerkenswerth. Wir wollen nur eine Seelle beifügen:

Geburt und Ort befahl, auf den gebürgschen *) Erden,
Nach meiner Väter Art, ein Ackersmann zu werden.

*) Sein Geburtsort hieß Läppersdorf im Erzgebirge.

Kaum wußt' ich, daß ich war, als schon die junge Hand,
Die oft die Ruthe traf, ihr Brod durch Spinnen fand.
Von Flachs und Arbeit frei, folgt' ich des Pfarr's Exempel.
Und predigte als Kind, und baute manchen Tempel.
Oft hat der Geißel Knall vom Wald zurück gebraust,
Trug ich als Kühmonarch den Zepter in der Faust.
Doch hierbei merkt' ich auch, was Lust und Triebe gelten;
Ich wußte manche Kuh lateinisch auszuschelten,
Die mir rebellisch ward. ꝛc. ꝛc.

Fuchs langte in Leipzig glücklich an. Nach einigen Wochen übergab er dieses Gedicht nebst andern Poesien dem Professor Gottsched zur Beurtheilung, und dieser ließ ihn darauf ein Collegium unentgeldlich anhören. Gottsched war auch der erste, der ihn thätig unterstützte, da er ihm zwei Monate durch ein Wochengeld festsetzte. Allein auch diese Beihülfe würde ihn nicht den Nahrungssorgen entrissen haben, wenn nicht der Herr von Hagedorn in Hamburg für seinen Unterhalt gesorgt hätte. Dieser nahm sich des armen aber talentvollen und fleißigen Jünglings mit dem edelmüthigsten Eifer an. Durch seine Fürsprache ward von verschiedenen Standespersonen in Hamburg von den dortigen Engländern und durch Jerusalems Vermittelung von dem Collegio Carolino in Braunschweig eine beträchtliche Summe aufgebracht, durch welche der wackere Jüngling in den Stand gesetzt wurde, seinem Trieb zu den Wissenschaften zu folgen und ein brauchbarer Prediger zu werden.

## 22.

### Joh. Bartholomä Haage.

Dieser Mann, den die göttliche Vorsehung ganz besonders durch allerlei Schicksale zu bilden beschlossen hatte, starb noch als lutherischer Hofprediger zu Stuttgard, und Generalsuperintendent und Abt zu Adelberg. Er war von ganz geringer Geburt und mußte in der Jugend mit großer Armuth kämpfen. Ob wohl er nun von seinen armen Eltern wenig zu erwarten hatte, so ging ihm auch diese elterliche Hülfe schon frühzeitig ab. Denn da ihm dieselben 1633 durch den Tod entrißen wurden, wurde ihm also die erste mütterliche und väterliche Pflege ganz entzogen und noch zu einer Zeit, da Krieg, Theurung und Pestilenz im teutschen Vaterlande wüthete. Seine Schwester ein Mädchen von 16 Jahren, nahm ihn in diesem Zustande mit sich in den Wald, wo sie eine geraume Zeit blos von Wurzeln und Beeren lebten. Endlich kam sie mit ihm nach Ulm, wo sie ihren Bruder vor die Thüre eines Spitals absetzte. Hier fand man ihn, und nahm ihn darauf als einen Findling in daselbe auf, und weil man nicht wußte ob er schon die Taufe empfangen habe, so ertheilte man ihm den Namen Johannes Pfund und taufte ihn noch einmal. Als er erwachsen war, hielt man ihn zum Studiren an, weil man an ihm vielen natürlichen Verstand gefunden hatte. Im Jahr 1646 begab es sich,

daß er seinen ältern Bruder durch einen ganz besondern Zufall wieder fand, und von ihm an gewißen untrüglichen Kennzeichen erkannt wurde. Er ließ hierauf seinen zuletzt bekommenen Namen fallen, behielt aber die beiden Vornamen, die er in seiner ersten und zweiten Taufe bekommen hatte bei.

---

## II.

## Religiöse fromme Gesinnungen.

### 1.

### Theodor Gottlieb Hippel,

Burgermeister zu Königsberg; geboren 1741. gestorben daselbst 1796.

Hippel sagt in seiner von ihm hinterlaßenen Selbst-Biographie; er könne mit Gewißheit behaupten, daß er sehr frühzeitig mit Gott und seinem Gewissen, bekannt geworden sey. „Schon, ich sage nicht zu viel, schreibt er, im sechsten Jahre hatte ich angefangen, mit Gott einen Umgang zu halten, ohne damals nicht viel mehr zu wissen als jetzt, wer er sey. Dies war indessen mein wenigster Kummer. Ich wußte, was gut war, und wer dies weiß, der ist nie fern von Gott, durchs Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem

schlafen gehen.“ Er hielt hierauf wirklich dem kleinen Todten auf eigene Hand eine Standrede, erbaute sich und feierte seinen Tod durch einen sanften Schlaf.

## 2.

### Benjamin Franklin,

geb. 1706 zu Boston. Erfinder der Gewitterableiter; starb 1790,

faßte schon als Jüngling den kühnen und schwierigen Entschluß, moralisch vollkommen zu werden. Er wollte sein Leben ohne Fehler vollbringen, und sich unabhängig von allem machen, was ihn dazu verleiten könnte, nämlich Neigung, Gesellschaft und Gewohnheit. Da er glaubte in einem Alter zu stehen in welchem er Gutes und Böses meinte von einander unterscheiden zu können, so glaubte er auch im Stande zu seyn jenes zu thun, und dieses zu lassen, aber er sah bald, daß er sich etwas vorgenommen hatte, was seine Kräfte überstieg. Denn indem er bisweilen darauf dachte sich vor einem Fehler zu hüten, so fiel er unversehens in einen andern. Die Gewohnheit schläferte seine Aufmerksamkeit ein, und die Neigung übermannte die Vernunft.

Daraus machte er den Schluß, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit moralisch vollkommen zu werden, nicht hinreiche Fehler zu vermeiden,

sondern daß man vor allen Dingen schädliche Gewohnheiten unterdrücken, und nützliche sich zu eigen machen müße, ehe man durchaus gut handeln könne, und dazu bediente er sich einer ganz eigenen Methode. Er brachte unter 13 Tugendnamen alles, was er für nöthig und nützlich hielt und fügte jedem eine kurze Regel bei, die ihm mit wenig Worten sagte, was er thun müße. Folgendes waren seine Tugenden mit ihren Regeln:

1) Nüchternheit. Iß nie bis dich die Speise drückt; trink nie so viel, daß dein Kopf beläſtigt wird.
2) Verschwiegenheit. Sage nichts, als was dir und andern nützlich seyn kann. Vermeide geiſtloſe Unterhaltung.
3) Ordnung. Jede Sache hat ihre Stelle, und jedes Geschäft seine Zeit.
4) Entschloſſenheit. Hege ſtets den Vorſatz zu thun was deine Schuldigkeit iſt, und was du einmal beſchloßen haſt, das nimm nicht zurück.
5) Sparſamkeit. Mache keinen Aufwand als der dir und andern nützlich iſt; gieb nichts zwecklos hin.
6) Thätigkeit. Sei nie müßig, ſondern ſtets mit etwas nützlichem beſchäftiget; nie werde etwas unnützes gethan.
7) Aufrichtigkeit. Bediene dich nie einer ſchädlichen Verſtellung. Deine Gedanken ſeyen wie deine Reden arglos, und gerecht.

8) Mäßigung. Vermeide jedes Extrem. Laß dich nie von Beleidigungen aufbringen, selbst wenn sie schwer sind.

9) Reinlichkeit. Dulde keine Unsauberkeit an Körper, Haus und Bekleidung.

10) Gemüthsruhe. Laß dich nie durch Kleinigkeiten, gewöhnliche oder unvermeidliche Vorfälle, aus deiner Fassung bringen.

11) Gerechtigkeit. Behandle einen jeden nach seinem Verdienste, und was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

12) Keuschheit. Genieße die Freuden der Liebe sparsam und blos so fern sie das Wohlbefinden des Körpers nöthig macht, oder zur Fortpflanzung deines Geschlechts; aber nie werde dein Trieb unbändig, nie schwäche er den Körper, nie schade er deiner Ruhe und Ehre, und kränke andere.

13) Demuth. Ahme Jesus und Sokrates nach.

Nach Pythagoras Rath glaubte er, daß ein tägliches Examen mit sich nöthig wäre, daher prüfte er sich an jedem Abend über jede der obigen Tugenden. Er nahm sich jede Woche aber nur eine Tugend vor, aber gegen diese hütete er sich wohl, den leichtesten Verstoß zu begehen, mit den übrigen nahm er's einstweilen so genau nicht. Jeden Abend überdachte er den vollbrachten Tag, und bezeichnete jeden Fehler mit einem Dintenstrich.

Nach der dritten Tugend welche verlangte daß jede seiner Beschäftigungen in einer pünctlichen Ordnung und Regelmäßigkeit geschähe, — theilte er den Tag auf folgende Weise ein: Beim Aufwachen fragte er sich: Was kann ich heute Gutes thun? Um fünf Uhr stand er auf, wusch sich, betete, ordnete seine Geschäfte, studirte und frühstückte. Von 7—11 Uhr arbeitete er als Drucker; von 11—1 Uhr Mittagsmahlzeit, Lectüre oder Rechnung. Von 1—5 Uhr Arbeit; bis 10 Uhr jede Sache wieder an ihren Platz zu legen, Essen, Musik, Erholung, Umgang und sein Examen über den verlebten Tag.

## 3.

## Mornay.

Schon frühzeitig lernte der vortreffliche Mornay den Weg der wahren Glückseligkeit aus eignen Untersuchungen kennen, auf dem er durch sein ganzes Leben so rühmlich gewandelt hat. Man hatte ihn im achten Jahre seines Alters in das Collegium de Lisieux nach Paris gebracht, um sich daselbst mit den Wissenschaften bekannt zu machen. Ob er nun wohl daselbst beständig kränklich war, und sein großer Fleiß die glücklichen Folgen nicht hatte, die man sich davon versprechen konnte; so erlangte er doch bereits so treffliche Einsichten, daß sie allerdings sein Alter zu übersteigen schienen. Diese zeigte er bald nach seiner Wiederkunft von Paris,

die in seinem eilften Jahre erfolgte, und schon auf der Rückreise legte er eine merkwürdige Probe davon ab. Es war ein katholischer Priester, der ihn von dort abholte, um dem Leichenbegängnisse seines Vaters, der ein Katholik war, den aber seine Mutter, die eine gute Kenntniß des evangelischen Christenthums besaß, endlich noch bewog, daß er auf seinem Sterbebette alle papistische Ceremonien fahren ließ, und im Glauben an des Verdienst Jesu überging, beizuwohnen. Der katholische Priester dem die Abneigung der Frau von Mornay gegen den Glauben seiner Kirche nicht unbekannt war, warnte ihn unterwegs sehr sorgfältig, daß er sich von den luthrischen Irrthümern seiner Mutter, darunter man damals die Grundsätze der Reformirten sowohl, als der Evangelischen verstand, nicht möchte einnehmen lassen. Mornay, der damals eben eilf Jahre alt war, ertheilte ihm darauf zur Antwort: daß er fest entschlossen sey, bei der Lehre zu bleiben, in der man ihn zu Paris unterrichtet habe, und in so ferne er ja irgend einen Zweifel bekommen sollte, so wolle er fleißig in den Evangelien und der Apostelgeschichte lesen. Dies sagte er ohne jemandes Eingeben, von sich selbst, und ob ihn wohl der gedachte Geistliche zu bereden suchte, daß dies eben nicht der beste Weg sey, den er ergreifen wolle, indem es nicht für jedermann tauge, die Bibel zu lesen, so ließ er sich doch das nicht abschrecken, bei seinem Vorsatz zu beharren. Er

bewies dieſes, als er nach Hauſe kam. Seine Mutter ſowohl, als ſein Bruder verlangten, daß er den Katechismus leſen möchte; allein, dieſer war ihm ſchon zu verdächtig, dagegen begehrte er, an deſſen ſtatt, ein franzöſiſches neues Teſtament, mit der lateiniſchen Ueberſetzung. Man erfüllte ſein Verlangen, und gab ihm ein ſolches. Er las es ſo begierig, und bat auch Gott, bei jedesmaliger Leſung, daß er ihn in der Erkenntniß ſeines Heils erleuchten wolle. Dieſe Unterhaltung mit den heiligen Büchern war für ihn ſehr geſegnet; inſonderheit bemerkte er ſehr bald, wie wenig die Lehren der römiſchen Kirche in der heiligen Schrift gegründet wären. So wenig er ſich dieſes anfangs merken ließ; ſo treu war er in Anwendung der erlangten Kenntniße, indem er ſogleich alles, was er nicht in der Bibel gegründet fand, aus ſeinem Gemüthe auslöſchte, bis er ſich endlich entſchloß, dem römiſchen Kirchendienſte gänzlich abzuſagen. Dies geſchah in dem folgenden Jahre, da er ſich, nebſt ſeiner Mutter und ihrer ganzen Familie zur reformirten Kirche bekannte.

## 4.

## Georg Friedrich Karl,
### Markgraf von Bayreuth.

Dieſer ruhmwürdige Herr bezeugte auf ſeinem Sterbebette, daß ihn Gott in ſeinem Leben drei

Gnadenblicke seiner Süßigkeit schmecken lassen. — Den ersten in seiner frühen Kindheit, da er etwa sieben Jahre alt gewesen, zu welcher Zeit er nach seinem kindlichen Alter recht von Herzen fromm gewesen wäre, und einstmals etwas von der Liebe Gottes in seiner Seele empfunden hätte; daß er beinahe, als entzückt, Blicke ins ewige Leben gethan, und dieselbe seelige Empfindung wäre ihm niemals wieder aus dem Sinn gekommen; aber oft hätte er hernach in seinem Leben bitterlich darüber geweint, daß ihm diese süße Empfindungen wieder entgangen und er nicht in der kindlichen Einfalt blieben wäre, in welcher er damals gestanden. — Den andern besonderen Gnadenblick der Liebe Gottes habe er um die Zeit geschmeckt, da er in Holland das erste mal zum heiligen Abendmahl gegangen wäre. Es hätte ihm Gott die Gnade erwiesen, daß ihn ein von Herzen frommer und rechtschaffener evangelisch-lutherischer Prediger im Haag zu demselben zubereitet hätte. Diesem Manne, der nun schon lange in seine Ruhe eingegangen, wolle er dereinst noch in der Ewigkeit für seine gute Unterweisung danken; denn durch dessen Unterricht wäre er vornämlich auf den Grund eines rechtschaffenen Christenthums geführt worden, und hätte erkennen lernen, was für ein Unterschied zwischen dem Namen- und dem wahren Christenthum sey. Er wünschte nur, daß er in dem Stande der Unschuld, in welchem er sich damals befunden, geblieben seyn möchte. Er wüßte sich

noch gar wohl zu erinnern, daß er damals oft gewünſcht, daß ihn doch Gott nur gleich, durch den Tod zu ſich nehmen möchte; ob er ſchon noch bei jungen Jahren geweſen, in welchen man ſonſt noch am wenigſten Luſt zu ſterben hätte. Er aber hätte eine ſolche Freudigkeit zu Gott, und einer ſo brünſtige Begierde nach dem Himmliſchen in ſich empfunden, daß ihm ſein Leben mehr eine Laſt, als eine Luſt geweſen ſey. — Den dritten Gnadenblick habe ihn Gott bey ſeiner vorletzten Communionandacht gegönnet, bei der er in Thränen zerfloßen war. Hier hätte ihn Gott aufs kräftigſte verſichert, daß er ihm gnädig ſey, und ihm alle ſeine Sünden vergeben habe; und dieſe Verſicherung ließe Gott noch in ſeinem Herzen beſtändig bleiben, daher er auch dem Tode ganz getroſt entgegen gienge.

Hiob 33, 29. 30. Siehe das alles thut Gott zwei oder drei mal mit einem Jeglichen; daß er ſeine Seele herumhole aus dem Verderben, und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen.

## 5.

### D. Franz Volkm. Reinhard,

Oberhofprediger in Dresden, geb. im März 1753, geſt. im Sept. 1812.

Von Jugend auf war die Bibel für Reinhard das Buch aller Bücher. Dies beſtätiget nicht nur die überall in ſeinen Predigten vorherrſchende An-

wendung derſelben, ſondern auch ſeine unumwundene Aufforderung zu einem zweckmäßigen Leſen der heiligen Schrift. Er hatte in den Sprüchen Salomos, welche zu dieſem Behufe mit abgeſetzten Silben gedruckt waren, leſen gelernt, und jene, aus ſeiner Individualität mit voller Ueberzeugung hervorgehende, Ermunterung, die Schrift zu leſen, gab er ſeiner Gemeinde, nachdem er bereits die philoſophiſchen Syſteme aller Zeiten und die trefflichſten Klaſſiker aller Nationen durchforſcht, und ein Alter von fünf und fünfzig Jahren erreicht hatte.

Kaum hatte Reinhard einige Fertigkeit im Leſen erlangt, ſo beſchenkte ihn ſein Vater, dem die Schrift in Sachen der Religion Alles war, mit einer Bibel. Als ein Knabe von fünf Jahren fieng er alſo an, die Bibel zu leſen, und er las ſie, wie er die einzelnen Bücher abgedruckt fand, nach der Reihe von vorn bis hinten, mehr als einmal durch. Kein Tag vergieng, wo er nicht ſein Penſum vollendet hätte. Reinhard nannte dieß ſelbſt in ſeinen Geſtändniſſen, ein kindiſches Wageſtück; auch fühlte er dieß ſo ſehr, daß er ſeinem Vater nichts davon ſagte, ſondern die Bibel in der Stille, und ganz für ſich las. Doch fand er an dieſer Beſchäftigung immer mehr Geſchmack; über manches befragte er ſeinen Vater, auch machte er beim öftern Leſen nach und nach manche eigene nützliche Bemerkung, ſo ward es ihm zur Gewohnheit, zu ſeiner Erbauung vornämlich die Bibel zu gebrauchen.

Diese Gewohnheit brachte er mit auf das Gymnasium nach Regensburg, wo das Bibellesen seit er das Neue Testament in der Ursprache verstand, einen neuen Reiz für ihn erhielt.

## 6.

## Johann, Lord Harrington.

Harrington, war einer der edelsten Jünglinge, dessen Beispiel merkwürdig ist. Er war gewohnt früh um vier oder spätstens um fünf Uhr aufzustehen, und schlief selten mehr als sechs Stunden. Sobald er auf war, und seine Bedienten bei sich in der Kammer hatte, las er ein Kapitel in der Bibel, und verrichtete das Gebet. Alsdann wendete er eine Stunde auf das Lesen eines Buches, welches von der Religion handelte, damit er gute Gesinnungen in sich erwecken, und die Kenntniß der christlichen Religion vermehren möchte. Vor dem Mittags- und Abendessen versammelte sich, was zu seinem Hause gehörte; man las einen Psalmen, oder ein Kapitel aus der heiligen Schrift, und betete. Ebenso wurde auch nach dem Eßen ein Psalm gesungen, und das Gebet verrichtet. Den Sonntag feierte er sehr genau; und ob er gleich einen Hauscaplan hatte, so wartete er doch den Gottesdienst früh und Nachmittags ab. Um die Beschuldigung des Stolzes zu vermeiden, verstattete er keinen von seinen Freunden, daß er seinem Hausgottesdienst beiwohnen durfte,

wendung derselben, sondern auch seine unumwundene Aufforderung zu einem zweckmäßigen Lesen der heiligen Schrift. Er hatte in den Sprüchen Salomos, welche zu diesem Behufe mit abgesetzten Silben gedruckt waren, lesen gelernt, und jene, aus seiner Individualität mit voller Ueberzeugung hervorgehende, Ermunterung, die Schrift zu lesen, gab er seiner Gemeinde, nachdem er bereits die philosophischen Systeme aller Zeiten und die trefflichsten Klassiker aller Nationen durchforscht, und ein Alter von fünf und fünfzig Jahren erreicht hatte.

Kaum hatte Reinhard einige Fertigkeit im Lesen erlangt, so beschenkte ihn sein Vater, dem die Schrift in Sachen der Religion Alles war, mit einer Bibel. Als ein Knabe von fünf Jahren fieng er also an, die Bibel zu lesen, und er las sie, wie er die einzelnen Bücher abgedruckt fand, nach der Reihe von vorn bis hinten, mehr als einmal durch. Kein Tag vergieng, wo er nicht sein Pensum vollendet hätte. Reinhard nannte dieß selbst in seinen Geständnissen, ein kindisches Wagestück; auch fühlte er dieß so sehr, daß er seinem Vater nichts davon sagte, sondern die Bibel in der Stille, und ganz für sich las. Doch fand er an dieser Beschäftigung immer mehr Geschmack; über manches befragte er seinen Vater, auch machte er beim öftern Lesen nach und nach manche eigene nützliche Bemerkung, so ward es ihm zur Gewohnheit, zu seiner Erbauung vornämlich die Bibel zu gebrauchen.

Dieſe Gewohnheit brachte er mit auf das Gymnaſium nach Regensburg, wo das Bibelleſen ſeit er das Neue Teſtament in der Urſprache verſtand, einen neuen Reiz für ihn erhielt.

## 6.

## Johann, Lord Harrington.

Harrington, war einer der edelſten Jünglinge, deſſen Beiſpiel merkwürdig iſt. Er war gewohnt früh um vier oder ſpätſtens um fünf Uhr aufzuſtehen, und ſchlief ſelten mehr als ſechs Stunden. Sobald er auf war, und ſeine Bedienten bei ſich in der Kammer hatte, las er ein Kapitel in der Bibel, und verrichtete das Gebet. Alsdann wendete er eine Stunde auf das Leſen eines Buches, welches von der Religion handelte, damit er gute Geſinnungen in ſich erwecken, und die Kenntniß der chriſtlichen Religion vermehren möchte. Vor dem Mittags- und Abendeſſen verſammelte ſich, was zu ſeinem Hauſe gehörte; man las einen Pſalmen, oder ein Kapitel aus der heiligen Schrift, und betete. Ebenſo wurde auch nach dem Eßen ein Pſalm geſungen, und das Gebet verrichtet. Den Sonntag feierte er ſehr genau; und ob er gleich einen Hauscaplan hatte, ſo wartete er doch den Gottesdienſt früh und Nachmittags ab. Um die Beſchuldigung des Stolzes zu vermeiden, verſtattete er keinen von ſeinen Freunden, daß er ſeinem Hausgottesdienſt beiwohnen durfte,

außer dem Sir Eduard Harword, welcher sein vertrautester Freund war. Von seinen jährlichen Einkünften hatte er den zehenten Theil zu Werken der Liebe bestimmt.

So eines langen Lebens dieser vortreffliche Jüngling werth gewesen wäre, so kurz war dasselbe. Die Jesuiten hatten, auf seinen Reisen, seine Festigkeit im Glauben und seinen Eifer für die Wahrheit mit Verdruß bemerkt, und Mittel gefunden, sowohl ihm, als seinem Aufseher, ein langsames Gift beizubringen. Der letztere starb bald nach seiner Rückkunft in England, der junge Lord aber kurze Zeit darauf 1613, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, und das eben so freudig als selig.

## 7.

## Herbert von Cherbury.

Schon die ersten Jugendjahre Herberts von Cherbury ließen etwas Außerordentliches erwarten. Die Geschichte derselben hat er selbst mit liebenswürdiger Offenherzigkeit aufgezeichnet.

„In meiner Kindheit, sagt er, war ich sehr kränklich. Mein Kopf reinigte sich beständig durch die Ohren, so daß es deswegen lange währte, ehe ich reden lernte, und daher viele glaubten, ich würde immer stumm bleiben. Als ich zu stammeln anfing, war das erste wornach ich fragte: wie ich auf die Welt gekommen. Ich sagte meiner Wärterin und

andern, daß ich mich zwar hier befände, aber nicht begreifen könnte, durch was für Ursachen oder durch was für Mittel ich da wäre. Meine Amme und andere Weiber lachten mich aus; aber einige bewunderten mich, und sagten, daß sie nie ein Kind solche Fragen hätten thun hören. Uebrigens dauerte meine Kränklichkeit fort, so daß meine Verwandte es nicht einmal für thunlich hielten, mich auch nur das ABC zu lehren. Erst im siebenten Jahre erholte ich mich, und man fing nun an, mich lesen zu lehren. Ich erinnerte mich, daß ich um diese Zeit wegen mancherlei Unarten und Schlägereien bestraft worden bin, aber nie wegen einer Lüge oder andern Bosheit. Ich hatte von Natur Abscheu an aller Falschheit, und ich bekannte es allemal frei, wenn ich befragt wurde, ob ich dieses oder jenes gethan hätte, worüber man mich in Verdacht hatte. Lieber wollte ich für meine jugendliche Vergehungen Strafe leiden, als meine Seele mit einer einzigen Lüge beflecken, und ich kann es mit Wahrheit behaupten, daß ich von meiner ersten Kindheit an, bis auf diese Stunde, nie mit Vorsatz eine Unwahrheit gesagt habe."

## 8.

### Maria Magdalena Frommann.

Maria Magdalena Frommann, die Tochter eines herzoglich würtembergischen wirklichen gehei-

men Raths, wurde in einem Alter von zwölf Jahren aufs kräftigste zur Nachfolge Jesu erweckt. Sie achtete von der Zeit an alles, für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntniß Jesu Christi, ihres Herrn, und trachtete nach nichts mehr, als ihm täglich ähnlicher und wohlgefälliger zu werden! In dieser Rücksicht las sie sehr fleißig die heilige Schrift und trug beständig ein Blatt in ihrer Tasche, auf welchem sie die Fehler verzeichnete, die sie an sich bemerkte, um sich des Abends desto mehr darüber zu demüthigen, und zu desto sorgfältigerer Vermeidung derselben zu erwecken.

## 9.

### Nikolaus Ludw. Graf v. Zinzendorf,
Stifter der Brüdergemeinde, geb. im May 1700, gest. im May 1760.

Der junge Graf v. Zinzendorf fand schon in seiner frühesten Jugend Geschmack an geistlichen Beschäftigungen. Luthers Katechismus gefiel ihm unter allen seinen Büchern am besten. Auch hörte er gern die alten kernhaften lutherischen Lieder, über Jesu Menschwerdung und Leiden singen, und freute sich immer, wenn die Zeit herannahte, in welcher diese Lieder hauptsächlich gesungen werden. Schon in diesem zarten Alter ging er — wie er sich ausdrückte, immer mit dem Heiland um, und er hätte sich in seinen Kinderjahren nichts bessers wünschen

können, als einmal ein Diener desselben zu werden. Oft ergriff er in seiner Begeisterung Dinte und Feder, und schrieb Briefe an ihn. Er hatte, wie er sich in seinen theologischen Bedenken ausdrückt, von Kindheit an ein Feuer in seinen Gebeinen, die ewige Gottheit Jesu zu predigen, mit hinreißender Bewegung seines eigenen Herzens, welches lebte, wenn es davon hörte. In der Kirche und bei der Communion war er allezeit sehr aufmerksam. Er merkte sich die Gebete, und sagte sie hernach zu Hause für sich her. Oft predigte er auch in einem leeren Stalle. So trafen ihn im Jahr 1706 ein Trupp Schweden, die in dem damaligen Kriege nach Hammersdorf kamen, um Kontributionen einzutreiben. Sie erstaunten über die Freimüthigkeit dieses sechsjährigen Kindes, und vergaßen fast, warum sie gekommen waren.

## 10.

## Julius, Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel.

Julius, der dritte Sohn des Herzogs von Braunschweig, Heinrich des Jüngern, jenes so unruhigen Kriegers und katholischen Eiferers, wagte es, sich öffentlich zur evangelisch-protestantischen Kirche zu bekennen, wider welche sein Vater bereits 20 Jahre gearbeitet und gefochten, und welche ihm schon Freiheit, Ehre und Länder gekostet

hatte. Der Vater warf den tödlichsten Haß auf ihn, und Julius wagte in der That dabei sein Leben. Umgeben mit lauter Feinden seines Glaubens, von den heftigsten Eiferern wider denselben beständig begleitet, mußte er jeden Augenblick befürchten, getödet zu werden. Sein Vater, seine Brüder, der Hof, ganz Wolfenbüttel haßten ihn. Man schmähte, fluchte, und erklärte ihn für einen Abtrünnigen. Man versagte ihm die Bedürfniße des Lebens, alle Bequemlichkeiten und alle Bedienung. Er durfte nicht öffentlich erscheinen, ja er bekam nicht einmal die nöthige Kleidung, und seine Prinzeßinnen Schwestern ließen ihn öfters im Verborgenen speisen. Nichts desto weniger blieb Julius unbewegt. Er gerieth endlich in die äußerste Gefahr; denn man verfiel auf die desperatesten und entsetzlichsten Mittel, ihn zu zwingen seinem Glauben zu entsagen; man wollte ihn lebendig einmauern laßen, wozu, vorhandenen Nachrichten zu Folge das Gewölbe schon fertig war. Noch fand sich am Hofe zu Wolfenbüttel ein Redlicher, welcher dem Prinzen von seiner bevorstehenden Gefahr Nachricht gab. Da dieses auf keine andere Weise geschehen konnte, so schrieb dieser rechtschaffene Menschenfreund, in Gegenwart des Prinzen, mit einer Feuerzange, die Worte: fuge, fuge — (fliehe, fliehe) in die Kohlen im Kamine. Der Prinz ergriff sogleich die Flucht, und entkam der Gefahr seines Lebens, und fand eine sichere Zuflucht bei dem Markgrafen zu

Brandenburg, Johann dem Weisen, zu Cüstrin, seinem Schwager.

Durch nichts aber ließ sich sein Vater bewegen, ihm wieder Gnade zu ertheilen; vielmehr that er, als im Jahre 1553 seine beiden ältesten Prinzen, Karl und Philipp, in der Schlacht bei Sieversshausen blieben, alles mögliche, ihn von der Regierung auszuschließen; allein umsonst, denn die Vorsehung wollte es nicht. Als endlich dem Herzoge alle Versuche mißlangen, und er dem Tode näher kam, ließ er sich doch bewegen, seinen Haß gegen den Prinzen zu mildern. Er schickte einen Herrn v. Quitzow an ihn, und ließ ihn nach Wolfenbüttel einladen. Der Prinz war zweifelhaft, was er thun sollte; endlich fragte er den Herrn v. Quitzow, ob er ihn auf Eid und Treue versichern könne, daß die Einladung ohne Gefahr zu befolgen sey? Quitzow gerieth in Bestürzung und Verlegenheit, und konnte nichts weiter als seine Hoffnung bekräftigen. Julius entschloß sich also zu folgen. „Wohlan, „sagte er, mein lieber Dietrich v. Quitzow ich „traue nicht allein eurer, sondern auch meines „Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im „Himmel, und meiner gerechten Sache. Ich will „im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit euch „nach Wolfenbüttel ziehen, und meines Vaters Be„fehl als ein gehorsames Kind befolgen; es gehe „mir darüber, wie es wolle. Mein Leben und Tod „steht in den Händen Gottes, dieser kann meines

hatte. Der Vater warf den tödlichsten Haß auf ihn, und Julius wagte in der That dabei sein Leben. Umgeben mit lauter Feinden seines Glaubens, von den heftigsten Eiferern wider denselben beständig begleitet, mußte er jeden Augenblick befürchten, getödet zu werden. Sein Vater, seine Brüder, der Hof, ganz Wolfenbüttel haßten ihn. Man schmähte, fluchte, und erklärte ihn für einen Abtrünnigen. Man versagte ihm die Bedürfniße des Lebens, alle Bequemlichkeiten und alle Bedienung. Er durfte nicht öffentlich erscheinen, ja er bekam nicht einmal die nöthige Kleidung, und seine Prinzeßinnen Schwestern ließen ihn öfters im Verborgenen speisen. Nichts desto weniger blieb Julius unbewegt. Er gerieth endlich in die äußerste Gefahr; denn man verfiel auf die desperatesten und entsetzlichsten Mittel, ihn zu zwingen seinem Glauben zu entsagen; man wollte ihn lebendig einmauern laßen, wozu, vorhandenen Nachrichten zu Folge das Gewölbe schon fertig war. Noch fand sich am Hofe zu Wolfenbüttel ein Redlicher, welcher dem Prinzen von seiner bevorstehenden Gefahr Nachricht gab. Da dieses auf keine andere Weise geschehen konnte, so schrieb dieser rechtschaffene Menschenfreund, in Gegenwart des Prinzen, mit einer Feuerzange, die Worte: fuge, fuge — (fliehe, fliehe) in die Kohlen im Kamine. Der Prinz ergriff sogleich die Flucht, und entkam der Gefahr seines Lebens, und fand eine sichere Zuflucht bei dem Markgrafen zu

Brandenburg, Johann dem Weisen, zu Cüstrin, seinem Schwager.

Durch nichts aber ließ sich sein Vater bewegen, ihm wieder Gnade zu ertheilen; vielmehr that er, als im Jahre 1553 seine beiden ältesten Prinzen, Karl und Philipp, in der Schlacht bei Sieversshausen blieben, alles mögliche, ihn von der Regierung auszuschließen; allein umsonst, denn die Vorsehung wollte es nicht. Als endlich dem Herzoge alle Versuche mißlangen, und er dem Tode näher kam, ließ er sich doch bewegen, seinen Haß gegen den Prinzen zu mildern. Er schickte einen Herrn v. Quitzow an ihn, und ließ ihn nach Wolfenbüttel einladen. Der Prinz war zweifelhaft, was er thun sollte; endlich fragte er den Herrn v. Quitzow, ob er ihn auf Eid und Treue versichern könne, daß die Einladung ohne Gefahr zu befolgen sey? Quitzow gerieth in Bestürzung und Verlegenheit, und konnte nichts weiter als seine Hoffnung bekräftigen. Julius entschloß sich also zu folgen. „Wohlan, „sagte er, mein lieber Dietrich v. Quitzow ich „traue nicht allein eurer, sondern auch meines „Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im „Himmel, und meiner gerechten Sache. Ich will „im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit euch „nach Wolfenbüttel ziehen, und meines Vaters Be„fehl als ein gehorsames Kind befolgen; es gehe „mir darüber, wie es wolle. Mein Leben und Tod „steht in den Händen Gottes, dieser kann meines

„Vaters Herz lenken. Aber bei Gott, und seinem „reinen Evangelio, will ich trotz Teufel und der „Welt, bis an mein Ende bleiben, und darauf leben „und sterben.“ —

In dieser Fassung gieng er nach Wolfenbüttel und ward geneigt aufgenommen. Man hoffte ihn jetzt durch Güte zu gewinnen, allein umsonst; Julius blieb standhaft, und gelangte dem ohnerachtet als sein Vater im Jahr 1568 starb, zur Regierung, die eben so glücklich als gesegnet war.

## 11.

### Georg Caspar Scherrer,

Antistes der St. Galler Geistlichen, geb. im Februar 1757, gest. im December 1821.

Schon in seiner frühen Jugend wurde Scherrer von seinem frommen Vater, welcher Pfarrer zu Hundwyl im Kanton Appenzell war, zum Gebet, und zwar aus dem Herzen angeleitet. Als zarter Knabe faltete er schon seine schwachen Hände im Gebet vor Gott, wie wohl es ihm zuweilen am Ausdruck der Worte fehlte. Einst wollte er in der Nähe seines Vaters, der ihn in der Stille beobachtete, wieder aus dem Herzen beten, wußte aber weiter nichts zu sagen als: „ach, mein lieber Gott und Vater“ — er schwieg nun eine Weile, und da er keine Gedanken mehr finden konnte, schloß er sogleich mit den Worten: „durch Jesum

Christum. Amen.“ Sein Vater sagte hierauf zu ihm: er solle nur bis er beßer beten könne, noch aus den Büchern oder das beten, was er auswendig gelernt habe. *)

## III.

## Gute und schlechte Gesinnungen gegen Eltern.

### 1.

### Anton Rindenschwender,

geboren im Murgthal 1725, gestorben 1803.

Anton Rindenschwender der Sohn eines armen Holzhauers, aus dem Tyrol gebürtig, schwang sich in der Folge durch Redlichkeit und Fleiß zu einem reichen und angesehenen Manne empor, der zugleich ganze Landesgegenden mit sich hinauf schwang, mehr als 126 Morgen öden Landes fruchtbar machte, 23 Wohnhäuser 25 Nebengebäude an Scheunen, Stallungen und Remisen unter 51 Dächer gestellt, mannigfaltige Fabriken angelegt, und ein Vermögen von 150,000 fl. hinterlaßen hatte. — Als einen schönen Beweis seiner Liebe

*) Mich dünkt, er hätte nicht kräftiger und kürzer beten können. Anmerk. des Herausg.

und Zärtlichkeit gegen Eltern und Geschwister, mag nur Folgendes aus seinen Jugendjahren dienen:

Nach zurückgelegtem zwölftem Jahre beschloß er durch Entfernung seiner Person die Last des Haushalts seinen Eltern zu erleichtern. „Wenn ich nur," sagte er zu ihnen, „so lang Eßen und Kleidung anderwärts erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit dem Vater Geld im Walde zu verdienen." Er hatte gehört, daß in dem Würtembergischen Gränzdorfe Loffenau, Taglöhner aufgenommen würden, um die dort schon in Anbau gebrachten Kartoffeln, aus der Erde zu arbeiten. Er eilte schnell dahin, und gestand nachher seine große Versuchung, einige Erdäpfel allenfalls auf die Seite zu schaffen, und die gepriesene Frucht auch in sein Dorf zu verpflanzen, und die armen Eltern und übrigen Einwohner beßer leben zu machen. Aber nachdem er diesen sündlichen Gedanken näher überdacht hätte, verfolgte er ganz ehrlich seinen höhern Zweck, indem er einen Dienstandel unter der Bedingung traf: „ich will keinen Geldlohn, aber Erdäpfel für meine Eltern und Geschwistern, so viel ihr glaubt, daß ich mit meiner Arbeit verdienen möchte." Dies wurde eingegangen; Anton verdiente sich den neunten Korb, brachte fünf Körbe so nach Hause, und wurde der erste wohlthätige Verbreiter dieses jetzt so unentbehrlichen Products im Murgthal.

2.

## Metellus und sein Sohn.

Nach der Schlacht bei Actium ließ der Sieger Augustus, sich die Gefangenen vorführen. Unter ihnen war auch Metellus, einer seiner eifrigsten Gegner. So sehr auch Kummer und Elend ihn entstellt hatten, so erkannte ihn doch sein Sohn, der unter dem siegenden Heere diente, sogleich; lief auf ihn zu, und schloß ihn in seine Arme. Dann wendete er sich, mit Thränen in den Augen, gegen Augustus: „Mein Vater war dein Feind, redete er ihn an, und hat als solcher den Tod verdient; ich habe dir treu gedient und kann auf Belohnung Anspruch machen: Zum Preiß für meine Dienste bewillige mir das Leben meines Vaters, und laß mich an seiner Stelle sterben.“ Augustus, den die Großmuth des jungen Metellus rührte, verzieh seinem Vater!

3.

## Kindliche Liebe.

Bei einem preußischen Infanterie-Regiment dienten Vater und Sohn; jener als gemeiner Soldat, dieser als Unterofficier. Der General ließ das Regiment vor dem Thore exerziren, und bemerkte bei der Compagnie, worunter jene beiden, Vater

und Sohn ſtanden, einen ſehr groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt der General auf den Unterofficier los, und fragte ihn mit zorniger Stimme: „Wer hat den Fehler gemacht, Unterofficier?“ Ew. Exzellenz, ich weiß es nicht; gab dieſer zur Antwort. Den Augenblick geſagt, oder ich laß ihm fünfzig aufzählen.“ Ew. Exzellenz, ich weiß es nicht, ich hab es nicht bemerkt. — „Nun gut, ſagte der General zornig, damit er künftig aufpaßen lernt, ſo ſoll er auf der Stelle fünfzig Hiebe erhalten.“ — Die Strafe ward ſogleich vollzogen. Nachdem ſie der junge Unterofficier ſtandhaft ausgehalten hatte, ſagte der General: „Nun wird er's künftig wißen?“ O ja, Ew. Exzellenz, ich weiß es auch diesmal, wer den Fehler begangen hat: es war mein alter Vater.

Den General rührte dieſe Scene kindlicher Liebe ſo ſehr, daß er ſtillſchweigend wegritt, den folgenden Tag den jungen Unterofficier zum Feldweibel ernannte, und ſeinem alten Vater den Abſchied mit einer anſtändigen lebenslänglichen Penſion ertheilte.

## 4.

### Daniel Weber,

Amtmann zu Rüthi im Kanton Zürich.

Daniel Weber war der Sohn wenig bemittelter aber frommer Eltern. Nicht ohne reife Ueber-

legung und Gebet faßte er den Entschluß, seines Vaters Profession, der ein Kannengießer war, zu erlernen, ob ihm gleich die Eltern dieselbe mißriethen und er selbst keine Lust dazu hatte. „Ich weiß es, sprach er bei sich selbst, dieser Entschluß wird mich manche saure Stunde, manche bittere Thräne kosten. Aber ich muß meinen Eltern wider ihren Willen dieses Opfer bringen. Schon ist häufig über schwindende ökonomische Kräfte, über zunehmende Schlechtigkeit der Gesellen, über Theurung der Materialien und Lebensmittel, über das Kostspielige jährliche Krankenlager, über die Altersschwachheiten des Vaters, und über Mangel an guter Hoffnung und Aussicht in die Zukunft geklagt worden. Der ältere Bruder wird schwerlich je in den Fall kommen, seine Dankbarkeit dem elterlichen Hause thätlich beweisen zu können. Schon die Fortsetzung seiner Studien erfordert Aufwand, und dieser wird noch größer seyn, wenn er, Gott gebe, als Pfarrer ehrenfest muß etablirt werden. Wähle ich eine andere Profession, mein Gott, wie viel werde ich meine Eltern kosten, ohne ihnen im Alter Trost und Beistand leisten zu können! Nun, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn. Ich muß ein Kannengießer werden, es mag mir wohl oder wehe thun: ich muß mir vornehmen, die Zinngießerei bald und recht zu lernen. „Das walte Gott!“

Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieser brave Jüngling, (welcher 1822 noch lebte,) unter den

wendung derselben, sondern auch seine unumwundene Aufforderung zu einem zweckmäßigen Lesen der heiligen Schrift. Er hatte in den Sprüchen Salomos, welche zu diesem Behufe mit abgesetzten Silben gedruckt waren, lesen gelernt, und jene, aus seiner Individualität mit voller Ueberzeugung hervorgehende, Ermunterung, die Schrift zu lesen, gab er seiner Gemeinde, nachdem er bereits die philosophischen Systeme aller Zeiten und die trefflichsten Klassiker aller Nationen durchforscht, und ein Alter von fünf und fünfzig Jahren erreicht hatte.

Kaum hatte Reinhard einige Fertigkeit im Lesen erlangt, so beschenkte ihn sein Vater, dem die Schrift in Sachen der Religion Alles war, mit einer Bibel. Als ein Knabe von fünf Jahren fieng er also an, die Bibel zu lesen, und er las sie, wie er die einzelnen Bücher abgedruckt fand, nach der Reihe von vorn bis hinten, mehr als einmal durch. Kein Tag vergieng, wo er nicht sein Pensum vollendet hätte. Reinhard nannte dieß selbst in seinen Geständnissen, ein kindisches Wagestück; auch fühlte er dieß so sehr, daß er seinem Vater nichts davon sagte, sondern die Bibel in der Stille, und ganz für sich las. Doch fand er an dieser Beschäftigung immer mehr Geschmack; über manches befragte er seinen Vater, auch machte er beim öftern Lesen nach und nach manche eigene nützliche Bemerkung, so ward es ihm zur Gewohnheit, zu seiner Erbauung vornämlich die Bibel zu gebrauchen.

Diese Gewohnheit brachte er mit auf das Gymnasium nach Regensburg, wo das Bibellesen seit er das Neue Testament in der Ursprache verstand, einen neuen Reiz für ihn erhielt.

## 6.

## Johann, Lord Harrington.

Harrington, war einer der edelsten Jünglinge, dessen Beispiel merkwürdig ist. Er war gewohnt früh um vier oder spätstens um fünf Uhr aufzustehen, und schlief selten mehr als sechs Stunden. Sobald er auf war, und seine Bedienten bei sich in der Kammer hatte, las er ein Kapitel in der Bibel, und verrichtete das Gebet. Alsdann wendete er eine Stunde auf das Lesen eines Buches, welches von der Religion handelte, damit er gute Gesinnungen in sich erwecken, und die Kenntniß der christlichen Religion vermehren möchte. Vor dem Mittags- und Abendessen versammelte sich, was zu seinem Hause gehörte; man las einen Psalmen, oder ein Kapitel aus der heiligen Schrift, und betete. Ebenso wurde auch nach dem Eßen ein Psalm gesungen, und das Gebet verrichtet. Den Sonntag feierte er sehr genau; und ob er gleich einen Hauscaplan hatte, so wartete er doch den Gottesdienst früh und Nachmittags ab. Um die Beschuldigung des Stolzes zu vermeiden, verstattete er keinen von seinen Freunden, daß er seinem Hausgottesdienst beiwohnen durfte,

außer dem Sir Eduard Harword, welcher sein vertrautester Freund war. Von seinen jährlichen Einkünften hatte er den zehenten Theil zu Werken der Liebe bestimmt.

So eines langen Lebens dieser vortreffliche Jüngling werth gewesen wäre, so kurz war dasselbe. Die Jesuiten hatten, auf seinen Reisen, seine Festigkeit im Glauben und seinen Eifer für die Wahrheit mit Verdruß bemerkt, und Mittel gefunden, sowohl ihm, als seinem Aufseher, ein langsames Gift beizubringen. Der letztere starb bald nach seiner Rückkunft in England, der junge Lord aber kurze Zeit darauf 1613, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, und das eben so freudig als selig.

## 7.

## Herbert von Cherbury.

Schon die ersten Jugendjahre Herberts von Cherbury ließen etwas Außerordentliches erwarten. Die Geschichte derselben hat er selbst mit liebenswürdiger Offenherzigkeit aufgezeichnet.

„In meiner Kindheit, sagt er, war ich sehr kränklich. Mein Kopf reinigte sich beständig durch die Ohren, so daß es deswegen lange währte, ehe ich reden lernte, und daher viele glaubten, ich würde immer stumm bleiben. Als ich zu stammeln anfing, war das erste wornach ich fragte: wie ich auf die Welt gekommen. Ich sagte meiner Wärterin und

andern, daß ich mich zwar hier befände, aber nicht begreifen könnte, durch was für Ursachen oder durch was für Mittel ich da wäre. Meine Amme und andere Weiber lachten mich aus; aber einige bewunderten mich, und sagten, daß sie nie ein Kind solche Fragen hätten thun hören. Uebrigens dauerte meine Kränklichkeit fort, so daß meine Verwandte es nicht einmal für thunlich hielten, mich auch nur das ABC zu lehren. Erst im siebenten Jahre erholte ich mich, und man fing nun an, mich lesen zu lehren. Ich erinnerte mich, daß ich um diese Zeit wegen mancherlei Unarten und Schlägereien bestraft worden bin, aber nie wegen einer Lüge oder andern Bosheit. Ich hatte von Natur Abscheu an aller Falschheit, und ich bekannte es allemal frei, wenn ich befragt wurde, ob ich dieses oder jenes gethan hätte, worüber man mich in Verdacht hatte. Lieber wollte ich für meine jugendliche Vergehungen Strafe leiden, als meine Seele mit einer einzigen Lüge beflecken, und ich kann es mit Wahrheit behaupten, daß ich von meiner ersten Kindheit an, bis auf diese Stunde, nie mit Vorsatz eine Unwahrheit gesagt habe."

## 8.

## Maria Magdalena Frommann.

Maria Magdalena Frommann, die Tochter eines herzoglich würtembergischen wirklichen gehei-

men Raths, wurde in einem Alter von zwölf Jahren aufs kräftigste zur Nachfolge Jesu erweckt. Sie achtete von der Zeit an alles, für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntniß Jesu Christi, ihres Herrn, und trachtete nach nichts mehr, als ihm täglich ähnlicher und wohlgefälliger zu werden! In dieser Rücksicht las sie sehr fleißig die heilige Schrift und trug beständig ein Blatt in ihrer Tasche, auf welchem sie die Fehler verzeichnete, die sie an sich bemerkte, um sich des Abends desto mehr darüber zu demüthigen, und zu desto sorgfältigerer Vermeidung derselben zu erwecken.

## 9.

### Nikolaus Ludw. Graf v. Zinzendorf,
Stifter der Brüdergemeinde, geb. im May 1700, gest. im May 1760.

Der junge Graf v. Zinzendorf fand schon in seiner frühesten Jugend Geschmack an geistlichen Beschäftigungen. Luthers Katechismus gefiel ihm unter allen seinen Büchern am besten. Auch hörte er gern die alten kernhaften lutherischen Lieder, über Jesu Menschwerdung und Leiden singen, und freute sich immer, wenn die Zeit herannahte, in welcher diese Lieder hauptsächlich gesungen werden. Schon in diesem zarten Alter ging er — wie er sich ausdrückte, immer mit dem Heiland um, und er hätte sich in seinen Kinderjahren nichts bessers wünschen

können, als einmal ein Diener deſſelben zu werden. Oft ergriff er in ſeiner Begeiſterung Dinte und Feder, und ſchrieb Briefe an ihn. Er hatte, wie er ſich in ſeinen theologiſchen Bedenken ausdrückt, von Kindheit an ein Feuer in ſeinen Gebeinen, die ewige Gottheit Jeſu zu predigen, mit hinreißender Bewegung ſeines eigenen Herzens, welches lebte, wenn es davon hörte. In der Kirche und bei der Communion war er allezeit ſehr aufmerkſam. Er merkte ſich die Gebete, und ſagte ſie hernach zu Hauſe für ſich her. Oft predigte er auch in einem leeren Saale. So trafen ihn im Jahr 1706 ein Trupp Schweden, die in dem damaligen Kriege nach Hammersdorf kamen, um Kontributionen einzutreiben. Sie erſtaunten über die Freimüthigkeit dieſes ſechsjährigen Kindes, und vergaßen faſt, warum ſie gekommen waren.

## 10.

## Julius, Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel.

Julius, der dritte Sohn des Herzogs von Braunſchweig, Heinrich des Jüngern, jenes ſo unruhigen Kriegers und katholiſchen Eiferers, wagte es, ſich öffentlich zur evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche zu bekennen, wider welche ſein Vater bereits 20 Jahre gearbeitet und gefochten, und welche ihm ſchon Freiheit, Ehre und Länder gekoſtet

hatte. Der Vater warf den tödlichsten Haß auf ihn, und Julius wagte in der That dabei sein Leben. Umgeben mit lauter Feinden seines Glaubens, von den heftigsten Eiferern wider denselben beständig begleitet, mußte er jeden Augenblick befürchten, getödet zu werden. Sein Vater, seine Brüder, der Hof, ganz Wolfenbüttel haßten ihn. Man schmähte, fluchte, und erklärte ihn für einen Abtrünnigen. Man versagte ihm die Bedürfniße des Lebens, alle Bequemlichkeiten und alle Bedienung. Er durfte nicht öffentlich erscheinen, ja er bekam nicht einmal die nöthige Kleidung, und seine Prinzeßinnen Schwestern ließen ihn öfters im Verborgenen speisen. Nichts desta weniger blieb Julius unbewegt. Er gerieth endlich in die äußerste Gefahr; denn man verfiel auf die desperatesten und entsetzlichsten Mittel, ihn zu zwingen seinem Glauben zu entsagen; man wollte ihn lebendig einmauern laßen, wozu, vorhandenen Nachrichten zu Folge das Gewölbe schon fertig war. Noch fand sich am Hofe zu Wolfenbüttel ein Redlicher, welcher dem Prinzen von seiner bevorstehenden Gefahr Nachricht gab. Da dieses auf keine andere Weise geschehen konnte, so schrieb dieser rechtschaffene Menschenfreund, in Gegenwart des Prinzen, mit einer Feuerzange, die Worte: fuge, fuge — (fliehe, fliehe) in die Kohlen im Kamine. Der Prinz ergriff sogleich die Flucht, und entkam der Gefahr seines Lebens, und fand eine sichere Zuflucht bei dem Markgrafen zu

Brandenburg, Johann dem Weisen, zu Cüstrin, seinem Schwager.

Durch nichts aber ließ sich sein Vater bewegen, ihm wieder Gnade zu ertheilen; vielmehr that er, als im Jahre 1553 seine beiden ältesten Prinzen, Karl und Philipp, in der Schlacht bei Sieversshausen blieben, alles mögliche, ihn von der Regierung auszuschließen; allein umsonst, denn die Vorsehung wollte es nicht. Als endlich dem Herzoge alle Versuche mißlangen, und er dem Tode näher kam, ließ er sich doch bewegen, seinen Haß gegen den Prinzen zu mildern. Er schickte einen Herrn v. Quitzow an ihn, und ließ ihn nach Wolfenbüttel einladen. Der Prinz war zweifelhaft, was er thun sollte; endlich fragte er den Herrn v. Quitzow, ob er ihn auf Eid und Treue versichern könne, daß die Einladung ohne Gefahr zu befolgen sey? Quitzow gerieth in Bestürzung und Verlegenheit, und konnte nichts weiter als seine Hoffnung bekräftigen. Julius entschloß sich also zu folgen. „Wohlan, „sagte er, mein lieber Dietrich v. Quitzow ich „traue nicht allein eurer, sondern auch meines „Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im „Himmel, und meiner gerechten Sache. Ich will „im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit euch „nach Wolfenbüttel ziehen, und meines Vaters Be„fehl als ein gehorsames Kind befolgen; es gehe „mir darüber, wie es wolle. Mein Leben und Tod „steht in den Händen Gottes, dieser kann meines

„Vaters Herz lenken. Aber bei Gott, und seinem „reinen Evangelio, will ich trotz Teufel und der „Welt, bis an mein Ende bleiben, und darauf leben „und sterben.“ —

In dieser Fassung gieng er nach Wolfenbüttel und ward geneigt aufgenommen. Man hoffte ihn jetzt durch Güte zu gewinnen, allein umsonst; Julius blieb standhaft, und gelangte dem ohnerachtet als sein Vater im Jahr 1568 starb, zur Regierung, die eben so glücklich als gesegnet war.

## 11.

### Georg Caspar Scherrer,

Antistes der St. Galler Geistlichen, geb. im Februar 1757, gest. im December 1821.

Schon in seiner frühen Jugend wurde Scherrer von seinem frommen Vater, welcher Pfarrer zu Hundwyl im Kanton Appenzell war, zum Gebet, und zwar aus dem Herzen angeleitet. Als zarter Knabe faltete er schon seine schwachen Hände im Gebet vor Gott, wie wohl es ihm zuweilen am Ausdruck der Worte fehlte. Einst wollte er in der Nähe seines Vaters, der ihn in der Stille beobachtete, wieder aus dem Herzen beten, wußte aber weiter nichts zu sagen als: „ach, mein lieber Gott und Vater“ — er schwieg nun eine Weile, und da er keine Gedanken mehr finden konnte, schloß er sogleich mit den Worten: „durch Jesum

Christum. Amen.“ Sein Vater sagte hierauf zu ihm: er solle nur bis er beßer beten könne, noch aus den Büchern oder das beten, was er auswendig gelernt habe. *)

## III.

## Gute und schlechte Gesinnungen gegen Eltern.

### 1.

### Anton Rindenschwender,
geboren im Murgthal 1725, gestorben 1803.

Anton Rindenschwender der Sohn eines armen Holzhauers, aus dem Tyrol gebürtig, schwang sich in der Folge durch Redlichkeit und Fleiß zu einem reichen und angesehenen Manne empor, der zugleich ganze Landesgegenden mit sich hinauf schwang, mehr als 126 Morgen öden Landes fruchtbar machte, 23 Wohnhäuser 25 Nebengebäude an Scheunen, Stallungen und Remisen unter 51 Dächer gestellt, mannigfaltige Fabriken angelegt, und ein Vermögen von 150,000 fl. hinterlaßen hatte. — Als einen schönen Beweis seiner Liebe

*) Mich dünkt, er hätte nicht kräftiger und kürzer beten können. Anmerk. des Herausg.

und Zärtlichkeit gegen Eltern und Geschwister, mag nur Folgendes aus seinen Jugendjahren dienen:

Nach zurückgelegtem zwölftem Jahre beschloß er durch Entfernung seiner Person die Last des Haushalts seinen Eltern zu erleichtern. „Wenn ich nur," sagte er zu ihnen, „so lang Eßen und Kleidung anderwärts erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit dem Vater Geld im Walde zu verdienen." Er hatte gehört, daß in dem Würtembergischen Gränzdorfe Loffenau, Taglöhner aufgenommen würden, um die dort schon in Anbau gebrachten Kartoffeln, aus der Erde zu arbeiten. Er eilte schnell dahin, und gestand nachher seine große Versuchung, einige Erdäpfel allenfalls auf die Seite zu schaffen, und die gepriesene Frucht auch in sein Dorf zu verpflanzen, und die armen Eltern und übrigen Einwohner beßer leben zu machen. Aber nachdem er diesen sündlichen Gedanken näher überdacht hätte, verfolgte er ganz ehrlich seinen höhern Zweck, indem er einen Diensthandel unter der Bedingung traf: „ich will keinen Geldlohn, aber Erdäpfel für meine Eltern und Geschwistern, so viel ihr glaubt, daß ich mit meiner Arbeit verdienen möchte." Dies wurde eingegangen; Anton verdiente sich den neunten Korb, brachte fünf Körbe so nach Hause, und wurde der erste wohlthätige Verbreiter dieses jetzt so unentbehrlichen Products im Murgthal.

2.

## Metellus und sein Sohn.

Nach der Schlacht bei Actium ließ der Sieger Augustus, sich die Gefangenen vorführen. Unter ihnen war auch Metellus, einer seiner eifrigsten Gegner. So sehr auch Kummer und Elend ihn entstellt hatten, so erkannte ihn doch sein Sohn, der unter dem siegenden Heere diente, sogleich; lief auf ihn zu, und schloß ihn in seine Arme. Dann wendete er sich, mit Thränen in den Augen, gegen Augustus: „Mein Vater war dein Feind, redete er ihn an, und hat als solcher den Tod verdient; ich habe dir treu gedient und kann auf Belohnung Anspruch machen: Zum Preiß für meine Dienste bewillige mir das Leben meines Vaters, und laß mich an seiner Stelle sterben.“ Augustus, den die Großmuth des jungen Metellus rührte, verzieh seinem Vater!

3.

## Kindliche Liebe.

Bei einem preußischen Infanterie-Regiment dienten Vater und Sohn; jener als gemeiner Soldat, dieser als Unterofficier. Der General ließ das Regiment vor dem Thore exerziren, und bemerkte bei der Compagnie, worunter jene beiden, Vater

und Sohn ſtanden, einen ſehr groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt der General auf den Unterofficier los, und fragte ihn mit zorniger Stimme: „Wer hat den Fehler gemacht, Unterofficier?“ Ew. Exzellenz, ich weiß es nicht; gab dieſer zur Antwort. Den Augenblick geſagt, oder ich laß ihm fünfzig aufzählen.“ Ew. Exzellenz, ich weiß es nicht, ich hab es nicht bemerkt. — „Nun gut, ſagte der General zornig, damit er künftig aufpaßen lernt, ſo ſoll er auf der Stelle fünfzig Hiebe erhalten.“ — Die Strafe ward ſogleich vollzogen. Nachdem ſie der junge Unterofficier ſtandhaft ausgehalten hatte, ſagte der General: „Nun wird er's künftig wißen?“ O ja, Ew. Exzellenz, ich weiß es auch diesmal, wer den Fehler begangen hat: es war mein alter Vater.

Den General rührte dieſe Scene kindlicher Liebe ſo ſehr, daß er ſtillſchweigend wegritt, den folgenden Tag den jungen Unterofficier zum Feldweibel ernannte, und ſeinem alten Vater den Abſchied mit einer anſtändigen lebenslänglichen Penſion ertheilte.

## 4.

### Daniel Weber,
Amtmann zu Rüthi im Kanton Zürich.

Daniel Weber war der Sohn wenig bemittelter aber frommer Eltern. Nicht ohne reife Ueber-

legung und Gebet faßte er den Entschluß, seines Vaters Profession, der ein Kannengießer war, zu erlernen, ob ihm gleich die Eltern dieselbe mißriethen und er selbst keine Lust dazu hatte. „Ich weiß es, sprach er bei sich selbst, dieser Entschluß wird mich manche saure Stunde, manche bittere Thräne kosten. Aber ich muß meinen Eltern wider ihren Willen dieses Opfer bringen. Schon ist häufig über schwindende ökonomische Kräfte, über zunehmende Schlechtigkeit der Gesellen, über Theurung der Materialien und Lebensmittel, über das Kostspielige jährliche Krankenlager, über die Altersschwachheiten des Vaters, und über Mangel an guter Hoffnung und Aussicht in die Zukunft geklagt worden. Der ältere Bruder wird schwerlich je in den Fall kommen, seine Dankbarkeit dem elterlichen Hause thätlich beweisen zu können. Schon die Fortsetzung seiner Studien erfordert Aufwand, und dieser wird noch größer seyn, wenn er, Gott gebe, als Pfarrer ehrenfest muß etablirt werden. Wähle ich eine andere Profession, mein Gott, wie viel werde ich meine Eltern kosten, ohne ihnen im Alter Trost und Beistand leisten zu können! Nun, es kann in Gottes Namen nicht anders seyn. Ich muß ein Kannengießer werden, es mag mir wohl oder wehe thun: ich muß mir vornehmen, die Zinngießerei bald und recht zu lernen. „Das walte Gott!“

Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieser brave Jüngling, (welcher 1822 noch lebte,) unter den

jungen Leuten, die sich einen Beruf wählen sollen, in dergleichen Betrachtungen recht viele Nachahmer finde! Heut zu Tage wählt man sich meistens das, wornach man gelüstet, ohne daran zu denken, ob die Ausgaben, welche dabei zu machen sind, von den Eltern bestritten werden können oder nicht. Gewiße Berufsarten verwirft man als zu gemein und niedrig, und strebt nach vornehmen und herrischen, ohne zu wißen, ob man Talent und Geschick dafür hat, und ob man einst sich und seine Haushaltung auch nur nothdürftig mit dem Erwerb durchbringen kann.

5.

## Georg Friedrich Händel,
geb. 1684, gest. 1759.

Händel, jener berühmte Orgelspieler erregte schon als 7jähriger Knabe, Aufsehen durch seine außerordentlichen musikalischen Talente, legte aber auch als Jüngling schon die schönsten Beweise des edelsten Herzens gegen seine unbemittelte Mutter, die frühzeitig Wittwe geworden war, an den Tag. Sein Vater starb ihm frühzeitig hinweg, als er ein Jüngling von ohngefähr 16 Jahren war. Er befürchtete seiner Mutter zur Last zu fallen, und gab daher Unterweisung in der Musik, und nahm, um sich durch zu bringen, eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar

einige Zeit nachher eine Summe Geldes, allein er sendete sie unangegriffen wieder zurück, und legte sogar noch etwas von dem bei, was er sich erspart hatte. Ein überaus schöner Zug seines edlen Charakters und vortrefflichen Herzens! —

## 2.

### Eugen Beauharnois,
nachheriger Vice-König von Italien.

Der Vater des jungen Eugen war als General der französischen Republik im Juli 1794 geblieben, der Sohn, damals ein Knabe von ohngefähr 13 Jahren brachte es dahin, daß er dem Consul Bonaparte vorgestellt wurde, und bat den Beherrscher Frankreichs, man möchte ihm seines Vaters Degen zurückgeben. Bonaparte wurde von dieser liebevollen Bitte so gerührt, daß er befahl ihm denselben zurück zu geben. Beim Anblick des Degens brach Eugen in Thränen aus. Bonaparte fühlte sich bei diesem Betragen so gerührt, daß er ihm große Aufmerksamkeit schenkte, und ihn lobte.

Anmerkung. Dies war die erste Veranlaßung zur Vermählung Bonapartes mit der Mutter dieses Knaben, Josephine. Sie kam nämlich einige Tage nach diesem Vorfall zum Consul und wollte ihm ihren Dank dafür ausdrücken. Ihr Anblick, und noch weit mehr ihr Geist, ergriff ihn. Dieser erste Eindruck verstärkte sich täglich, und die Heurath kam bald darauf zu Stande. — Siehe

Napoleon in der Verbannung, oder eine Stimme aus St. Helena. Von Barry E. O'meara, Esq. Stuttgard 1822.

## 7.

### Hugo Grotius,

geb. zu Delft 1583, ſtarb als Schwediſcher Miniſter in Paris auf der Rückreiſe 1645.

Grotius hatte das Glück, zu ſeiner Erziehung an ſeinem Vater einen frommen und geſchickten Lehrmeiſter zu finden, welcher ein beſonderes Vergnügen darin fand aus ſeinem Sohne nicht blos einen Gelehrten, ſondern was ihm mehr galt, einen frommen und rechtſchaffenen Mann zu bilden. Der junge Grotius pries daher aber auch als edler Sohn, nach dem Beiſpiele des Horaz, ſeine Dankbarkeit gegen einen ſo guten Vater in Verſen, und erklärte öfters in der Folge ſeines Lebens, daß er niemals die Verpflichtung, welche er ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſchuldig wäre, würdig genug erkennen könnte, da ſie ihm ſo vortreffliche Grundſätze der Gottesfurcht eingeprägt hätten.

Caſpar Brand, der von den Lebensumſtänden Grotii aufs beſte unterrichtet ſeyn konnte, ſagt für gewiß, daß der junge Grotius im 12ten Jahre ſeine Mutter bekehrt und ſie dahin vermocht habe, ihren katholiſchen Glauben abzuſchwören, und den reformirten anzunehmen. Er unterließ nicht,

ihr zu sagen, daß sie zu viel Verstand habe, als daß sie bei dem papistischen Glauben bleiben könne. Er feuerte sie an, die heilige Schrift zu lesen, und nach und nach wußte er sie so gut zu überzeugen, daß sie die Wahrheit erblickte. Ja, nachdem sie ihn öffentlich umarmt hatte, so rühmte sie sich, daß sie ihr ganzes Leben hindurch dem Sohne ihre Bekehrung verdanken wolle. Ihr Ehemann hatte zwar mit einem seines Verstandes und seiner Gottesfurcht würdigen Eifer daran gearbeitet, aber er erklärte, daß er sie weder zwingen noch ermüden wolle, er hoffe aber ihrem Sohne werde die Ehre ihrer Bekehrung zuzuschreiben seyn.

## 8.

## Wilme Speke.

Bei der Belagerung von Chandernagore, wurde auf dem Schiffe des Admiral Watsons, der Hauptmann Speke und sein sechszehn jähriger Sohn, durch einen Schuß zugleich verwundet. Der Hauptmann, dessen Bein nur noch an der Haut hieng, sprach zum Admiral: In der That, mein Herr, ein grausamer Schuß, — so beide Vater und Sohn über den Haufen zu werfen! — Watsons Herz war zu beklommen, als daß er hätte antworten können; er befahl nur daß beide zu dem Wundarzt gebracht würden. Der Hauptmann den man zuerst besorgte, erzählte diesem, welcher Ives

hieß, wie gefährlich sein Wilme verwundet worden. Gleich darauf brachte man den wackern Jüngling; er weinte heftig, allein nicht seinetwegen, sondern um seines Vaters willen. Da ihm der Wundarzt versicherte; die Wunde seines Vaters sei nicht tödtlich, ward er ruhig, wollte aber nicht eher angerührt werden, bis sein Vater verbunden wäre. Darauf wies er auf einen hin, der mit ihm ein gleiches Schicksal gehabt hatte. Ich bitte Sie, mein Herr, sprach er zum Wundarzte, verbinden Sie auch diesen armen Menschen erst, der hier neben mir so kläglich seufzt. — Der Wundarzt sagte ihm: der Mann habe schon die nöthige Hülfe erhalten, und er bäte ihn, ihm nur zu erlauben, seine Wunde zu untersuchen. Er ließ es sich gefallen, und sprach mit großer Gelassenheit: Mein Herr! ich besorge, Sie werden über das Gelenke das Bein abnehmen müßen. — Ich muß freilich mein Bester, erwiederte der Wundarzt. Darauf schlug er seine Hände zusammen, und schickte mit aufgehobenen Augen, diese kurze aber brünstige Bitte zum Himmel: guter Gott! gieb mir Stärke, mich in meinen jetzigen Umständen, als ein würdiger Sohn meines Vaters zu betragen! Hierauf sagte er Herrn Ives: er sei nun ganz Unterwerfung. Dieser verrichtete die Operation über dem Gelenke des Knies, und während der ganzen Zeit, entfuhr dem unerschrockenen Jüngling weder ein Wort, noch ein Seufzer, der in einer Entfernung

von einigen Schritten, hätte gehört werden können. Was der Vater in dieser Zeit fühlte, das läßt sich leichter empfinden als beschreiben; aber wie heftig auch immer sein Schmerz war, so waren doch Thränen die einzige Aeußerung desselben. Beide wurden nach Calekut gebracht, der Vater in das Haus seines Schwagers, der Sohn zu Herrn Ives ins Lazareth. Dieser tröstete in der ersten Woche beide, und brachte gute Nachrichten von einem zum andern; aber leider wurde der Zustand des jungen Menschen gar bald mißlicher. Der Hauptmann nahm die Gefahr aus den Mienen des Wundarztes gewahr, und um die Betrübniß desselben nicht zu vermehren, sprach er nur selten von seinem Sohne. Einst fragte er ihn; was meinen Sie, mein Freund, wie lange wird mein Wilme noch in diesem ungewißen Zustande bleiben? Herr Ives antwortete: ich würde die beste Hoffnung von seiner Genesung haben, wenn er den fünfzehnten Tag nach der Operation überleben sollte. Den dreizehenten Tag starb er, und den sechzehnten sah ihm der Hauptmann steif ins Gesicht, und fragte: Nun Ives, wie steht's mit meinem Jungen? da er aus seinem Stillschweigen die Wahrheit entdeckte, that er einen wehmuthsvollen Schrei, drückte ihm fest die Hand, und bat denselben, ihn auf eine halbe Stunde allein zu lassen. Als dieser zurückkam, fand er ihn, und hat ihn nach der Zeit nie anders gesehen, als vollkommen heiter und ruhig.

Der vortreffliche Jüngling war den Abend vor seinem Tode, in einem unbesinnlichen Zustande gewesen; und um zwei Uhr des Morgens sandte er Herrn Ives einen Zettel, worauf er mit Bleifeder folgendes geschrieben hatte: Sie werden sich meine Beklemmung leicht vorstellen können, da ich sterbe, und nicht weiß, wie es mit meinem Vater steht — lassen es ihre Geschäfte zu, so beehren Sie mich mit einer Antwort, der Bursche soll darauf warten. Augenblicklich gieng Herr Ives selbst zu ihm, und er hatte noch Besinnung genug, um ihn zu kennen. Sein erstes Wort war: Und ist er todt! — Wer, mein Lieber? — Mein Vater, — der ist gar in keiner Gefahr, mein Bester! er ist fast gänzlich wieder hergestellt. — So danke ich Gott; ich bin nun ruhig, und bin bereit zu sterben! Es kostete ihn viele Mühe zu reden, doch verstand ihn Herr Ives jedes Wort, das er sprach. Er bat ihn, ihm zu verzeihen, daß er ihn so frühe beunruhiget hätte, und ehe der Tag zu Ende war, gab er seinen Geist auf.

9.

## Horatio, Lord Viscount Nelson,

geb. im Septbr. 1758. blieb in dem Seetreffen bei Trafalgar, im Oct. 1805.

Nelson, der berühmte Seeadmiral, war der Sohn eines Landpredigers in der Grafschaft Nor-

folk, kaum zwölf Jahre alt kam er schon an Bord eines Linienschiffes. Er war noch nicht funfzehen Jahre alt, als zwei Entdeckungsschiffe in die Nordsee abgehen sollten, bei welcher die Expedition ihm die Führung eines Beischiffes, dessen Befehlshaber Capitain Lutwidge war, anvertraut wurde. Hier erwarb er sich das Zutrauen seines commandirenden Officiers in einem so hohen Grade, daß wenn die Schiffe in der größten Gefahr waren, und die Mannschaft von den Eisbergen eingeschlossen zu werden fürchtete, ihm trotz seines jugendlichen Alters das Commando über eines der Bote aufgetragen wurde welche ausgeschickt wurden, eine Durchfahrt in die offene See auszufinden. Bei diesem Anlaß legte er einen Beweis seiner kindlichen Aufmerksamkeit gegen einen guten Vater ab, der aufbehalten zu werden verdient.

Während dem die Schiffe von allen Seiten vom Eise eingeschlossen waren, wurde Nelson in einer Nacht vermißt, und seine Cameraden waren über sein Schicksal in der äußersten Verlegenheit, bis man ihn endlich bei Anbruch des Tages von weitem einen großen Eisbären verfolgen sah. Er war blos mit einer Flinte bewaffnet, die, da das Schloß derselben durch einen Zufall unbrauchbar geworden war, ihm nur als Knüttel dienen konnte, und doch hatte er in dieser schwachen Rüstung die Entschloßenheit und den Muth, diesem wilden Thiere nachzusetzen, in der Hoffnung es zu ermüden, und

dann mit der Kolbe des Gewehrs todt zu schlagen; bei seiner Rückkunft machte ihm der Capitain einige harte Vorwürfe, und fragte ihn, in einem entscheidenden Tone, was ihn zu einer so unüberlegten und unbesonnenen That verleitet habe; worauf ihm der junge Held folgende Antwort (die das Herz des gefühllosesten Wütherichs erweicht haben würde) gab: „Ich hoffte, mein Herr, meinem Vater einen Pelz zu verschaffen.

## 10.

## Jak. Emanuel Pyra.

Der berühmte Dichter seiner Zeit J. E. Pyra, welcher im J. 1744 als Konrector am Köllnischen Gymnasio zu Berlin sehr frühzeitig verstarb, war der Sohn eines preußischen Advokaten, welcher unter der vorigen Regierung, nebst vielen andern das traurige Schicksal erfuhr, kassirt zu werden. Da er kein eigenes Vermögen besaß, kam er so weit herunter, daß er sich, mit seiner Frau und beiden Söhnen, sehr kümmerlich, als Schreiber ernähren mußte. So wenig Pyra bei dieser äußersten Dürftigkeit seiner Eltern, irgend einige Unterstützung von ihnen erwarten konnte, so wagte er es doch im Jahr. 1735, auf die Universität nach Halle zu gehen, und eben hier war es, wo er das stärkste Beispiel kindlicher Liebe gab. Denn ohnerachtet er hier sehr kümmerlich leben mußte, daß ihm oft die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens entgiengen, und

er außer der Armuth, noch überdieß mit Krankheiten zu kämpfen hatte, so trieb ihn doch die zärtliche Liebe des Herzens zu seinen armen Eltern, daß er ihnen ein kleines Stipendium, das er erhalten hatte, sogleich freiwillig überschickte. Als ihn der berühmte Dichter zu Laublingen, der würdige Pastor Lange, welcher zu gleicher Zeit mit ihm studirte, und ihn seiner vertrautesten Freundschaft würdigte, eben acht Tage lang nicht gesehen hate, traf er ihn endlich von ohngefähr an einem öffentlichen Orte an, und erschrack über ihn, so elend sah er aus. Pyra that außerordentlich schüchtern, endlich aber gestand er, nach langem liebreichen Zureden seines Freundes, daß er seiner armen Mutter sein Stipendium geschickt, und nun seit drei Tagen nichts genossen hätte, er habe in diesen Umständen unmöglich Jemand besuchen können, um Niemanden seinen Mangel zu verrathen. Lange ward dadurch innigst gerührt, und wurde von der Stunde an, nicht blos in Ansehung seines Genies, sondern in aller Betrachtung sein Pflegevater.

## 11.

### Joh. Ludwig Burkhardt

von Basel, Reisender ins Innere von Afrika; geb. zu Lausanne, gestorben zu Cairo im October 1817.

Folgendes Beispiel mag von den frommen Gesinnungen zeigen, mit welchen der junge Burkhardt

gegen diejenigen erfüllt war, die ihm theuer waren. Da sein Vater Bürger von Basel, bei seinem Tode ohngefähr zehentausend Pfund Sterlinge mit dem Wunsche hinterließ, daß diese Summe in fünf gleiche Theile, wovon einer für seine Wittwe und einer für jedes seiner Kinder getheilt werden sollte — leistete Ludwig Burkhardt sogleich auf seine Erbportion, zum Vortheil seiner Mutter Verzicht; denn, sagte er, wenn ich auf meiner gegenwärtigen Unternehmung ins Innere von Afrika, umkommen sollte, so wird das Geld schon da seyn, wo es alsdann doch hinkommen müßte; und wenn ich glücklich nach England zurückkomme, so werden meine Auftraggeber mir gewiß Mittel zu meiner fernern Subsistenz verschaffen.

## 12.

### Joh. Jak. Zimmermann,

Professor der Theologie am Gymnasio zu Zürich, geb. im Dezember 1695.

Dieser vortreffliche Mann war nicht, wie es Jünglinge von aufstrebendem Geiste so leicht begegnen kann, auf den Rath seiner Eltern unaufmerksam, und bildete sich nicht ein, daß er in der Wahl seiner Lebensart und in Ergreifung der tüchtigsten Maaßregeln sich zu seiner Bestimmung vorzubereiten, blos seinem eigenen Kopfe folgen dürfte. — Er ließ den Rath und die Bitten seiner armen Mutter so

viel bei ihm gelten, daß er zwei mal seine eigene, wie der Erfolg zeigte, nicht reiflich überdachte Entschließung aufgab. Und siehe — die Vorsehung war es, die durch sie zu ihm sprach und ihm die heilsamsten und besten Rathschläge ertheilte, die er hätte fassen können. Sie machte seine kindliche Achtung und Liebe für die, denen er sein Leben zu danken hatte, zu einem Mittel seine Vaterstadt Zürich einen Mann in ihm zu schenken, der eine bessere Lehre und Lehrart aufbringen, und der verwerflichen Intoleranz, die leider noch damals daselbst herrschte, diesem unvernünftigen Hasse gegen anders Denkende die Larve abziehen sollte! —

Er wollte, als er im Collegium Humanitatis war, sich zu einer andern Lebensart entschließen, und ein Barbier, wie sein Vater, werden, ein Entschluß der aus einem zu schwachen Gefühle seiner Kräfte, welches bescheidenen Jünglingen eigen ist, und aus zu lebhaftem Gefühl des Mangels an aufmunternden Umständen, herrührte. Allein oft liegen im Menschen Kräfte die geweckt seyn wollen, denen er sich selbst nicht bewußt ist. — Er darf nur die Gabe, die in ihm ist, nach bestem Vermögen erwecken. Oft scheinen dem Jüngling die Umstände von außen unglücklicher zu seyn, als sie es wirklich sind; denn wir können ja auch bei weniger Aufmunterung und unter ungünstigen Umständen oft werden, wozu wir wirklich Talente haben. — Diese unzeitige Muthlosigkeit besiegten die Zureden

und Bitten seiner Mutter, welchen der Rath seiner Lehrer noch mehr Gewicht gab.

## 13.

## Demuth und Bescheidenheit.

Der Kaiser Decius wollte seinen Sohn noch bei seinen Lebzeiten krönen lassen. Der junge Prinz aber verbat es aufs ernstlichste; „Denn — sagte er — ich muß fürchten, ich möchte, wenn man mich zum Kaiser gemacht, vergessen, daß ich Ihr Sohn bin. Mein Vater soll Regent seyn; mein Regiment aber soll in Demuth und Gehorsam bestehen.“ Solchergestalt unterblieb die Feierlichkeit, und der Jüngling ward nicht gekrönt; wenn man nicht etwa sagen will, es sey dieser Beweis kindlicher Ergebenheit gegen einen gütigen Vater eine viel kostbarere Krone für den Sohn gewesen, als die, welche blos aus Gold und Edelsteinen besteht.

## 14.

## Daspet, der edeldenkende Sohn.

Der Sohn eines Schulmeisters zu Grenade im Departement der obern Garonne, Namens Daspet, hatte sich in der Schlacht von Eylau unter den Augen des Kaisers Napoleon sehr ausgezeichnet. Dieser bewilligte ihm das Ehrenkreuz, die Belohnung der Tapfern. Kaum sah sich der

junge Daspet damit geziert; so eilte er in der Freude seiner Seele, ergriff eine Feder und schrieb an seinen Vater folgenden Brief:

„Mein Vater! ich bin Mitglied der Ehrenlegion. Beziehen Sie die Pension davon, welche 250 Fr. beträgt. — Wahrlich, wenn mich der Kaiser zahlt, weil ich meine Schuldigkeit that, so muß ich wohl denen einen Theil davon abstatten, denen ich das Leben verdanke. Mein größtes Verlangen war, Ihnen nützlich zu werden. Mein Wunsch fängt an in Erfüllung zu gehen, und ich wünsche mir Glück dazu. Adieu mein Vater, zählet immer auf die zärtlichste Freundschaft Eures Sohnes.“

## 15.

### Wolfgang Amadeus Mozart,

ein berühmter Tonkünstler, geb. zu Salzburg 1756, gest. 1791.

Mozart hatte eine so zärtliche Liebe besonders zu seinem Vater, daß er noch in seinen zarten Kinderjahren, eine Melodie componirte, die er täglich vor Schlafengehen, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen mußte, vorsang. Der Vater mußte allezeit die Sekunde dazu singen, und wenn dann diese Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag durfte unterlaßen werden, so küßte er den Vater mit innigster Zärtlichkeit, und legte sich

dann mit vieler Zufriedenheit und Ruhe zu Bette. So verfuhr er bis in sein zehentes Jahr.

## 16.

### J. ~~Baptista~~ Rousseau,

französ. Dichter und Satyriker; geb. zu Paris 1669, gest. zu Brüssel 1741.

Rousseaus Vater war ein gemeiner Schuhmacher, aber übrigens ein sehr rechtschaffener Mann, der sich aus allen Kräften bemühete, seinen Sohn gut zu erziehen, und in den besten Schulen gut unterrichten zu lassen. Dessen ohnerachtet erzog er einen sehr undankbaren stolzen Sohn, der sich seiner Herkunft so sehr schämte, daß er dieselbe verläugnete; und sogar eine Zeitlang einen andern Namen führte; eine Schwachheit oder vielmehr eine schändliche Undankbarkeit, die man bei Niemand weniger als bei einem Manne von so vielem Verstande, der den Grund des wahren Ruhmes besser als andere kennen sollte, hätte erwarten sollen.

Er schrieb ganz artige Lustspiele. Bei der Vorstellung des ersten, ward sein Vater, der für sein Geld in die Comödie gegangen war, von dem Applaudissement, das sein Sohn erhielt, so gerührt, als man sich nur vorstellen kann. Er konnte seine Freude nicht bergen, und gab sich gegen die, die bei ihm saßen, als den Vater dieses Autors zu er-

kennen. Als das Stück geendiget war, gieng der gute Mann ganz außer sich seinen Sohn zu umarmen. Er traf ihn am Ausgange des Theaters, redete voller Zärtlichkeit zu ihm, und schloß endlich mit den Worten: „Nun, ich bin Euer Vater.“ Ihr mein Vater? rief Rousseau, und ließ ihn alsbald betrübt und mit Thränen stehen! — *)

## IV.

## Dankbare und undankbare Gesinnungen gegen Lehrer.

### 1.

### Albrecht Haller,

von Bern, Professor in Göttingen, geb. 1708 gest. 1777.

Der Lehrer des kleinen Albrecht war ein Mann der das Sonderbare liebte, und der auch seiner sonderbaren Meinungen wegen, seine Pfarrei verlohren hatte, übrigens geschickt, aber in seiner Lehrart trocken, wodurch jedoch Hallers Fleiß statt abzunehmen, verdoppelt wurde. Dieser Mann bewies aber gegen seinen Zögling eine solche Strenge, daß es ihm Haller lange Zeit nachher nicht ver-

*) S. Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, v. J. M. Schröckh, 3te Samml.

geßen konnte. Eine ſolche Strenge war wohl bei dem kleinen Albrecht deſto übler angebracht, da er einen ſchwächlichen Körper hatte, und wegen ſeiner Anlage zur engliſchen Krankheit von Jugend auf das Sitzen liebte. So oft nun in der Folge Haller ſeinen ehemaligen Pädagogen erblickte, empfand er allemal eine gewiße Anwandlung und Schauer von voriger Furcht, aber nie eine geheime Rache, wie er einſt einem ſeiner vertrauteſten Freunde mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit bekannte. — Ein ſchöner Zug ſeines vortrefflichen Herzens, aber auch eine wichtige Anmerkung für jeden angehenden Lehrer der Jugend.

## 2.

## Die Studenten
### im Kloſter St. Gallen, unter dem Abt Salomon.

Der Abt des Kloſters St. Gallen Salomon im 9ten Jahrhundert genoß beſonders auch bei denen daſelbſt befindlichen Kloſter-Studenten große Achtung und Liebe. Einſt beſuchte er am Unſchuldigen-Kinderfeſte die Schule, wo die Studenten eben einen frohen Tag hatten. Sie waren an demſelben berechtiget, jeden, der die Schule betrat, gefangen zu nehmen. Dem zufolge umgaben ſie den Salomon nicht als ihren Abt, ſondern als Biſchof, und ſetzten ihn aus Liebe und Ehrfurcht auf den Stuhl ihres Lehrers. Der Biſchof ſagte ihnen,

wenn er die Stelle eines Lehrers einnehmen müße, so hätte er auch dessen Gewalt, sie sollten sich hiermit alle zur Ruthe ausziehen; sie thaten es behend, baten aber dabei um Erlaubniß, sich vor der Ruthe so auslösen zu dürfen, wie dieses ihnen ihre Lehrer gestatteten. Dieses ward zugegeben, da fiengen denn die Kleinsten einiges Latein aus dem Stegreife zu reden an, die größern sprachen Latein in Reimen, und die größten thaten dieses in Versen. Viele hielten ganze Reden an den Bischof in welchen sie ihre innigste Liebe und Dankbarkeit gegen ihn ausdrückten. Salomon war über diese Beweise ihres Fortgangs im Lernen, und ihrer kindlichen Zuneigung zu ihm, sehr erfreut, umarmte jeden, und machte auf der Stelle die Verordnung, daß ihnen an den drei Vakanztagen, die jüngsthin der König Konrad für sie angeordnet hätte, das Fleischessen erlaubt, und jedem, während denselben täglich aus der Küche des Abtes drei Speisen und der Trank sollten gegeben werden.

### 3.

### Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, geb. 1676, gest. 1746.

Dieser Fürst, noch gegenwärtig unter den Militärs unter dem Namen der alte Dessauer bekannt, derselbe, welcher damals zu der strengen Disciplin und zu der allgemein bewunderten Tapfer-

CIRCULATING LIBRARY

keit des preußischen Heeres, den Grund legte, und ohne welchen Preußen nie geworden wäre, was es in der Folge ward, — überließ sich in seiner Jugend allen den jugendlichen Ausschweifungen, wozu ein feuriges Temperament junge, ungebundene Prinzen, die nicht gewohnt sind, ihren Begierden Zaum und Gebiß anzulegen, so leicht verleiten kann. Nicht selten schwelgte er ganze Nächte hindurch, und kam erst mit der aufsteigenden Morgenröthe taumelnd nach Hause. Sein Führer und Oberhofmeister, ein Herr v. Chalisak verwies ihm einst in etwas harten Ausdrücken diese zügellose Aufführung, die eines teutschen Fürsten so ganz unanständig sei. Darüber gerieth der Prinz in den heftigsten Zorn, griff nach seinen Pistolen, gieng damit auf seinen Hofmeister los, und schrie: ah! chien, il faut que te tue. Der Herr v. Chalisak sah ihn mit einem festen und zürnenden Blicke an, und sagte: „Schießen Sie immerhin los, und freuen sie sich im Voraus der schönen Lobsprüche, welche die Geschichte einst der herrlichen That eines Prinzen ertheilen wird, der seinen Hofmeister über den Haufen schoß, weil er ihm die Wahrheit sagte.“ Diese Worte brachten den Prinzen wieder zur Besinnung, er legte die Pistolen weg, und sagte zu dem braven Manne: ma foi, vous avez raison, j' allois faire une vilaine action!

## 4.

## Olivier Cromwell,

**Protector v. England, geb. im April 1603, gest. im September 1658.**

Ein gewisser gelehrter Engländer, Namens Goodmann, lernte den jungen Cromwell kennen, und nachdem er ihn über theologische Gegenstände examinirt, faßte er eine so günstige Meinung von seinem Lehrer Lang, daß er ihm zwei Jahre nachher durch Vermittelung des Bischofs von Litchfield Thomas Morton eine einträgliche Pfründe verschaffte, und als er bald hernach selbst zum Bischof von Gloceſter ernannt wurde, gab er Langen ein gutes Kanonikat zur Belohnung der Sorgfalt, die er auf Cromwells Erziehung gewendet hatte.

Eben dieser Bischof v. Gloceſter verlor nachher unter Cromwells Protectorat sein Bisthum, und konnte kaum eine mäßige Pension von ihm erhalten.

Seinem Lehrer Lang ergieng es nicht viel besser, denn als dieser Cromwell, der eben zum General der Parlements-Armee ernannt worden, seine Aufwartung machte, empfieng er ihn sehr kalt, und sagte ihm unter andern etwas auffahrend: „er würde keine günstige Meinung von ihm hegen, so lange er nicht seine Gesinnungen änderte.“ — Lang war nämlich ein eifriger Anhänger der Eng-



470554

lischen Kirche, Cromwell hingegen der heftigste Gegner derselben.

## 5.

### Joh. Rudolf Ulrich,

Antistes der Zürcherischen Kirchen, geb. im December 1728, gest. im Hornung 1795.

Der junge Ulrich war nicht blos lernbegierig, sondern er hatte auch eine sehr große Hochachtung und Ehrerbietung gegen seinen Lehrer, einen geschickten jungen Geistlichen, Namens Weiß, den er für seinen Wohlthäter hielt. Nach seinen Eltern galt niemand so viel bei ihm, und mit gleicher Sorgfalt vermied er, den Eltern und dem Lehrer Verdruß zu machen. In seiner Gegenwart, wie in seiner Abwesenheit, folgte er seinen Ermahnungen, und erlaubte sich nie ein ungeziemendes Wort vor ihm, oder über ihn; im Gegentheil, er suchte in Reden und Handlungen, auf jede mögliche Weise, ihm seine Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu beweisen. Oft machte er ihm damit Freude, daß er freiwillig etwas arbeitete, das ihm der Lehrer nicht aufgegeben hatte; er beschenkte ihn fleißig mit Blumen aus seinem eignen Gärtchen, (sein Vater war Pfarrer in der großen Gemeinde Seengen im Kanton Aargau) und am Namensfeste überreichte er ihm mit herzlichen Ausdrücken einen selbst verfertigten, schön geschriebenen lateinischen Glückwunsch.

Diese Gesinnungen dauerten sein ganzes Leben hindurch fort. Nie vergaß er der Mühe, welche sein Lehrer auf ihn verwendet hatte, und noch als Vorsteher der Zürcherischen Geistlichkeit erwies er dem Greise, der damals Pfarrer zu Ellikon und Dekan des Frauenfelder-Capitels war, die gleiche Ehrerbietung, die er ihm als Knabe bewiesen hatte, und besuchte ihn öfters.

Oft erwähnte Ulrich gegen seine Kinder, wie sehr es ihn freue, nie die Achtung gegen Eltern und Lehrer aus den Augen gesetzt, und besonders auch, ihnen nie eine Unwahrheit gesagt zu haben.

## 6.

### Friedrich Gottlieb Klopstock,

Heldendichter, geb. in Quedlinburg im Juli 1724, gest. in Altona 1803.

Ergreifend ist die Art und Weise wie er von seinen Lehrern auf Schulpforte Abschied nahm, seine Worte des Dankes sind einfach und rührend und verdienen auszugsweise hier eine Stelle.

„Unter den Wohlthaten, die mir hier erzeigt worden sind, gebührt Eurer Fürsorge ehrwürdige Väter dieser Schule, die ihr mein weiches Herz durch Eure Lehren gebildet habt, der erste Platz. Denn ob ich gleich auch einiges meiner Wißbegierde und dem Lesen ausgesuchter Bücher schuldig bin, so verdank' ich doch willig und mit Erkenntlichkeit

noch Mehreres und das Vornehmste Eurer Sorge und Eurem gelehrten Unterricht. — Aber ihr habt mich die schönen Wissenschaften nicht allein mit Eurem Munde, sondern auch vermittelst der Tugenden Eures Lebens gelehrt. — Nimmer, nimmer werd' ich dieser höchsten Art von Wohlthat vergeßen, und mich stets mit dem dankbarsten und unauslöschlichsten Andenken erinnern, daß ich so glücklich gewesen bin, durch Eure Muster belehrt den Weg der Weisheit betreten zu haben.

---

## V.

## Geschwisterliebe.

### 1.

### Die Gebrüder Xaverius und Johann Rußburger.

Unter einigen jungen Burschen, aus denen in einem Dorfe im Preußischen, Rekruten ausgehoben werden sollten, befanden sich zwei Brüder Xaver und Johann Rußburger. Den Aeltern traf die Reihe. Der Jüngere aber bat den Commissär ihn an die Stelle seines Bruders anzunehmen. Darüber entstand zwischen den beiden Brüdern ein Streit, der aller Zuschauer Herzen rührte. Wenn der eine sich unter den Meßstock hinstellte, stieß der Andere

ihn zurück und suchte seinen Platz zu bekommen. So suchten sie mit gleicher Lebhaftigkeit einer dem andern vorgezogen zu werden, bis endlich der Commissär um dem rührenden Streit ein Ende zu machen, dahin entschied, daß derjenige, den das Loos bestimmen würde, Soldat werden solle. Durch die Entscheidung des Looses, welches den Aeltern traf, wurde der Jüngere, Johann, in Verzweiflung gesetzt; aber seine Liebe gab ihm ein Mittel an die Hand, um das, was er das größte Unglück nannte, von sich abzuwenden. Er gieng zum Commissär, und ließ sich an Johann Wedis Stelle, der für die Gemeinde eines andern Dorfs angenommen war, einschreiben. Denn ohne seinen lieben Bruder, sagte er, könne er nicht leben.

## 2.

## D. Bull,

### Bischoff zu St. David in England.

Dieser fromme Mann war in seinen Jugendjahren den Ergötzungen und irdischen Belustigungen sehr ergeben, und ohnerachtet sein treuer Lehrer Ackland ihm desfalls sehr ernsthafte Vorstellungen machte, so behielt er doch allezeit eine überwiegende Neigung zu denselben. Endlich brauchte Gott seine eigene Schwester, eine Person die wahrhaft fromm war, und außerordentliche Gemüthsgaben besaß, ihn gänzlich davon ab zu ziehen. Sie stellte ihm das

Thörichte und Nichtswürdige in der Lebensart irdisch gesinnter Weltmenschen aufs vernünftigste vor, und suchte ihn für das rechtschaffene Wesen einer wahren und immer thätigen Gottseligkeit einzunehmen. Die öftere Wiederholung ihrer Vorstellungen so wohl als die zärtliche und liebreiche Art, womit sie ihm dieselben that, nicht weniger ihr Beispiel, das ihn so stark von der Wahrheit, von der Ruhe und der Hoffnung ewiger Vortheile einer aufrichtigen Frömmigkeit überzeugte, brachte ihn endlich dahin, daß er die Wichtigkeit dessen, wozu sie ihn so herzlich ermahnte, zu überlegen anfieng, und den Gnadenwirkungen des Geistes Gottes in seinem Herzen immer mehr Raum ließ. Nichts machte ihn dazu geeigneter, als ihr inbrünstiges Gebet, worin sie ihm ein solches Maas göttlicher Gnade erflehte, das ihm nöthig wäre, sich von den Eitelkeiten und dem Umgange mit der leichtsinnigen Welt gänzlich loszureißen.

Dieser Proben einer wahrhaftigen Freundschaft, hat er sich hernach nie, ohne Dankbarkeit gegen Gott, und seine Schwester erinnern können. Er verspürte auch von dem gesetzten Wesen und der Gottergebenheit, wozu ihm seine liebe Schwester durch göttlichen Segen behülflich gewesen war, bald einen großen Nutzen in seinem Studiren, der sich so weit erstreckte, daß er nie so geschickt und berühmt geworden wäre, wenn er dasselbe nicht von der Zeit an, mit Ernst und in der rechten Absicht getrieben hätte.

## Der edelmüthige Bruder.

In einem königlich Würtembergischen Dorfe unweit Heilbrunn wurden zu Ende des Jahrs 1806 Rekruten ausgehoben. Das Loos traf auch einen jungen Bauer, der Bräutigam, und schon drei mal aufgeboten worden war. Den Tag darauf sollte schon die Hochzeit seyn, als auf einmal dieser harte Schlag dazwischen kam. Braut und Bräutigam waren außer sich, die Eltern weinten und baten vergebens, er sollte und mußte fort. Im höchsten Schmerz ruft er seinem Bruder, der ihn trösten will zu: „Nun kannst du meine Braut heirathen, denn ich muß fort, und werde wohl nie wieder zurückkommen.“ „Das soll geschehen“ erwiederte dieser schnell“ ich will auch gleich in die Stadt zum Pfarrer gehen.“ Er nimmt seinen Hut und geht wirklich in die Stadt, aber nicht zum Pfarrer, sondern zum Officier, der die Rekruten-Transporte zu befehligen hatte. „Herr Hauptmann!“ redete er ihn an, „mein Bruder soll Soldat werden, er hat aber eine Braut, und morgen soll die Hochzeit seyn, nehmen Sie mich statt seiner; Sie sehen ich halte auch das Maas, und will Ihnen gern dienen.“ Der Officier sieht ihn verwundert an. „Aber mein Sohn, weißt du wohl, daß dein Bruder 8 Jahre dienen muß? Bedenke dich wohl, es könnte dich gereuen,“ „Nein, nein, nehmen Sie mich nur, ich habe alles bedacht.“ „Nun gut, braver Bursche,

ruft der Officier gerührt, ich nehme dich an, und verspreche dir, daß du es gut haben sollst. Ich nehme dich unter meine Compagnie, und werde für dich sorgen; dein Bruder ist nun frei.“ Der Edle kehrt froh, den Hut mit der Soldatenfeder geziert zurück. Die Seinigen sehen ihn kommen, und bezeugen ihm ihre Verwunderung über das militärische Zeichen; ganz trocken erklärt er ihnen: „da er keine Lust zum Heirathen, sondern zum Soldatenleben habe, so habe er sich an des Bruders Stelle anwerben laßen.“ Dieser stürzt ihm in die Arme, die entzückte Braut stammelt ihren Dank, die Eltern segnen ihren guten Sohn, und am andern Tage zieht er, von tausend Segnungen der Seinen begleitet, fort.

## 4.

## Treue Bruderliebe.

Vor Kurzem starb 12 Meilen von Harrisburg in Pensylvanien in einer einsamen, zwischen den Hügeln gelegenen Hütte ein gewisser Wilson, der schon seit mehrern Jahren in völliger Abgeschiedenheit lebte. Das schreckliche Schicksal einer geliebten Schwester hatte ihn in einen finstern, überspannten Gemüthszustand versetzt. Dieses unglückliche Mädchen ward von Schaam und verzweifelter Liebe verführt, ihr Kind, die Frucht gesetzloser Vertraulichkeit, zu morden. Die Gesetze verurtheilten sie zum

Tode. Ihr Bruder gab sich die äußerste Mühe, sie im Fortgang des Prozeßes zu vertheidigen; als aber das Urtheil gegen sie ausfiel, eilte er nach Philadelphia, die Gnade des Gouverneurs zu erflehen. Es glückte dem Eifer seiner Bruderliebe, und er eilte mit äußerster Anstrengung seines Pferdes in seine Heimath zurück. Aber während dem hatte ein ungeheurer Regen die Ströme angeschwellt, mit Todesangst im Herzen schritt er längs den schäumenden Fluthen hin und suchte eine Fährte, zählte die Stunden und stürzte sich endlich mit seinem Pferde in den Strom, wo ihm die erste Möglichkeit eines Durchgangs erschien. Aber das hatte ihm Zeit geraubt, der Umweg, zu dem ihn sein Uebergang über den Fluß zwang, raubte ihm deren noch mehr. Sein Pferd schäumte und blutete, wie er in Harrisburg ankam — um vom letzten Zucken seiner Schwester Zeuge zu seyn. — Das Gesetz war so eben vollzogen, sie war todt. — Wilson zog sich in die Hügel von Dauphin County zurück, wo er sich mit Behauen von Mühlsteinen beschäfftigte. Er war sehr pünctlich in seiner Arbeit, hatte aber mit keinem Menschen Gemeinschaft, und war in tiefe Schwermuth versunken. Er ward eines Morgens von einem Nachbar, der ihn Abends vorher noch arbeiten sah, todt vor seiner Hütte gefunden.

## VI.

## Scharfsinnige Reden und witzige Einfälle.

### 1.

### Pandorens Büchse.

Der Prinz von Piemont war noch nicht 7 Jahre alt, als sein Lehrer, damals der Cardinal Gardil, ihm die Fabel von Pandorens Büchse erklärte. Er sagte ihm, daß alle Uebel, die es auf der Welt gäbe, in dieser unglückseligen Büchse eingeschlossen gewesen wären, als Pandora sie geöffnet, und sie dadurch in die Welt gepflanzt habe. — „Aber waren denn alle Uebel in der Büchse?“ fragte der kleine Prinz. „Ja,“ antwortete der Lehrer! „Unmöglich,“ versetzte der Erstere. „Pandora wurde ja durch Neugierde zur Oeffnung bewogen, und dies Uebel, das sich draußen befand, war gewiß nicht kleiner als die andern, da es die Ursache der Uebrigen ward.“ — Eine sehr scharfsinnige Bemerkung eines siebenjährigen Knaben.

### 2.

### Die treffende Antwort.

Ein Lehrer las seinen Schülern die Leichenrede des Flechier auf den Marschall v. Türenne vor.

Ein Schüler, der die Schönheiten dieser Rede empfunden hatte, sagte zu einem seiner Mitschüler: „wann wirst du eine solche Rede machen können?“— „Wenn du Türenne seyn wirst,“ antwortete der Andere.

3.

## Bonaparte
auf der Kriegsschule zu Paris 1783.

Ein General, welcher den Auftrag hatte, diese Anstalt zu besichtigen, stellte eine Prüfung mit Bonaparte an, dessen Antworten ihn und die Lehrer in Erstaunen setzten. Endlich that er noch folgende Frage an ihn: „was würden sie wohl thun, wenn sie in einer Festung belagert würden, und es fehlte Ihnen an Lebensmitteln?“ „Ich würde in keiner Verlegenheit seyn, so lang dergleichen noch im feindlichen Lager wären,“ gab er ohne Zaudern zur Antwort.

4.

## Serapio,
(aus den Zeiten Alexanders, Königs von Macedonien.)

Ein kleiner Knabe, Namens Serapio, der beim Ballspiele die Bälle aufheben und den Spielern zuwerfen mußte, hatte nie von Alexandern ein Geschenk bekommen, und dieser sagte, es geschehe

deswegen, weil er kein Geschenk verlange. Eines Tages, als Alexander Ball spielte, warf der Knabe nur den andern Spielern zu, und dem Könige gar nicht, so daß dieser in einem hitzigen Tone zu ihm sagte: „und mir wirfst du keinen?“ — „Nein Herr, antwortete der Knabe, denn du verlangst ihn nicht!“ Der König mußte über den feinen und listigen Einfall lachen, und machte ihm hernach ein großes Geschenk.

5.

## Anacharsis,

aus Scythien, bekannt durch seine Reisen nach Griechenland.

Anacharsis wurde eines Tages bei einem öffentlichen Gastmahl von einem betrunkenen Jüngling gemißhandelt. „Höre, sagte er zu ihm, wenn du jetzt den Wein nicht vertragen lernst, so wirst du im Alter das Wasser vertragen lernen müssen.“

6.

## Der Einäugige.

Heinrich T. ein heranwachsender Knabe in M. hatte in seiner Jugend ein Auge verloren, und wurde zuweilen von unverständigen Knaben darüber geneckt. Dies brachte ihn aber gar nicht auf, und er wurde auch nicht zur Rache gegen sie gereizt.

Vielmehr sagte er: „ich sehe ja mit einem Auge viel mehr als ihr? Sie konnten dies aber nicht einsehen, und wußten nicht wie es zu verstehen sey. Daher erwiederte er: „Ihr sehet an mir nur ein Auge, ich aber bei einem jeden von euch, deren zwei.

7.

## Der verlorene Proceß.

Ein Kind, als es hörte, daß seine Mutter ihren Proceß verloren hatte, fiel ihr um den Hals, und rief: „ach Mama, wie froh bin ich, daß sie diesen Proceß verloren haben, der sie immer so unruhig machte!“

8.

## Georg Kaspar Scherrer,
### Antistes zu St. Gallen.

Scherrer, dessen wir schon unter Nr. II. gedacht, war der Sohn des evangelischen Pfarrers in Hundwyl, Kanton Appenzell. Sein Vater machte ihn schon vom 10ten Jahre an mit allen pfarramtlichen Geschäften, so viel sich's thun ließ, bekannt, nahm ihn zu Kranken mit, und bereitete ihn dadurch zu derselben Geschäftsführung vor, in die er 13 Jahre nach des Vaters Tod selbst eintreten sollte.

Als er ein Knabe von 14 Jahren war, kam eines Tages eine Frau ins Pfarrhaus, den Herrn Pfarrer zu bitten, mit ihr nach Hause zu kommen, weil sich eine Frauensperson fürchterlich vor der baldigen Ankunft des jüngsten Gerichts ängstige. Der Pfarrer war aber so eben nicht zu Hause. Die Frau Pfarrerin sagte: nur der Jörg Kaspar sey da. „Ja, erwiederte sie, wenn nur der Herr Jörg Kaspar mitkommt, so ist es schon recht.“ Die Mutter fragte darauf den Sohn, ob er mitgehen wolle? Unerschrocken und sogleich willigte er ein, gieng hin, und traf die sich ängstigende Frau in tiefer Betrübniß. Sogleich erzählte diese, daß sie nichts mehr arbeite, weil das Arbeiten wegen der Nähe des jüngsten Tages nichts mehr nütze u. s. w. Der Knabe suchte sie eines beßern zu belehren. Es half aber nichts. Unerwartet erwiederte er nun: Ja, ja! er hätte jetzt seyn sollen, und fragte die Kranke, ob sie denn nicht wiße, daß er jetzt noch nicht kommen werde? er sey zurück gestellt worden. — Die Kranke stutzte; ja ja, fügte der Geistesgegenwärtige hinzu: er ist zurückgestellt worden, denn es ist im Himmel oben etwas vorgefallen, darum kann er jetzt noch nicht seyn. Die Kranke dachte: des Herrn Pfarrers Kasper könne es wohl beßer wissen, als sie, und — war beruhigt, genas auch wieder von ihrer sie quälenden Vorstellung.

## VII.

# Verbesserung jugendlicher Fehler.

### 1.

### Benjamin Franklin.

Benjamin Franklin verließ schon als Jüngling das väterliche Haus zu Boston, um sich zu Philadelphia unter dem Schutze und Begünstigung des dasigen Statthalters, der Buchdruckerkunst zu widmen. Auf seiner Reise dahin befanden sich auf dem Schiffe zwei junge Frauenzimmer, die sein höfliches Betragen mit großem Wohlgefallen aufzunehmen schienen, ihm sehr weit entgegen kamen und ihn baten, sie in Neuyork zu besuchen. Er würde auch gewiß ihrer Einladung Folge geleistet haben, wenn nicht eine alte verständige Quakerin ihn bei Seite gerufen, und ermahnt hätte, diese Gesellschaft zu meiden. „Du hast, sagte sie, keine Verwandte die dich warnen, und kennst die Welt noch nicht. Ich sehe aus den Handlungen dieser Mädchen, daß sie ein schlechtes Leben führen, und dich gewiß in einen schlimmen Handel verwickeln werden. Ich rathe dir also aus freundschaftlicher Theilnahme, dich nicht weiter mit ihnen einzulassen.“ Anfangs schien ihm das Urtheil der Frau zu hart, aber es fand sich, daß sie recht hatte. Denn kaum war man in Neuyork gelandet, und die Mädchen fort,

so vermißte der Kapitain in seiner Kajüte einen silbernen Löffel und andere Sachen von Werth. Er that bei den Mädchen Haussuchung, fand das Gestohlene, und ließ sie beide bestrafen.

## 2.

## Die Pfeife.

Als B. Franklin sieben Jahre alt war, füllten ihm seine Verwandten an einem Markttage die Taschen mit Pfennigen und so ging er nach einem Spielzeugladen, um sich etwas dafür zu kaufen. Unter Wegs begegnete ihm ein Knabe mit einer Pfeife; der kleine Benjamin bot ihm dafür all sein Geld und zog vergnügt nach Hause. Pfeifend zog er nun durch alle Winkel und quälte die Ohren der ganzen Familie. Als er ihnen sagte, wie viel er dafür gegeben hätte, lachten sie ihn aus und meinten, er hätte 4 mal mehr darum gegeben als die Pfeife werth gewesen wäre. Er dachte nun darüber nach, wie viel er sich schöne Sachen für das Geld hätte kaufen können, und nun verursachte ihm seine Pfeife kein Vergnügen mehr; aber sie ward ihm doch sehr nützlich. — Kam er in Versuchung etwas Nützliches zu kaufen, so sagte er zu sich selbst: gieb nicht zu viel für die Pfeife. — Als er groß ward, glaubte er in der Welt gar viel Leute zu treffen, die zu viel für ihre Pfeife gäben. Sah er einen, der seine Ruhe, Freiheit und Tu-

gend der Hofgunst aufopferte, so sagte er bei sich selbst: der giebt zu viel für seine Pfeife. — Sah er einen, der über dem Bestreben nach Volksgunst seine eigenen Geschäfte vernachlässigte, so sagte er ebenfalls: der giebt zu viel für seine Pfeife. — Fand er einen Geitzhals, der auf Vergnügen, Wohlthätigkeit und Freundschaft Verzicht that, um Schätze zu sammlen, so sagte er: Armer Mann! du bezahlst wirklich zu viel für deine Pfeife. — Fand er einen, der über die Befriedigung seiner Sinnlichkeit, Geist und Vermögen verlohr, so sagte er auch: Betrogener Mann! du schufst dir Schmerz für Vergnügen, und giebst zu viel für deine Pfeife. — Sah er einen, der sein Vergnügen für Gegenstände des Luxus hingab, und seine Laufbahn im Gefängniß beschloß, so seufzte er: ach der hat seine Pfeife sehr theuer bezahlt. — Ueber ein schönes sanftes Mädchen, das sich an einen Drachen von Mann verheirathet hatte, sagte er: auch sie hat zu viel für eine Pfeife gegeben.

Kurz er glaubte, daß die meisten Menschen zu viel für ihre Pfeife geben, und sich durch falsche Schätzung der Dinge viel Uebel zuziehen.

Gehört sie gleich nicht in dies Buch seine Grabschrift, die er sich im Leben noch selbst gesetzt hat, so mag sie doch ein Plätzchen wegen ihrer Artigkeit hier finden: Hier liegt der Körper Benjamin Franklins, eines Druckers (gleich dem Bande eines alten Buchs, dessen Titel und Vergoldung

verwischt sind), den Würmern zur Speise: Aber das Werk selbst wird nicht verlohren gehen, denn es wird (wie er glaubte) noch einmal erscheinen in einer neuen und schönen Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor.

### 3.

### Joh. Georg Scheffner,
geboren 1736.

Eine Klippe, an welcher mancher junge Mensch auf Schulen und Akademien schon öfters gescheitert, ist das Schuldenmachen, vor welchem man sich nicht genug hüten kann. Scheffner, welcher die Rechte in seiner Vaterstadt Königsberg studirte, kann hier in seinem Verhalten manchem studirenden Jüngling zum Muster dienen. Er sagt in seinem Leben S. 51: Was mir das Entbehren der Sinnenlust ziemlich erleichterte, war mein großer Abscheu vor allem Schuldenmachen, der mich auch wirklich so wirthlich machte, daß ich mit den sechs Thalern, die mir mein Vater monatlich zur Bestreitung meines Tisches, Frühstücks, Wäsche und Feurung gab, auslangte. Reichte dies Monatsgeld nun auch bisweilen nicht bis zum 31ten oder letzten Monatstag, so entschloß ich mich lieber zu einem vier und zwanzig, stündigen Fasten, als zum Borgen oder zum Mittagsbesuch bei Verwandten, wenn ich nicht dazu eingeladen war. Ich erinnre mich noch eines Vor-

falls, der die Ernstlichkeit jenes Hasses bezeugen kann. Auf Zureden eines Bekannten, der über diesen Punkt zu seinem nachherigen großen Schaden anders als ich dachte, hatt' ich mir zu einem Hochzeitanlaß eine Weste machen lassen, die ich dem Vater noch nicht in Rechnung bringen und von Ersparnissen auch nicht so bald bezahlen konnte. Der Hochzeittag erschien, ich wagte es aber nicht, mit der unbezahlten Weste zu erscheinen, und blieb lieber — zu Hause.

Auch bin ich über das Schuldenmachen ein solcher Rigorist, daß es mich befremdet, den, der Schulden macht, ohne zu wissen, womit er sie werde tilgen können, nicht als förmlichen Dieb bestraft zu sehen. Und doch ist der Fall nicht selten, wo übrigens rechtliche Leute Geld zu Nebendingen borgen, ohne sich irgend eines Mittels zur Wiederbezahlung bewußt zu seyn.

## 4.

## Franziskus Junius.

Franziskus Junius, ein Jüngling, dessen Geschlecht von gutem Adel abstammte, war so unglücklich in mancherlei Sünden, und endlich selbst in eine gänzliche Gottesverläugnung zu verfallen; ohnerachtet er, von seinem eben so gelehrten als frommen Vater, der ein Rechtsgelehrter war, die beste Erziehung genossen, und den vortrefflichsten

Unterricht erhalten hatte. Dieser verbarg zwar anfangs seinen Kummer, den er darüber empfand; indessen war er um so viel nagender, da sein Sohn sonst sehr große Hoffnung von sich gab. Jedoch ertheilte er ihm mehrere gute Ermahnungen, und bewegte ihn, die heilige Schrift, und zwar besonders das Neue Testament zu lesen. Er war so glücklich, ihn wirklich darauf hin zu lenken, und eben diese Lectüre hatte die selige Wirkung, ihn nicht nur von seinem Unglauben zu befreien, sondern selbst die Rechtswissenschaft mit der Gottesgelehrsamkeit zu verwechseln, und sich mit nichts mehr, als mit der heiligen Schrift zu beschäftigen. Er selbst schätzte diese selige Veränderung für die größte Gnade Gottes, und suchte derselben in der Folge desto würdiger zu werden.

Folgendes ist sein eigener Bericht von derselben: „Gott gab mir, sagte er, das Neue Testament in die Hände, und ohne darauf zu denken, fiel mir der herrliche Anfang vom Evangelio des Apostels Johannis in die Augen, da es heißt: Im Anfang war das Wort ꝛc. Ich las ein Stück dieses Kapitels, und ward während dem Lesen dergestalt bewegt, daß ich von der Göttlichkeit dieser Sache, und dem Erhabenen und Nachdrücklichen dieser Schrift, bald einen so hohen Begriff bekam, daß ich einsah, wie sie alle menschliche Beredsamkeit weit übertreffe. Es überfiel meinen Körper ein Schauer, meine Einsicht erstaunte, und ich war an diesem ganzen

Tag so gerührt, daß ich mich selbst nicht recht kannte. Seit der Zeit, da der Geist Gottes mit einem so kräftigen Nachdrucke auf mich wirkte, fieng ich an zu lesen, und andere Dinge nachlässiger und kaltsinniger zu betreiben, hingegen aber demjenigen, was zur Gottesfurcht gehört, weiter nachzudenken, und eifriger damit umzugehen."

Er studirte hierauf mit großem Fleiße die heiligen Sprachen und Wissenschaften, ward ein gesegneter Lehrer, der an mehrern Orten sein Amt mit vieler Treue verwaltete und an dem man besonders eine große Aufrichtigkeit und Demuth fand."

## 5.

## Wilhelm Cecil,

geboren 1521, gestorben 1598.

Schon im vierzehnten Jahre seines Alters gieng Cecil nach Cambridge, wo er als Student im Johanniscollegio so fleißig war, daß er dem Glöckner ein Trinkgeld gab, um ihn jeden Morgen um vier Uhr zu wecken. Durch Wachen und beständiges Sitzen, liefen ihm die Beine so stark an, daß er damals kaum konnte kuriret werden, und er von dieser Zeit an beständig gichterischen Zufällen unterworfen war. Durch unermüdeten Fleiß brachte er es so weit, daß er schon philosophische Vorlesungen hielt, wie wohl er erst sechzehen Jahre alt war, und zwei Jahre hernach unentgeltlich ein Collegium

über Homers Iliade las. Er war ohngefähr sechs Jahre auf der Universität gewesen, als er Magister wurde, und sodann die Gerichtshöfe besuchte. Hier wurde er durch einen liederlichen Cameraden zum Spiel verleitet, wodurch er in kurzer Zeit, Geld, Betten und Bücher verlor. Der junge Cecil, der vorher nie gespielt hatte, und auch künftig nicht weiter Neigung dazu bezeigte, wollte durch List es dahin bringen, daß ihm sein Mitschüler die abgewonnenen Sachen wiedergeben sollte. Er fing es damit folgender Gestalt an: Sein Spielkamerad lag mit dem Kopf gegen eine hölzerne Wand, durch diese machte er ein Loch; steckte eine Röhre durch dasselbe, und sprach um Mitternacht mit einer fürchterlichen Stimme folgendes durch die Röhre: O Sterblicher, bereue, — bereue deine schreckliche Sünde, dein Spielen, deine Betrügerei, und dein liederliches Leben, sonst wirst du verdammt, und kannst nicht selig werden.

Den jungen Menschen, der ganz allein schlief, erschreckte diese Stimme so sehr, daß ihm der Angstschweiß ausbrach. Mit reuigem und schweren Herzen, erzählte er den folgenden Tag mit Zittern, welche fürchterliche Stimme ihm um Mitternacht zugerufen hätte, und versprach, nie wieder zu spielen. Er eilte hierauf zu dem jungen Cecil, bat ihn auf den Knien um Vergebung, und gab ihm all sein Geld, seine Betten und Bücher wieder. Und so wurden durch diesen listigen Streich beide Spieler

wieder auf den guten Weg gebracht, und spielten niemals wieder.

## 6.

### Joachim von Watt,

**Burgermeister in St. Gallen, genannt Badian, geb. im Nov. 1484, gest. im April 1551.**

Watt, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns von St. Gallen, der zugleich Rathsherr, und ein Beförderer der Künste und schönen Wissenschaften war. Sein Sohn Joachim legte in seiner Vaterstadt den Grund zu den Wissenschaften mit so vielem Fleiß daß er, um den Schlaf abzubrechen, die gebundenen Werke seines Lieblingsdichters Virgil zum Schlafkissen machte. In Wien setzte er seine Studien, besonders die Geographie mit unermüdetem Fleiße fort. Als ein starker feuriger Jüngling, ganz sich allein überlassen, stürzte er sich oft in Lebensgefahr, indem er bei jeder Gelegenheit sogleich mit dem Degen und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen bereit war. Auf dringendes Anhalten des Vaters aber wachte ein wienerischer Handelsmann über das Betragen des Jünglings, und vermochte durch rührende Vorstellungen so viel auf ihn, daß er alle Raufereien auf die Seite setzte, und sich ganz der Gelehrsamkeit widmete.

## 7.

### Matthäus Hale,
Oberrichter von England geb. 1609, gest. 1676.

Sehr frühzeitig wurde Hale seiner Eltern beraubt, daher nahm sich ein rechtschaffener Onkel seiner an, und trug für die frühzeitige Bildung seines Vetters die möglichste Sorge. Anfänglich schien dieser sehr eifrig in der Betreibung der Studien zu seyn. Allein in kurzer Zeit ward er in die Fallstricke der jugendlichen Lüste verwickelt, und sein Verderben würde unvermeidlich gewesen seyn, wenn es nicht die über ihn waltende Vorsehung Gottes abgewendet hätte. Er nahm an allen Vergnügungen Theil, so ausschweifend und unanständig sie auch seyn mochten. Um ihn aber vom Verderben zu retten, an dessen Rande er sich schon befand, benutzte Gott folgenden traurigen Zufall.

Eines Tages — als er zu Oxford studirte — wurde er nebst andern Studenten zu einem Gastgeboth auf das Land gebethen. Einer aus der Gesellschaft forderte, als die Gesundheiten getrunken wurden, ein mal über das andere so viel Wein, daß er aller Bemühungen ungeachtet, die Hale anwendete es zu verhindern, für todt zur Erde fiel. Dieß setzte die ganze Gesellschaft in Schrecken, und man versuchte alle mögliche Mittel, den unglücklichen Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Besonders machte dieser Zufall auf den jungen Hale einen so tiefen

Eindruck, daß er sich alsbald auf sein Zimmer begab, auf seine Knie fiel, und sowohl für seinen Freund betete, daß er das Leben wieder erhalten möchte, als auch für sich selbst, daß ihm die Sünde, dergleichen Ausschweifungen begünstiget zu haben, möchte vergeben werden. Zugleich gelobte er Gott, daß er niemals in seinem Leben dergleichen Trinkgesellschaften beiwohnen wollte. Sein Freund ward indessen wieder hergestellt, und Hale hielt sein Gelübde aufs gewissenhafteste bis an den Tag seines Todes.

Von diesem Tage an nahm die glückliche Veränderung seines Lebens ihren Anfang, und er ward in der Folge der Zeit der einsichtsvolle, gewissenhafte und gottselige Richter, dessen Beispiel für die Nachwelt ein beständiges Muster der Nachahmung bleiben wird.

## 8.

### Heinrich Bullinger,

Antistes zu Zürich, geb. 1504 zu Bremgarten, gest. 1575.

Der junge Bullinger wurde von seinen Eltern nach Cölln geschickt, um in dem dortigen Collegio bursae montis, welches damals (zur Zeit der Glaubensverbesserung) in einem guten Rufe stand, die schönen Wissenschaften zu erlernen. Zum ersten mal sah er sich hier in dem Besitz einer kleinen Baarschaft, wußte aber, wie es zum öftern in

der Jugend zu gehen pflegt, noch nicht die zweckmäßigste Anwendung davon zu machen. Man bemerkte ihn nämlich öfters mit mehrern Schulknaben an einem Kramladen, um allerlei Naschwerk zu kaufen. Der Krämer, dessen sich Bullinger noch im Alter dankbar erinnerte, hatte gleichwohl keinen Wohlgefallen daran, wenn die Knaben all zu oft und unnöthiger Weise ihre wenigen Kreuzer für Naschwerk ausgeben. Eines Tages fuhr er sie, weil er wohl glaubte, daß dies nicht mit Bewilligung der Eltern geschähe, etwas hart an, und jagte sie alle mit der Drohung, sich nicht mehr bei ihm blicken zu laßen, davon. Beschämt schlich sich der junge Bullinger hinweg, und legte von nun an diese Näscherei ab.*)

## Polemo,
### ein athenienſiſcher Weltreiſer.

In seiner Jugend war Polemo ein so frecher Bösewicht, daß er nicht nur Vergnügen am Laster fand, sondern auch in der daraus entstehenden Schande seinen Ruhm suchte. Da er einstmals die Nacht durchgeschwärmt hatte, und am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang heimkehrte, sah er

*) Aus H. Bullingers Leben, in den Miscellaneis Tigurinis Tom. I.

die Thüre des Philosophen Xenokrates offen stehen. Noch halb vom Weine berauscht, mit Salben benetzt, einen Kranz auf dem Kopfe, und mit einem flatternden durchsichtigen Gewande nur leicht bekleidet, trat er in den Saal, welcher schon so früh am Tage von einer zahlreichen Versammlung angesehener und gelehrter Männer angefüllt war. Nicht genug, daß er in seinem so unanständigen Aufzuge sich vor die Augen einer so ehrwürdigen Versammlung wagte, hatte er sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter ihnen nieder zu setzen, um gleichsam ihre Beredsamkeit und Nüchternheit desto mehr wider sich zu empören, und ihre weisen Vorschriften durch die Thorheiten, die er im Truuke begieng, zu widerlegen. Jedermann gerieth bei seiner Ankunft in Zorn; nur Xenokrates selbst blieb ruhig, und in seiner vorigen Ernsthaftigkeit: änderte aber doch den Inhalt seiner Rede, und fieng nunmehr an von den Tugenden der Sittsamkeit und Mäßigkeit zu handeln. Er schilderte dieselben in der Gegenwart des unverschämten Jünglings mit so lebhaften Farben, daß Polemo auf's innigste gerührt, erst den Kranz vom Kopfe nahm, und dann den Arm unter seinen Mantel zurückzog. Die Miene der Fröhlichkeit in seinem Gesicht, die er vom nächtlichen Schmause mitbrachte, verwandelte sich in Ernst und Bekümmerniß. Von diesem Augenblicke an vermied er alle Schwelgerei und Unmäßigkeit: In der Folge der Zeit ward er einer

der größten Philosophen und der rechtschaffensten Männer zu Athen. —

Wie wichtig ist es für Jünglinge, gewisse glückliche Augenblicke ihres Lebens oder rührende Vorstellungen nicht leichtsinnig aus der Acht zu lassen! Hätte dieser Jüngling noch länger fortgefahren, die in ihm erweckten guten Rührungen zu vernachlässigen, so wäre wahrscheinlich sein Verderben unvermeidlich gewesen.

## 10.

### Franz Carl Joseph,

**Herzog von Reichstadt, (Sohn des ehemaligen Kaiser Napoleon) geboren den 20. März 1811.**

Die Zimmer des kaiserlichen Prinzen befanden sich im Erdgeschoß der Tüilerien zu Paris gegen den Hof hinaus, wo gewöhnlich müßige Gaffer und Neugierige umhergiengen, in der Hoffnung, das Kind durch die Fenster zu sehen. Eines Tages, — so erzählte Napoleon in St. Helena mit wahrem Wohlgefallen, und um die Weisheit der Frau von Montesquiou, Erzieherin des Prinzen, hervorzuheben — eines Tages war das Kind gar böse und unartig, und durch keine Vorstellungen zu besänftigen. Frau von Montesquiou befahl sogleich die Fensterläden zu schließen Das Kind kaum dreijährig, erschrickt über die plötzliche Finsterniß, und fragt: Mama Qüiou, warum das? Ihm ant-

wortet Frau von Montesquiou: „weil ich Sie viel zu lieb habe, um der ganzen Welt ihren Zorn sehen zu lassen. Was hätten doch alle diese Leute, die Sie vielleicht dereinst alle regieren werden, von Ihnen gesagt, wenn die Sie in solchem Zustande gesehen haben würden? Meinen Sie denn, die Leute möchten Ihnen gehorsam seyn, wenn sie wüßten, daß Sie so unartig wären?“ das Kind versprach sogleich, es nicht mehr zu thun. *)

## VIII.

## Mäßigung der Begierden.

### 1.

### Benjamin Franklin.

Franklin der berühmte Erfinder der Blitzableiter und Verbesserer der Buchdruckerpressen, dessen wir schon früher erwähnt, wurde in seinem 16ten Jahre durch eine Schrift, in welcher die Nahrung aus dem Pflanzenreich als vorzüglich gesund empfohlen ward, auf den Gedanken geleitet, von diesem Augenblicke an, kein Fleisch mehr zu essen. Er ließ sich von seinem Bruder die Hälfte der Summe in Gelde geben, die derselbe für ihn bei dem Speisewirth

*) Las Cases Memorial de Sainte-Hélène T. 390.

bezahlte, kochte sich nun selbst nach Tryons Anweisung Reis, Erdäpfel, Pudding u. s. w. und ersparte auf diese Weise noch die Hälfte von dem, was ihm sein Bruder gab. Dieses Geld verwendete er auf Bücher. Da er nicht selten seine Mahlzeit mit einem Zwieback oder Stück Brod und einer Hand voll Rosinen oder einem Stück Kuchen und einem Glase Wasser machte, so studirte er, während seine Mitarbeiter ihre Mahlzeit hielten, in der Druckerei, und machte immer schnellere Fortschritte.

Als er aber in der Folge in dem Magen eines Fisches andere Fische fand, und sah, daß die Thiere gegen einander nicht milder handeln, als der Mensch gegen sie, so kehrte er wieder zu den Fleischspeisen zurück.

Franklin stand zu Philadelphia mit einem dortigen Buchdrucker, Namens Keimer, einem guten denkenden Kopfe, in gutem Verhältniß. Beide pflegten öfters mit einander zu disputiren und Franklin verwickelte den weniger scharfsinnigen Keimer oft in so viele Widersprüche und Schwierigkeiten, daß dieser sich nicht zu helfen wußte. Zugleich aber brachte ihm Franklins Stärke im Disputiren eine so hohe Meinung von seinem Genie bei, daß Keimer beschloß mit seinem jungen Freunde eine neue Religion zu stiften, die sich durch den Bart und die Sabbathsfeier einigermaßen der jüdischen nähere. Keimer wollte

seine Sätze predigen und Franklin sollte die Gegner niederdisputiren.

Franklin fand diesen Vorschlag keiner ernsthaften Betrachtung werth, und benutzte die ganze Sache zu einem Spaß. Er versprach nemlich seinen Beitritt blos unter der Bedingung, daß beide keine Fleisch- oder Fischspeisen genießen wollten. So weh dieser Vorschlag Keimern that, der gern etwas gutes aß, so gieng er ihn doch um der Sache willen ein, und beide lebten drei Monate blos vom Pflanzenreich. Franklins gute Natur hielt diese Diät sehr wohl aus, aber Keimer wurde dürr und hinfällig, was Franklin nicht wenig belustigte. Endlich ward Keimer einer Religion von solcher Strenge überdrüßig; er bestellte sich ein gebratenes Spanferkel und lud Franklin und zwei Freundinnen dazu ein. Allein zum Unglück war der Geruch des lang entbehrten Bratens so reizend für ihn, daß er ihn rein verzehrte, ehe noch die Gäste das Zimmer betreten hatten.

## 2.

## Die Klosterschüler

### zu St. Gallen unter dem Abt Salomon im Jahr 912.

Besuche von hohen Reisenden waren damals im Kloster zu St. Gallen nichts seltenes. Die Nähe der Landstraße nach Italien, das Ansehen des Abt Salomons, und der Ruhm in dem das Kloster

stand, zogen manche dahin. Konrad I., welcher nach dem Tode Ludwigs des Kindes, König ward, machte aus Freundschaft gegen Salomon eine Lustreise nach St. Gallen, wo er mit seinem Hofe am St. Stephanstage eintraf. Er überraschte in Gesellschaft zweier Bischöfe die Geistlichen am Tische, setzte sich an den Platz des Abts hin, und aß von allem, was aufgetragen wurde, nachdem er vorher dem Probste befohlen hatte, nichts anders als was sonst gewöhnlich wäre, auf den Tisch bringen zu lassen. Dieser bedauerte es aber sehr, daß der König eben heut zum Essen gekommen wäre, und nicht morgen, wo man besser, nämlich Erbsen ohne Hülsen und Brod zu essen gehabt hätte. Während dem Essen lasen die dem Klosterleben gewidmeten Kinder nach Gewohnheit eines nach dem andern die heil. Schrift auf dem Lesepult in lateinischer Sprache; jedem, so wie es herabstieg, und zu ihm empor gehoben wurde, legte Conrad ein Goldstück in den Mund, und gab dem Kleinsten, der es mit Weinen ausspie, das Zeugniß, daß aus ihm ein guter Klostergeistlicher werden könnte. Um dieser Knaben Eingezogenheit zu prüfen, ließ er vor ihnen, da sie eben in einer feierlichen Procession dahergiengen, einen Korb voll Aepfel ausleeren, und erbaute sich sehr, da auch die Kleinsten sich dadurch in ihrer Haltung nicht irre machen ließen. Er verordnete deswegen, daß die Studenten jährlich drei Tage zur Erholung haben sollten. Dem Konvente gab

er Tafel, an welcher Fleisch und Wildpret aufgetragen, und von Musikanten und Tänzern gespielt wurde; welches alles an diesem Orte unerhörte Dinge waren.

3.

## Joh. Gottl. Naumann.

Unter allen Städten Italiens war wohl keine, in welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so viel und so hoch gespielt ward, als in Venedig. Sogar die Spieler aus fernen Ländern wallfahrteten hieher zur Karnevalszeit, wie ohngefähr die Andächtigen nach St. Loretto. Am berühmtesten war die große Farobank, die damals auf dem bekannten Ridotto, unter dem Schutze der Regierung selbst gehalten wurde. Schon ihr Aeußeres trug das Gepräge einer gewissen Feierlichkeit an sich. Niemand durfte sich anders, als maskirt in dem bestimmten Saale einfinden; alles Ansehen des Ranges war hier aufgehoben. Nur der Bankhalter, der stets ein Nobili di Venetia seyn mußte, erschien unverlarvt. Ihm zur Seite saßen zwei Senatoren vom ersten Range. Ein großer Theil des Hauptgeschäfts lag ihnen ob; denn nach jedem Kartenabzuge blickten sie ernst auf der Tafel umher; strichen von den Blättern, die verlohren gegangen waren, die drauf stehenden Summen in die Bank, sahen zu, daß das weitere Spiel der gewinnenden Blätter gehörig

bezeichnet werde, und zahlten denjenigen aus, die nicht weiter zu gehen gedachten. Ein dumpfes Schweigen herrschte unter dem oft gedrängten Haufen. An Zwist oder Streit war hier nie zu denken. Manche Tonne Goldes war hier schweigend verlohren worden.

An diese Tafel führte jetzt eine sehr verzeihliche Neugier den jungen Musikus Naumann, der sich damals zur Ausbildung in der Kunst, eben in Venedig befand. Schon im fünften Jahre war er in Italien, und jedes Spiel und jede Spielregel ihm unbekannt geblieben. Doch jetzt da er diesem bunten Gewühl kommender und wieder weggehender Masken eine geraume Zeit zugeschaut, — als er über das Steigen und Verschwinden der aufgethürmten Goldmünzen, und über den Wechsel der Leidenschaften seine Betrachtungen angestellt, und unter andern gesehen hatte, wie einer seiner Nachbarn drei oder vier Zechinen *) in Zeit einer halben Stunde zu einem ganzen Berge glänzenden Metalls erhöhte, und gelassen einstrich; da kam ihm die Lust an, auch ein mal sein Glück zu versuchen, und den einzigen Zechin, den er in der Tasche hatte, auf ein Blatt zu setzen.

Er wählte das Coeur-As dazu; es gewann; und da Naumann, dem Spiele ganz fremd, mit seiner Karte nicht die kleinste Aenderung vornahm,

*) Eine venetianische Zechine macht 2½ Reichsthaler.

schob ihm der Auszahler gleichgültig seinen Gewinn zu. Naumann blieb treulich bei diesem As; und es gewann — beinahe unglaublich und dennoch wahr! — es gewann 21mal hinter einander. Ein und zwanzig mal empfieng er seinen einfachen Zechin! Daß er ihn stehen lassen, verdoppeln, versechsfachen und so weiter könne, kam ihm nicht in den Sinn. Er sah freilich die Einbeugungen seiner Mitspieler, doch er verstand sie nicht. Als endlich ein mal sein As verlohren gieng, hielt er für das klügste, sich nun hinweg zu begeben.

Sein reiner Gewinn betrug also 20 Zechinen. Eine an sich unbedeutende Summe! aber allerdings wichtig genug für denjenigen, der damals um die Hälfte derselben eine ganze Oper schrieb, und eine solche Baarschaft gewiß noch nie besessen hatte! Oft schien ihm unterwegs das ganze Ereigniß ein Traum gewesen zu seyn. Oft griff er in seine Tasche um zu wissen, ob er wirklich so reich sey? und wenn er sich wieder davon überzeugte, dann wechselten Freude, Verwunderung und dankende Gefühle in seinem Innersten ab.

Sein Gang war spornstreichs nach Hause gerichtet. Er wohnte damals bei ein paar ältlichen, dem Anscheine nach sehr rechtschaffnen Wirthsleuten. Er hatte es im Gebrauch sie oft bei seinen kleinen häuslichen Angelegenheiten um Rath zu fragen; sie auch jetzt zu Vertrauten seines heutigen Abendteuers zu machen, schien ihm um so nöthiger, als seine

wonnetrunkene Seele sich herzlich nach Jemand sehnte, vor welchem sie ihre Freude ergießen könne: Er eilte daher sofort in ihr Zimmer, zeigte ihnen mit beiden Händen, die schönen, funkelnden Zechinen; erzählte denselben so rasch und doch auch so ausführlich als möglich die Geschichte von dieser Erbeutung. Sie stutzten bereits beim ersten Anblick; aber sie schlugen noch weit verwunderungsvoller die Hände bei seiner Erzählung zusammen.

So ein Glück meinten sie einstimmig, wäre schier unerhört! Um so eine Vernachlässigung sey es Jammerschade! Heute hab' es nur bei ihm gestanden, die ganze Bank zu sprengen. Hätten sie das vorher gewußt — hätt' er ihnen von seinem Vorsatze nur ein Wörtchen vorher gesagt, und einigen Unterricht, wie er seinen Vortheil benutzen solle, erhalten, dann wär er ein gemachter Mann für alle Zukunft gewesen. Naumann horchte bei diesen freundschaftlichen Verweisen hoch auf; es that ihm allerdings leid, seinen Glücksstern nicht sorgfältiger verfolgt zu haben; aber er meinte: was heute versäumt worden ist, lasse sich morgen noch nachholen. Er bat daher seinen Hausherrn, ihn mit den Regeln und Feinheiten dieses Spiels genauer bekannt zu machen. Derselbe war willig dazu; ein großer Theil des Abends ward mit Unterricht und Versuchen hingebracht. Kaum konnte Naumann den andern Tag erwarten, um ernstlichen Gebrauch von dem Erlernten zu machen. Mit

allen seinen Zechinen wohl versehen, gieng er am nächsten Morgen zeitig wieder zur Farobank. Heute nahm er mehrere Blätter zugleich; heute wechselte er mit seinen Karten; heute bog er seine Paroli's und Septlevas so vorsichtig als möglich ein; und heute — bevor eine Stunde vergieng — hatte er von seiner ganzen gestrigen Baarschaft kein einziges Goldstück mehr übrig. Traurig schlich er heim; ein paar Stunden lang war ihm das Weinen näher als das Lachen. Aber dann machte er von seinem diesmaligen Unglück einen bessern Gebrauch, als er wahrscheinlich vom größten Glücke gemacht haben würde; denn er that bei sich selbst das Gelübde: das sollte der letzte Versuch dieser Art gewesen seyn; und — er hielt treulich Wort. Keiner seiner nachherigen Freunde hat wieder — selbst nicht beim kleinen gesellschaftlichen Spieltisch, — eine Karte in seinen Händen erblickt.

## 4.

### Wolfgang Muskulus
aus Lothringen, geb. 1497, gest. 1563.

Muskulus war schon von Kindheit an so eifrig im Lernen, daß er weniger des Sporns als des Zügels bedurfte. Mit sehr geringem Reisegeld besuchte er fremde Schulen; durch Singen vor den Häusern mußte er sein Brod gewinnen. Schon in seinem fünfzehnten Jahre entschloß er sich zum Klo-

stergelübde, und blieb bis in sein dreißigstes Alter Mönch. Seine Sitten erhielt er rein und zeichnete sich durch Enthaltsamkeit und andere Tugenden aus die man damals unter den Mönchen selten fand. Während sich die andern beim Wein und Spieltisch belustigten, pflegte er mit einem Buche sich in das nahe gelegene Wäldchen zu flüchten, um durch ihre Lockungen nicht verführt zu werden. Ohnerachtet seines fröhlichen Gemüths, ohnerachtet der Lebhaftigkeit seines Temperaments hatte er von Jugend auf alle unanständige Zeitvertreibe verabscheut.

5.

## Karl VII.

### König von Frankreich.

Karl VII. war achtzehen Jahre alt, als er auf den französischen Thron gelangte. Der junge König liebte ausschweifend alle Vergnügungen. Er führte Ballete auf, und zeichnete Blumenstöcke in den Gärten ab, während die Engländer seine Staaten durchzogen. Den Vergnügungen ganz ergeben, wozu ihn sein Alter, seine Neigung und die Schmeichler antrieben, hatte er ein Ballet erfunden, und tanzte frisch darauf los, ohne daran zu denken, daß er bald nur noch dem Namen nach ein König seyn würde. Mitten im Tanze sah er ein paar Herren seines Hofes in den Saal treten. „Nun, meine Freunde, sagte er zu ihnen, wie gefällt euch dieses

Fest? weiß ich mir nicht ein recht königliches Vergnügen zu machen?“ „O ja, Sire, gab ihm einer zur Antwort ich muß gestehen, daß man eine Krone nicht lustiger verlieren könne.“

Statt durch diesen dreusten Verweiß beleidiget zu werden, nahm ihn Karl zu Herzen, und dachte im Ernst darauf, wie er als König sich betragen wollte.

## 6.

## Franz Xaver Bronner.

Bronner, war der Sohn eines Landmanns zu Höchstädt, im Fürstenthume Pfalz-Neuburg, wo er im December 1758 das Licht der Welt erblickte, und in der Folge zum geistlichen Stande bestimmt ward. Nachdem er schon an verschiedenen Orten die niedern Schulen passirt hatte, kam er auf das Seminarium in Neuburg, wo der Herzog von Zweybrücken, Carl August residirte. Gewöhnlich alle vierzehn Tagen zogen die Seminaristen ein mal nach Hofe, um dort allerlei Musik aufzuführen. Oefters würdigte uns — schreibt Bronner in seinem Leben — die Herzogin, eine Arie oder ein Duett mit ihr zu singen. Wir hatten sie alle wegen ihrer ausgezeichneten Leutseligkeit, Sanftmuth und edeln Gestalt sehr lieb. Sobald wir Sänger Muße fanden, vom Haufen wegzuschleichen, tändelten wir entweder mit des Prinzen Hunden, zahmen Damm-

hirschen, Rehen, Füchsen, Uhu's u. s. w. oder liefen in den Zimmern umher. Selbst in die Zimmer der Herzogin drangen wir, und durchblätterten ihre Bücher. Einst fand ich ganz allein einen großen Saal geöffnet, in dem alte merkwürdige Waffen, Schilde, Panzer, und andere Sonderbarkeiten aufbewahrt wurden. Niemand war zugegen. Mitten darin stand ein Tisch mit allerlei kleinern kostbaren Dingen; unter andern ein länglichtes Schächtelchen mit niedlich gearbeiteten silbernen Gewehren, die ganz die Form großer Flinten hatten, aber nicht länger waren, als etwa fünf Zoll. Eins dieser Gewehrchen gefiel mir vorzüglich wohl; ich nahm es heraus, spannte den Hahn und drückte es ab. Die Begierde es zu haben, stieg zu einem so hohen Grade, daß ich wirklich versuchte ob es auch leicht in die Tasche gesteckt werden könnte. Geschwind zog ich es aber wieder hervor, bebte vor dem Gedanken, ein Dieb zu werden, und — es ist Silber! zurück; legte es in das Schächtelchen, und gieng davon. Aber plötzlich öffnete sich eine Wandtapete, ein Hofherr trat hervor, und rief: Es ist dein Glück, Junge, daß du nichts entwendet hast; sonst hätte ich dich mit der Hundspeitsche geißeln lassen — bis auf's Blut, und dann erst noch ins Zuchthaus gesteckt! Hu, wie war ich da erschrocken! wie lief ich so ängstlich zur Gesellschaft zurück. — Wir bemerken nur noch beiläufig, daß Fr. X. Bronner in der Folge den Mönchs- und Priesterstand, wel-

chem er sich gewidmet hatte, aufgab, aus dem Kloster entfloh, und in der Schweiz, im Kanton Aargau, ein Asyl fand, wo er sich gegenwärtig (1826) noch befindet. Er machte sich durch die Herausgabe seiner Fischergedichte, welche in der ersten Ausgabe, Salomon Geßner, selbst besorgte dem Publikum bekannt.*)

---

## IX.

## Mitleid und Wohlthätigkeit.

### 1.

### Daniel Weber,

**Amtmann zu Rüthi im Kanton Zürich.**

Daniel Weber konnte schon als Knabe es nicht mit ansehen, wenn Jemand Unrecht geschah, und hatte nicht blos Mitleid mit den Unterdrückten, sondern nahm sich auch desselben treulich an.

Ein Landmann gerieth vor der Werkstatt seines Vaters, (der Kannengießer in Zürich war,) mit seinem Weibe in Zank, überschüttete sie mit Flüchen und wollte sie schlagen. Daniel nimmt eilends eine Raspel in die Hand und fliegt gleichsam auf

*) Man siehe Franz Xaver Bronners Leben, von ihm selbst beschrieben. 3 Bände, Zürich 1795 — 1797.

die Gasse, rufend: „Halt ein Niederträchtiger mit Drohen und Fluchen!“ Der Bauer wußte nicht wie ihm geschah. Ganz kaltblütig sagte er endlich: „Junger Herr, ich kann meinem Heu, Stroh sagen.“ „Ja das kannst du, erwiederte Daniel; aber deine Frau sollst du weder schlagen, noch verfluchen, so lieb dir Gott und dein Buckel ist!“ „Ist's den Weg gemeint?“ „Ja so ist's gemeint!“ „Nun so komm, Frau, wir wollen eine Halbe (verstehe Wein) trinken.“ Später kommt die Frau zurück, dankt, und bezeugt, daß der Mann sonst so böse nicht sey.

## 2.

## Eduard VI.,
### König von England.

Dieser vortreffliche König, starb als ein Jüngling ling von sechzehn Jahren und wurde von ganz England beweint, weil er schon in seiner frühen Jugend für ein Wunder des Verstandes, der Gottesfurcht und Tugend gehalten wurde. Gerechtigkeit, Huld, Liebe und Barmherzigkeit waren ihm gleichsam eigen; besonders aber hatte er ein väterliches Herz gegen die Armen.

Als der Bischof Ridley von London, in seiner Krankheit vor ihm predigte, und nach Gelegenheit des Textes zeigte wie die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen eine große Belohnung habe, ließ ihn der König nach der Predigt rufen, und fragte

ihn um Rath, wie er sich gegen die Armen recht mildthätig zeigen könnte. Ridley konnte sich der Thränen über das edle und empfindsame Herz eines so jungen Herrn nicht enthalten, und bat sich Bedenkzeit aus, um den Lordmajor und Aldermanns der Stadt London darüber zu Rathe zu ziehen. Nachdem nun diese die Armen in Klassen eingetheilt, gab der König die Franziskanerkirche zu Newgate zum Waisenhause — die Bartholomäuskirche zum Hospital — und sein Palais Bridewell zum Zuchthause, mit reichlichen Revenüen, und bekräftigte die Stiftung der Thomaskirche in der Vorstadt Southwark zum Hospital. Dieß geschah 11 Tage vor seinem Ende, und bei der Unterschreibung dankte er Gott, daß er ihn noch so lange leben laßen, diese nöthige Liebeswerke zu Stande zu bringen.

## 3.

### Toussaint Louvertüre,
### Neger-General auf St. Domingo.

Der aus der Revolutionsgeschichte auf St. Domingo bekannte Negergeneral, war als Knabe von zartem Alter als Sclave nach dem Kap gebracht, und daselbst von dem Pfarrer Savier, einem edlen Menschenfreunde im Kirchspiel Gonaives, gekauft worden. Sobald dieser den zehnjährigen, durch eine besonders offene Bildung sich auszeichnenden Knaben nach Hause gebracht hatte, trug er

sogleich die angelegentlichste Sorge, daß dieser neue Ankömmling auf seinem Gute gepflegt, und ihm sein trauriges Loos so viel als möglich erträglich gemacht würde. Der gute Pfarrer beschäfftigte sich mit dem Knaben selbst, unterrichtete und sorgte so für ihn, wie nur ein Vater für sein Kind sorgen konnte.

Es war unter Saviers Negern ein sehr seltener Fall, daß zur Erhaltung der Zucht und des Gehorsams die Peitsche gebraucht werden mußte. Toußaint begleitete auch gewöhnlich seinen Herrn, wenn er in Amtsgeschäften oder zum Besuch zu andern Gutsbesitzern sich begab. Erblickte er nun da eine solche Züchtigung, die grausamer Uebermuth oder willkührliche Tyrannei dictirte, so blutete sein Herz, da krämpften sich seine Muskeln, da blitzte Zornwuth im Feuerblick.

So war er einmal mit seinem Herrn zu einem Colonisten, dessen Gut gegen eine Meile von Saviers Gut entfernt war, hingefahren. Während sein Herr bei dem Edelmann und seiner Familie im Zimmer war, gieng Toußaint, der nun zu einem kräftigen Jüngling herangereift war, auf der Plantage umher und besprach sich mit den schwarzen Arbeitern. Mit Mühe hob eine Negerin die Hacke, und mehrere Schritte blieb ihre Arbeit gegen die übrigen zurück. Während Toußaint mit einem Neger sich unterhielt, kommt der weiße Commendeur und haut mit der Peitsche auf die zurückge-

bliebene Negerin los. Nach wenigen Streichen stürzt die Unglückliche mit einem Jammergeschrei zu Boden, und der weiße Wütherich fährt fort, auf die sich Krümmende loszuhauen. „Halt Barbar!“ rief Toußaint, da er den Angstruf vernahm. Mit einem Sprung stand er vor ihm und hielt mit nervigter Faust den zu neuen Hieben erhobenen Arm. Und wer bist du, Schwarzer? frägte der erschreckte Weiße. Toußaints drohende Gestalt: „Ein Mensch, wie du, donnerte ihm Toußaint zu, und die du zu Boden streckteſt eben so gut.“

## X.

## Bescheidenheit und Unbescheidenheit.

### 1.

### Angelika Kaufmann,

berühmte Malerin, geb. zu Chur im October 1741. gest. im November 1807. zu Rom.

Bei dieser Künstlerin verdienen nicht blos ihre Talente, ihr einnehmendes Wesen, die seltene Sanftmuth ihres Characters, sondern auch ihre christlichen Tugenden bemerkt zu werden, die sie vor vielen andern Personen ihres Standes auszeichneten und emporhoben. Aus den Jahren ihres jugend-

lichen Alters mag blos folgender Umstand ausgehoben, und hier angemerkt werden:

Ihr Vater Johann Joseph hatte mit ihr einige Jahre in Mayland verlebt, der Tod ihrer guten Mutter bewog den Vater dies Land zu verlassen, und seinen Geburtsort Schwarzenberg, im Vorarlbergischen, ohnweit dem Bodensee, aufzusuchen. Er nahm seine geliebte Angelika mit sich nach der Heimath, weil er sie nicht allein in Mayland lassen wollte, und sie zur Gehülfin in seiner Arbeit, — er war selbst Maler, — bedurfte. Sie wohnten bei ihrer Rückkunft bei ihrem Onkel Michael Kaufmann. Während sie eines Tages bei Tische saßen, kam auch der Ziegenhirt des Orts in seiner einfachen schlichten Landestracht, sie zu bewillkommen und setzte sich ohne weitere Umstände mit zu Tische. Angelika war durch diese unerwartete Erscheinung nicht nur etwas betroffen, sondern mit jenem nicht all zu wohl duftenden Tischgenossen nicht ganz zufrieden; wenn sie nun in spätern Jahren, wo sie sich gern über den Wechsel irdischer Dinge mit ihren Vertrauten unterhielt, sich dieser Scene erinnerte, so pflegte sie lächelnd beizusetzen: „wer hätte mir damals gesagt, mit welchen erhabenen Personen ich zu einer andern Zeit zu Tische sitzen, und wer sagt mir jetzt, daß ich nicht wieder einst mit dem Ziegenhirten zu Tische sitzen werde?“ Auch wenn sie in spätern Jahren an Festtagen in ihrem Wagen zur Meße

fuhr, bemerkte sie öfters gegen ihre Freunde: „wie doch die menschlichen Dinge sich ändern! Als junges Mädchen mußte ich oft, um die vorgeschriebene Meße zu hören, mitten im Winter mit Anbruch des Tages zu Fuß, und im Schnee bis an die Kniee, drei Stunden Wegs zurücklegen, und jetzt verleiht mir der Himmel so viele Gemächlichkeiten!“ —

## 2.

## Plutarch.

Schon frühzeitig hatte sich Plutarch durch seine Talente berühmt gemacht, und ob er gleich noch sehr jung war, so ward er doch in einer wichtigen Angelegenheit nebst einem andern Bürger an den Proconsul geschickt. Sein Reisegefährte mußte unter Wegs bleiben; Plutarch setzte also die Reise allein fort, und richtete die ihm aufgetragene Sache sehr gut aus. Als er zurück kam und Rechenschaft darüber ablegen wollte, gab ihm sein Vater die weise Ermahnung: „Hüte dich, mein Sohn, daß du nicht sagst: ich bin gegangen, ich habe geredet, ich habe gethan; sondern sage beständig: wir sind gegangen, wir haben geredet, wir haben gethan. ꝛc. Nimm deinen Collegen überall dazu, damit die Hälfte des glücklichen Erfolgs dem zu Theil werde, den das Vaterland mit der Hälfte des Auftrags beehret hat, und damit du dadurch dem Neide aus-

weichest, welcher fast immer mit dem Ruhme, eine Sache wohl ausgerichtet zu haben, verbunden ist. Plutarch befolgte die weise Lehre des guten Vaters.

3.

## Der bescheidene Student.

Ein junger Student, der von guter Gemüthsart, von feinem Verstande, und bescheiden war, saß einmal unter andern Studenten, welche gelehrte Gespräche miteinander führten, und schwieg ganz still. „Mein Sohn, sprach sein Vater zu ihm, warum giebst du das Deine nicht auch dazu, und läßest hören, was du kannst und verstehst?“ Ich mag darum nicht viel dazu sagen, antwortete der Sohn, weil ich befürchte, daß sie dann Gelegenheit nehmen möchten, mich etwas zu fragen, was ich nicht weiß, und ich alsdann mit Scham bestehen möchte. Hast du nicht gehört, daß ein Geistlicher saß und beschlug seine Schuhe mit Nägeln? Als dies ein Reuter gewahr ward, nahm er ihn beim Ermel und sprach: „komm mit, beschlage mir auch mein Pferd.“

4.

## Carl Rollin,

Rector der Universität zu Paris; geb. 1671, gest. 1741.

Rollin war eines Messerschmiedts Sohn, und sein Vater, der ihn zu eben dem Handwerk bestimmt

hatte, ließ ihn sehr jung als Meister einschreiben. Zu gutem Glück entdeckte ein Benedictiner, dem er öfters bei der Messe diente, einige Fähigkeiten zum Studiren bei ihm. Dieser ehrliche Ordensbruder verschaffte dem jungen Menschen eine Freistelle in einem Collegio, und ließ ihn studiren. Bei seiner nachherigen Erhebung zu den ansehnlichsten Ehrenstellen, und bei aller Gnade der Großen, hatte er doch stets so viel Hochachtung für sich, daß er sich seiner Herkunft nicht schämte. Dies war der einzige Fall, in welchem er sich ein wenig Stolz erlaubte: Als er eines Tages in einem vornehmen Hause mit dem Pater Poulouzat speiste, hat man diesen ein Stück Wildpret zu zerlegen. Da nun Mollin sahe, daß das Messer des Zerlegers nicht schneiden wollte, sagte er: Mein Pater, nehmen sie mein Messer; es ist besser. Ich verstehe mich darauf: denn ich bin eines Messerschmiedts Sohn! Ein andermal hatte er einem seiner Freunde ein Messer zum Neujahrsgeschenke geschickt, und sagte ihm dabei in einem artigen Sinngedichte, daß, wenn dieses Geschenk ihm mehr vom Vulkan als von den Musen herzurühren schiene, er sich hierüber nicht wundern möchte, weil sein Weg nach dem Parnaß von der Höhle der Cyklopen ausgegangen wäre.

5.

## Alexander Severus.

Schon in seinem sechzehenten Jahre gelangte Alexander Severus auf den kaiserlichen Thron. Allein der junge Prinz war so wenig übermüthig dadurch geworden, daß, da man ihm den Titel des Großen ertheilen wollte, er zur Antwort gab: „Jetzt ist noch nicht die Zeit da; mein reiferes Alter und meine Thaten müssen mich erst dieses Namens würdig machen.“

---

# XI.

# Stolz, Dummheit und Bosheit.

1.

## Friedrich Freiherr v. Trenck,

**geb. im Februar 1726 zu Königsberg, wurde in Paris guillotinirt.**

Durch die sonderbaren Maximen welche Trencks Vater (königlich preußischer General-Major) bei der Erziehung seines Sohnes befolgte, legte er gleichsam den Grund zu dessen traurigem Loos, welches Trencken in der Folge zu Theil ward. — Sein Vater war ganz Soldat, und tapfer und ehrgeitzig sollten auch alle seine Söhne werden.

Wenn demnach einer den andern schimpfte oder beleidigte, so durften sie sich nicht bei den Haaren raufen, sondern es geschah eine förmliche Ausforderung mit hölzernen Säbeln, die mit Leder überzogen waren. Der Alte sah lächelnd zu, wann sich die Knaben wacker herumsäbelten; aber eben dadurch geriethen sie in den Fehler, Händel zu suchen, um bei jedem Siege gepriesen zu werden. Diese Nachsicht verursachte daher ihm und seinen Brüdern nachher große Widerwärtigkeiten.

Nichts konnte den jungen ehrgeizigen Trenck mehr aufbringen, als wenn er einen andern Jüngling loben hörte. Er wollte mehr wissen als ein andrer, und gleich waren Händel da, wo die jungen Leute zusammenkamen. Dieser nicht in Zeiten gedämpfte Fehler, und die Gewohnheit daß er bei allen öffentlichen Prüfungen allezeit der Erste blieb, haben einen so nachtheiligen Eindruck auf ihn gemacht, daß er in allen Begebenheiten seines Lebens keinem stolzen gebietherischen Menschen weder nachgeben noch ausweichen wollte; einen jeden angriff und beleidigte, welcher ihn zu verachten schien, und daß er sich viel zu früh als ein vorwitziger Jüngling schon in die Klasse der großen Männer hinauf schwingen wollte. Hieraus wuchs der Neid und alle Verfolgungen, die er sich bei vielen Gelegenheiten durch Enthaltsamkeit und Mäßigung hätte vom Halse schaffen können. Wenn aber ein mal der Angriff geschehen war, so gestattete ihm dann

der Ehrgeitz nicht mehr, nachzugeben. Verschiedene Versuche glückten, und eben daraus erwuchs der Fehler, daß er bei seinem übrigens guten Herzen, dennoch alle die verachtete, auch wohl gar angriff, welche mit gebieterischem Tone auftraten, oder ihm als Vorgesetzte unumschränkte Gewalt in Herrschergestalt zeigen wollten.

## 2.

## Sadi.

Sadi ein persischer Philosoph, las einst, da er noch sehr jung war, an einem Abend im Koran. Seine Brüder saßen dabei und schliefen. Sadi sagte daher zu seinem Vater: „sieh doch mein Vater, sie schlafen; und ich — ich bete.“ Der Vater umarmte ihn, und sagte: o mein lieber Sadi, wäre es nicht besser du schliefest auch, als daß du so stolz auf das bist was du thust?

## 3.

## Der Edelknabe.

Ein Edelknabe am Hofe Ludwigs XII. hatte einen Bauer geschlagen; als nun der König davon benachrichtiget wurde, befahl er, daß man diesem Edelknaben kein Brod geben, sondern nur Wein und Fleisch vorsetzen sollte. Der junge Adeliche beklagte sich deswegen beim Könige. Dieser aber fragte ihn, ob er mit Wein und Fleisch nicht zu-

frieden seyn könne? da nun jener zur Antwort gab, daß dabei das Brod, als das Wesentlichste fehle, gab ihm der König einen Verweis, und sagte: Ihr müßt demnach nicht so unvernünftig seyn, und denen übel begegnen, die Euch dasselbe verschaffen.

## 4.

## Karl Jervas.

Karl Jervas, ein englischer Maler, stand zu seiner Zeit in einigem Rufe, ist aber jetzt vollkommen vergessen, denn seine Gemälde, welche er hinterlassen, beweisen, daß man in England zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Malerei leicht zu befriedigen gewesen sei; denn die meisten seiner Stücke gehören unter die mittelmäßigen, und fehlen gleich stark gegen Zeichnung, Kolorit und Darstellungskraft. Indessen wurden sie bewundert, und so fällt es weniger auf, wenn ihr Verfertiger sich einbildete, ein ausserordentlich geschickter Künstler zu seyn, und sich in der Folge Anfällen von Eitelkeit überließ, die uns nothwendig äußerst lächerlich vorkommen müssen.

Er kopirte einmal ein Gemälde von dem großen Titian, und wettete auf den bessern Erfolg. Er selbst war auch, so wohl während der Arbeit, als auch nach der Vollendung, fest überzeugt, daß er nicht allein sein Original erreicht, sondern noch übertroffen habe. Er stellte letzteres neben die Ko-

pie, betrachtete beide, und rief mit mitleidigem Lächeln: o kleiner, armer Titian!

## 5.

## Der stolze Sohn.

Ein berühmter Gottesgelehrter hatte einen Sohn, den man mehr aus Achtung für seinen Vater, als seiner eigenen Verdienste wegen, zum Doctor machte. Er kam mit einer stolzen Einbildung seiner Größe von der hohen Schule zurück. Als er hierauf einst mit seinem verdienstvollen Vater spaziren gieng, war er so unverschämt, die Oberstelle zu verlangen. „Der Rang gebühret mir, sagte er zum Vater, weil ich nun Doctor bin, und Sie nur Prediger.“ Du hast Recht, sagte der Alte in väterlichem Eifer, der Esel geht immer vor seinem Treiber her.

## 6.

## Martin Salier.

Cölius Sekundus Curio, welcher zu den Zeiten der Reformation lebte, war durch Luthers, Zwinglis und Melanchtons Schriften zu einer bessern Erkenntniß in der Religion gelangt, und entsagte dem Pabstthum. Der Kardinal Sfondrata machte ihm darüber Vorwürfe, und schickte ihn mit Empfehlungsschreiben nach dem Kloster des heiligen Benignus, wo er wieder zur alten päbst-

lichen Kirche zurück gebracht werden sollte. Aber als er sah wie groß in diesem Kloster der Zulauf der Pilgrimme zu den Gebeinen der Märtyrer war, suchte er viele derselben heimlich durch seinen Unterricht davon abzuhalten. Unter diesen befand sich auch ein junger Reisender, Namens Martin Salier.

Dieser trug eines Tages Melanchtons Locos communes in der Hand, als er unerwartet durch den Anblick eines wilden Thieres, da er sich gerade auf einem Spaziergange befand, in Schrecken gesetzt wurde. Dieser Zufall setzte dem jungen Menschen so zu, daß er sich in der größten Eile in das benachbarte Franziskaner-Kloster flüchtete. Die Erscheinung des vermeinten Ungeheuers schrieb die Mönche, einzig und allein Melanchtons Buch zu. Voll abergläubischer Furcht also übergab Salier dasselbe sogleich dem Feuer, und für immer schwur er die Lehre ab, die ihm Cölius beigebracht hatte.

## 7.

## Der kleine Heuchler.

Ein Knabe konnte einmal die Nacht, vermuthlich weil er zu viel gegessen hatte, nicht einschlafen. Um sich aber die Langeweile zu vertreiben, nahm er die Bibel, und fieng so laut an zu lesen, daß sein Vater darüber erwachte. Als der Knabe die-

ses merkte, sagte er zu ihm: „sehen sie, lieber Vater, wie meine Brüder schlafen, ohne an Gott zu denken;“ mein Sohn, antwortete der Vater, es wäre besser du schliefest, als daß du wachest, um die Fehler deiner Brüder zu bemerken.

## XII.

## Muthwille und Unbescheidenheit, List und Verschlagenheit.

### 1.

### Schüler-Muthwille.

Der Diakonus Trescho — durch seine ascetischen Schriften bekannt, — macht von dem Rector Grimm zu Moringen, folgende Schilderung: Grimm, (ein Wortspiel mit seinem Namen zeichnet zum Theil seine Lehrersitten,) war etwas finster, durch eine schwarze Perücke noch finsterer gemacht, von bleicher Gesichtsfarbe und hatte nichts Empfehlendes für Schüler. Er besaß viele Kenntnisse, lag seinem Amte mit musterhaftem Fleiße ob, und hätte, wär es ihm erlaubt gewesen, selbst einen Theil der Nacht hindurch seine Schüler unterrichtet. Latein und etwas Griechisch, Geschichte und Erdbeschreibung der Jugend beizubringen, hatte er durch lange

Uebung gelernt, — doch mehr nur als Gedächtnißsache, als daß Verstand und Urtheilskraft dabei geübt worden wären. Auf Veredlung des Herzens und Verfeinerung der Sitten konnte er weiter nicht wirken, als daß er, nebst der gewöhnlichen Belehrung von den Pflichten der Jugend, nicht die geringste Unsittlichkeit vergab. Ohne Peitsche und Ruthe konnte sich der gutmeinende Mann nicht behelfen. Hierin bestand, wie er glaubte, die Schuldisciplin. Indessen zog er doch für bürgerliche Metiers brauchbare Jünglinge auf. Nur mußte er, ob er wohl ein Mann von unsträflichem Wandel war, wegen seiner allzustrengen Schulzucht, oft Verdruß und Spötterei leiden.

Einem leichtsinnigen Schüler begegnete einst ein Bauer auf der Straße, der Schaf- und Kälberfelle trug, und ihn fragte, wo ein Rothgerber wohne, bei dem er seine Felle könne ausarbeiten lassen? Der Knabe wies ihn in die Schule und sagte: „klopft da an, so werdet ihr den Rothgerber finden!“ Vermuthlich hatte der Rector Grimm des Knaben Rücken kürzlich roth geschlagen. Da der Bauer an der Thüre klopft, kommt Grimm heraus und fragt verdrüßlich, was er verlange? Er wies ihm seine Felle und sagte, da er einen Rothgerber suche, so habe ihn ein Knabe hieher gewiesen. Grimm fühlte den Stich, und jagte den Bauer fort. —

2.

## Düpont,

Napoleons Jugendfreund, in der Folge französischer General.

Düpont war ein überaus heftiger, verwegener bis zur Tollheit rascher Jüngling. Um eine Handlung zu vollbringen, die ihm einigen Ruhm verschaffte, würde er das ärgste Wagestück nicht zu gewagt gehalten haben. Als er einst als Zögling in der Pariser Militärschule mit andern Schülern in der Ebene von Montmartre spazieren gieng, wo sich sehr viele Steinbrüche befinden, näherte er sich ganz kaltblütig einer Oeffnung, sprang mit gleichen Beinen auf den Wellbaum, den man quer über die Oeffnung gelegt hatte, um die Steine heraufzuwinden, verweilte da einige Minuten, und sprang dann auf den andern Rand hinüber, wobei er denn mit einer beispiellosen Verwegenheit sich der Gefahr blosstellte, in eine Tiefe von 200 Fuß hinab, auf einen Klumpen von Steinblöcken zu stürzen, und den Hals zu brechen.

3.

## Johann Gottfried Seume.

Seume war in seiner Jugend Schüler und Kostgänger bei dem alten Rector Korbinsky in Borna, ohnweit Leipzig. Er erzählt aus seinen Jugendjah-

ren: Einmal waren wir einem Vogelsteller in den Dohnenstrich gerathen, hatten die Krammetsvögel ausgenommen, und Frösche dafür eingehängt. Der Schnellfuß überraschte uns; der Spott verdroß ihn mehr als der Schaden; ich war weit voraus, die andern kamen mit einigen Kopfnüssen durch; ich als der auctor facinorum, (der Urheber dieser Streiche,) sollte eine exemplarische Züchtigung haben. Aber durch viele Umschweife und große Anstrengung kam ich glücklich nach der Stadt.

Die Krammetsvögel durften wir nicht mit nach Hause bringen; blos der Schwank belustigte, und mit vieler Mühe stellten wir ihm sein Eigenthum wieder zu, und beschwichtigten ihn durch Bitten, nicht klagbar bei dem Rector gegen uns einzukommen.

Ein andermal hatten wir ein Vergnügen, das dürre Laub von den Bäumen anzuzünden und ein Freudenfeuer zu machen. Einmal versahen wir es, die Flamme schlug um sich und es drohete ein gewaltiger Waldbrand zu werden, als zu unserm Glücke der Wind sich noch wendete. — Der Rector, aus solchen Stückchen schließend, ich würde ein Taugenichts werden, wenn ich nicht bald weiter käme, hatte wohl Recht. Aber ich hätte es auch in die Länge nicht ausgehalten; sondern wäre ganz gewiß auf und davon gelaufen. Keine Lage ist peinlicher, als wenn der Geist Bedürfnisse hat, die nicht erfüllt werden, und doch erfüllt werden könnten und

sollten. Was vorkam waren mir abgedroschene Dinge, und nur selten hatte der Rector Zeit mit mir besonders sich zu beschäftigen.

Seume erzählt ferner aus seinen Jugendjahren: Ich kann nicht umhin, trotz der Ehrlichkeit meines Wesens, die Diebesneigung meiner Natur in allerlei Kleinigkeiten anzuklagen. Meine Jugend ist voll davon. Man hätte mich unter Goldhaufen sicher lassen können, ich hätte nichts angerührt, aber in dem Garten war, trotz aller Verbote, doch selten ein Apfelbaum, den ich nicht verstohlen decimirte. Wenn wir Geschwister Borstorferäpfel zum Braten in der Röhre hatten und sie nun vollendet gut waren, verzehrte ich sehr bald die meinigen und wuste dann die übrigen mit dem Federmesser so zu öffnen, daß der genießbare Inhalt mir zu Theil ward. Griff man sie sodann an, fffff ging die eingeschlossene Luft ins Weite und die Schale war leer.

Wenn ich in die Wurstkammer kommen konnte, wo alles hübsch an Stangen hieng, schnitt ich wohl in der Mitte der Wurst etwas heraus, und spickerte sie mit einem Hölzchen wieder ganz. Wegen dergleichen Streichen gab es viele strenge Moralen, und auch wohl thätliche Züchtigungen. Nur erst, nachdem ich die Begriffe ernster achten lernte, und das Unstatthafte der Unart einsah, gewöhnte ich mir diese otaheitische Sitte ab. Wenn jeder sich diese Kleinigkeiten erlauben wollte, würde dem Eigenthümer bald wenigstens nicht der beste Theil zurückblei-

ben. Bei gewissen Gelegenheiten ist Strenge hierin keine Ungerechtigkeit.

4.

## Friedrich Freiherr von der Trenk.

Trenk, damals auf der obersten Staffel des irdischen Glücks in Rußland, befand sich auf der Reise nach Wien, um daselbst eine sehr bedeutende Erbschaft anzutreten, und machte seinen Weg zu Wasser über Holland, wo ihm in Amsterdam folgender Zufall begegnete, der ihm leicht das Leben hätte kosten können.

„Ich sah zu, schreibt er, wie die Harpunier, welche zum Wallfischfange ausfuhren, sich mit ihren Harpunen oder Wurfspießen übten. Die meisten waren berauscht. Einer unter ihnen, Namens Hermann Rogaar, ihr berühmtester Händelmacher, und renomirt im Messerschneiden, trat höhnisch zu mir, spottete über meinen türkischen Säbel, den ich an der Seite trug, und wollte mir endlich einen Nasenstüber geben; ich stieß ihn zurück; der Kerl warf mir die Mütze vor die Füße, zog sein Messer und forderte mich zum Zweikampf heraus; hieß mich einen Aapen Röcker, und fragte, ob ich ein C. ein Gatge, oder ein Krüys im Gesicht haben wollte — d. i. — ob ich einen krummen, einen geraden, oder einen Kreuzschnitt forderte. Ich fand mich einmal in einer edeln Gesellschaft; — hier war also kein anderes Mittel, als Raufen oder Davonlaufen. Der

baumstarke ungeheure Kerl schimpfte, und ward kühner. Ich wandte mich zu den Umstehenden, und forderte ein Messer. Nein, nein, rief mein Ausforderer: — Nimm du nur dein großes Messer, welches du an den Hüften trägst; — ich wette 12 Dukaten, du sollst dennoch deinen Schnitt in die Backen haben. — Gleich zog ich vom Leder. — Er gieng mir mit seinem Messer zu Leibe. — Mit dem ersten Hiebe flog es aber nebst der Hand auf die Erde, so daß das Blut mir gerade auf den Leib spritzte. Hier erwartete ich mein Ende, denn ich fürchtete, vom Pöbel zerrissen zu werden; erstaunte aber, da alles jauchzte, mir Vivat zurief, und mich den Held, den Ueberwinder des unüberwindlichen Hermann Rogaar hieß. Dieser wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit allgemein gefürchtete Kerl ward ausgelacht. — Ein Handelsjude, der ein Zuschauer war, führte mich aus dem Gedränge, und der Pöbel begleitete mich mit Bewunderung bis in meinen Gasthof. Dieser Zweikampf, der mir in Holland Ehre machte, hätte mich anderswo geschändet. Ein Mann, welcher einen türkischen Säbel zu führen weiß, wird gewiß an einem Tage hundert Rogaare mit einem Messer in der Hand verstümmeln. Indessen spiegle man sich an dieser Geschichte."

Trenck hätte durch seinen Vorwitz auch leicht unglücklich werden, und in Pöbels Hände gerathen können! Denn wer sich unter die Träber mischt, den fressen die Schweine. Sein Vorwitz zog Tren-

cken öfters Händel zu, denen er durch eine frühzeitige Ueberlegung hätte ausweichen können. Er verließ sich aber allezeit auf sein Glück im Unglücke, und sah meistens die Gefahr erst dann, wenn sie bereits überstanden war.

## 5.

### Trau, schau, wem!

Vertraue dich nicht einem jeden an, den du nicht genau kennst. Für erwiesene Wohlthaten, die man öfters einem Unbekannten erzeigt, erndtet man nicht selten den schändlichsten Undank ein, wie nachfolgender Vorfall beweist.

Derselbe Trenck nahm auf seiner Reise aus Holland nach Wien, im Haag einen Herrn v. Schenk mit in seinen Wagen und Logis. Dieser Undankbare der Trencks Bekanntschaft gesucht hatte, befand sich in demselben Gasthof wo Trenck logirte, und bat ihn, daß er ihn bis nach Leipzig mitnehmen möchte, weil er nach Sachsen zu reisen gedenke. Trenck nahm ihn umsonst mit. Da er aber in Hanau früh Morgens aus dem Bette aufstand, um weiter zu reisen, war seine Uhr, mit Brillanten besetzt, ein Ring, am Werthe von 2000 Rubel, eine Tabacksdose mit dem Portrait seiner besten Freundin in Moskau und sein Beutel mit ungefähr 80 Dukaten vom Nacht-Tische gestohlen, und Schenk unsichtbar! — Der Schurke, dem

Trenck nichts als Gutes erzeigt hatte, war nicht mehr zu erhaschen.

## 6.

### Friedr. Wilh. Freiherr v. Seydlitz,
Königl. Preuss. General; geb. im Febr. 1722. gestorb. im Jahr 1773.

Seydlitz zeigte schon in seinem 12. Jahre, daß er Anlage hatte, ein gewandter Reiter zu werden, denn in einem so frühen Alter überraschte ihn einst sein Vater, als er zu seiner Uebung, ohne Zeugen, zwischen den schnell herumgetriebenen Flügeln einer Windmühle durchjagte. Aber wie leicht hätte er seinen Muthwillen mit dem Leben büßen können. Die Jugend erinnre sich doch bei solchen Wagestücken an das Sprüchwort: Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt in Gefahr oft um.

## 7.

### Valentin Jamerai Düval,
Kaiserl. Bibliothekar und Aufseher über das Münzkabinet zu Wien.

Düvals Thätigkeit begnügte sich an kindischem Zeitvertreibe nicht. Seine lebhafte Phantasie beschäftigte ihn, der an frühes Aufstehen und Wachen, wenn seine Cameraden im tiefen Schlafe lagen, ge-

wöhnt war, mit mancherlei Gegenständen. So hatte er bemerkt, daß die Weiber im Dorfe ihre Winterabende in des Richters Hause zubrachten, und wußte, daß sie sich da häufig mit Gespenstergeschichten unterhielten, wovon alsdann die meisten beim Nachhausegehen den Kopf voll hatten. Dies lockte ihn, ihnen ein Stückchen nach seiner Art zu spielen. Er stahl sich Nachts gegen 11 Uhr auf den, des Richters Haus gegen über gelegenen Kirchhof, suchte eine Anzahl der vollständigsten Todtenköpfe aus, stellte sie dem Hause gegen über auf die Kirchhofmauer in Ordnung, und that unter jeden derselben ein kleines brennendes Lämpchen, wodurch sie bald alle in Feuer zu stehen schienen. Der glückliche Fortgang seines Einfalls entzückte ihn. Der erwünschten Wirkung gewiß, erwartete er versteckt den Augenblick, da die Spinnerinnen nach Hause gehen würden. Es währte nicht lange, so genoß er das boshafte Vergnügen, das er sich im voraus versprochen hatte. Sie kamen und brachen, von dem Anblick eines so scheußlichen Schauspiels mit Schrecken und Abscheu erfüllt, in lautes Geschrei aus. Einige fielen in Ohnmacht, die übrigen retteten sich in der größten Unordnung, und mehr todt, als lebendig mit der Flucht. *)

*) Aus dem Leben Düvals, vom Herausgeber des Tugendspiegels, neu bearbeitet; bei Huber und Comp. in St. Gallen 1812.

## 8.

## J. Georg Scheffner.

Der berühmte Königsberger Philosoph Kant, der bekanntlich kein großer Freund von Ordnung und Säuberlichkeit in seiner Studirstube war, und nach dem alten Sprüchwort: **Philosophus nón curat**, vieles übersah und nicht bemerkte, was Manchem sogleich auffiel der in seine Stube trat, hatte es gleichwohl nicht gern, wenn man ihn etwa zuweilen auf das eine oder andere aufmerksam machte, was **contra decorum** (gegen den Anstand) war. —

Scheffner hörte bei ihm philosophische Collegia, und war einst vorwitzig genug, sich über den Staub und Rauch, welcher an den Wänden des Zimmers hing, lustig zu machen. Er that einige Züge mit dem Finger an der Wand, wodurch der weiße Grund wieder sichtbar ward. Kant, der diesen Vorwitz bemerkte, sagte: Freund, warum wollen sie den Alterthumsrost zerstören? Ist eine solche von selbst entstandene Tapete nicht besser als eine gekaufte?

## 9.

## Michael v. Montagne,

geb. im Horn. 1533. gest. im Sept. 1592.

Der Trieb zum Reisen und Herumschwärmen äußerte sich bei diesem, nachmals durch seine Reisen

so berühmten Gelehrten, schon in seinem Knabenalter. Er entwich heimlich aus dem Palaste seines Vaters, wo man alle seine Wünsche befriediget hatte, und diente neun Monate als Schornsteinfegerjunge. Das elende Leben, die schlechte Kost, die zerrissene Kleidung, die Prügel die es zuweilen gab, nichts machte ihn seiner Laune ungetreu. Man entdeckte ihn, nahm ihn wieder in das väterliche Haus auf, und that alles, ihn von seiner Thorheit zu heilen. Umsonst! Er entfloh als Schiffsjunge nach Lissabon, von da begab er sich nach Spanien, welches er als Knecht eines Mauleseltreibers durchzog, und sich auf diese Weise zu seinen künftigen großen Reisen vorbereitete.

## 10.

### Thomas Platter,

Rector an der Burgschule zu Basel; geb. 1499. gest. im Jenner 1582.

Platter war in seiner Jugend eine Zeit lang Famulus bei Professor Mykonius in Zürich. Als solcher hatte er auch das Amt, in der Schulstube, in welcher Mykon seine Vorträge hielt, einzuheitzen; doch begegnete es ihm öfters, daß es am Holz gebrach. Er bemerkte sich also diejenigen Personen, welche aus der Bürgerschaft seines Lehrers praktische Lehrstunden über das Neue

Teſtament beſuchten, und ihren Holzvorrath vor den Wohnungen aufgeſchichtet hatten. Bei dieſen ſprach er um Mitternacht ein, und verſah ſich mit Holz zum nöthigen Gebrauch. Eines Tages da es wieder am Holz fehlte, Zwingli aber noch vor Tages-Anbruch beim Frauen-Münſter die Frühpredigt zu halten hatte, und es eben zur Kirche läutete, — ſo erzählt er dieſen Vorfall ſelbſt — dachte er bei ſich ſelbſt: „Du haſt ſchon wieder kein Holz; und ſind ſo viele Götzen (Heiligenbilder) in der Kirche? Weil noch Niemand da war, gieng ich in die Kirche zum nächſten Altar, erwiſchte einen Johannes, nahm ihn in die Schule, und ſprach zu ihm: Jäggli, nun bück' dich, du mußt in den Ofen, ob du ſchon Johannes ſollteſt ſeyn. Als er anfieng zu brennen, gab es große übelriechende Blattern von den Oelfarben; ich dachte: nun halt ſtill, rührſt du dich, das du aber nicht thun wirſt, ſo will ich das Ofenthürlein zuthun, und du mußt nicht heraus, der Teufel trag dich denn heraus. Indem kommt Mykonii Frau; als ſie zur Kirche in die Predigt gehen wollte, und zunächſt bei der Ofenthüre vorüber gieng, ſprach ſie: Gott geb' dir einen guten Tag, mein Kind; haſt du geheitzt? Ich thät das Ofenthürlein zu, und ſagte: Ja Mutter, ich hab' ſchon verheitzt; ich wollt's ihr nicht ſagen, ſie hätte mögen ausſchwätzen, denn wenn es wäre auskommen, ſo hätte es mich dazumal mein Leben gekoſtet."

„In der Schulstunde sprach Mykonius: Custos, du hast heute wohl Holz hineingethan. Ich meinte bei mir selbst: Johannes hat das Best gethan. Da wir die Messe singen sollten, geriethen zween Pfaffen an einander; der, dem der Johannes gehörte, sprach zu dem andern: du lutherischer Ketzer, du hast mir meinen Johannes gestohlen. Das trieben sie eine gute Weil. Mykonius wußte nicht was das wäre, aber Johannes wurde nicht mehr gefunden; ich hab' das auch keinem Menschen nicht gesagt, bis etliche Jahr hernach, da Mykonius Prediger in Basel war, da hat er sich über meine Frechheit verwundert, und ist eingedenk worden, wie sich die Pfaffen mit einander gebalget hatten."

## 11.

### Hans Holbein,

Maler; geb. 1498. gest. 1554.

Als Holbein eines Tages des Erasmus Werk: betitelt: encomium moriae, (Lob der Narrheit), welches damals noch neu war, und vieles Aufsehen machte, mit seinem Freunde Oswald Mülker von Luzern, der in Basel Lehrer war, durchblätterte, und dieser ihm den lateinischen Text erklärte, gefiel es ihm so wohl, daß er einige Figuren an den breiten Rand zeichnete, und solches mehrere Abende fortsetzte, bis er das Buch mit 83 Federzeichnungen

angefüllt hatte. Unter diesen Zeichnungen war auch Erasmus selbst, schreibend an seinem Pulte; und zu seiner nähern Bezeichnung hatte Holbein noch dessen Namen hinzugesetzt.

Als Erasmus das Buch zu sehen bekam, fand er große Freude daran, und rief, als er sich selbst erblickte: O, wenn ich so aussähe, nähm' ich noch eine Frau; kehrte aber das Blatt um, und schrieb als Wiedervergeltung zu einer der nächst folgenden Figuren, wo ein Zecher ein Mädchen umarmt, den Namen Holbein. *)

Dieser Scherz gab Anlaß zu dem Gerede über Holbeins leichtsinnigen Lebenswandel, welches sogar seine spätern Lobredner benutzten, um die Vollkommenheit seines Genies, das nicht einmal des Fleißes bedurft habe, desto lauter zu preisen. Aber was der muntere Erasmus in sein Lob der Narrheit

*) Dieses Exemplar des encomii moriae von Erasmus, kann noch diese Stunde auf der Universitätsbibliothek in Basel gesehen werden. Karl Patin, (Arzt und Alterthumsforscher) ließ diese Zeichnungen vom Maler Stettler aus Bern abzeichnen, von dem damals geschätzten Kupferstecher Merian in Frankfurt a. M. stechen, und das ganze Werk zu Basel im Jahr 1676 drucken, wovon 1780 vom Haas in Basel eine neue Auflage veranstaltet wurde. — Auf der dasigen Bibliothek finden Liebhaber noch mehrere schätzbare Gemälde von Hans Holbein.

schrieb, hätte nicht so ernst sollen aufgenommen werden; und was der nüchterne, stille Gelehrte an dem sinnlich kräftigen jungen Maler zu tadeln fand, mag allerdings seine subjective Richtigkeit gehabt haben, ist aber noch kein Zeugniß grober Liederlichkeit. Freilich sind auch durch Tradition ein paar Anecdoten aufbewahrt und verbreitet worden, die ihn als einen lustigen Gesellen bezeichnen. Er habe seine Schulden im Wirthshaus zur Blume mit dem Bemalen einer Wand getilgt; und als er es zum zweiten mal thun, der Wirth aber nicht zugeben wollen, habe er die Schuld mit Geld bezahlt, und das Gemälde, welches dem Wirth viele Kunden zugezogen, wieder durchgestrichen. — Das widerlegt sich ja aber von selbst; denn er, von dem die gleichen Erzähler sagen, er habe nie gemalt, als wenn er kein Geld besaß, hatte ja jetzt Geld, und brauchte also nicht seine Malerdienste anzubieten; auch wird ein Wirth schwerlich etwas hinwegschaffen lassen, das ihm Kunden zuzieht!

Als Holbein, erzählt man in Basel ferner, die Apotheke auf dem Fischmarkt malte, begab er sich öfters auf die Fischerstube, wo guter Wein geschenkt wurde, und um von dem Hausherrn nicht bemerkt zu werden, malte er unter dem Gerüst seine herabhängenden Beine so wahr auf die Mauer, daß man unten glaubte, er sitze wirklich droben. — Dies ist aber gerade nichts Liederliches, wenn der Spaß auch wahr ist. Holbein mußte sich ja Zeit neh-

men, wenn er etwas ordentliches liefern sollte, und wenn er eben zu rechter Zeit einen guten Freund in das Weinhaus spazieren sah, folgte er nach.

## 12.

## Dü Perron.

Dü Perron stand in seiner Jugend in besonderer Gnade bei dem König Heinrich III. von Frankreich, aber er verscherzte sie durch eine Unbesonnenheit, die ihm nicht zur Ehre gereichte. Dieser junge Mensch, der keine Gelegenheit vorbeiließ, sich ein Ansehen zu geben, und der sogleich von jeder Materie zu sprechen bereit war, widerlegte einst in Gegenwart des Königs die Atheisten auf eine sehr bündige Weise. Dieser Prinz lobte ihn, daß er die Existenz Gottes mit so starken Gründen bewiesen hätte. Dü Perron war so unverschämt, dem König zu sagen, daß wenn Sr. Majestät ihm morgen Audienz geben wollten, er das Gegentheil mit eben so starken Gründen beweisen wollte. Von diesem Augenblick an, verabscheute der König diesen jungen Menschen.

## 13.

## J. Christ. Brandes,

Schauspieldichter, geb. im November 1735 — gest. im November 1799.

Das Leben dieses Mannes war selbst ein sehr buntes Schauspiel, das bei manchen reizenden und

lachenden Scenen, doch weit mehr düstere und tragische Auftritte enthält.

Seine Eltern waren unbemittelt, und kamen je länger je mehr in ihren Glücksumständen zurück. Der väterlichen Zucht und Aufsicht ganz beraubt, und noch weniger durch das väterliche Beispiel zur nützlichen Lebensthätigkeit angeleitet und ermuntert, gerieth seine Erziehung in lauter ungeschickte, fremde Hände. Er sollte bei einem Kaufmanne in seiner Vaterstadt Stettin die Handlung lernen, und ward von seinem Lehrherrn sehr gut behandelt. Weil man ihm aber zu kleinen Ausgaben kein Taschengeld bewilligte, so erlaubte er sich, so sehr sich auch anfangs sein Herz dagegen sträubte, einige Veruntreuungen an kleiner Münze, die er zu Näschereien und zum Ankauf allerlei Romane verwendete. Diese Lectüre wurde bald bei ihm so leidenschaftlich, daß er ganze Nächte damit zubrachte.

Durch das Lesen von Robinson Crusoe, der Insel Felsenburg, dem amerikanischen Freibeuter, und andren abenteuerlichen Schriften, fieng er an sein Vaterland zu verachten, und sich nach jenen, oder ähnlichen glücklichen Ländern zu sehnen. Vier Jahre die er noch als Lehrling in der Handlung zubringen sollte, schienen ihm eine Ewigkeit; er beschloß daher heimlich davon zu gehen, und mit dem ersten besten Schiffe nach Holland zu reisen. Um sich das nöthige Geld zur Reise zu verschaffen, schlug er nach und nach einige Thaler, und zuletzt

die Summe von vierzehen Thalern unter. Der Betrug ward entdeckt; der unglückliche Jüngling mußte seine Vaterstadt mit dem Rücken ansehen, und sehr lang hülflos herum irren, gerieth an den Bettelstab, und in so großes Elend, daß er mehr als einmal im Begriff war, sich aus Verzweiflung das Leben zu nehmen.

Nicht ohne innige Theilnahme kann man in der Geschichte seines Lebens die Menge widriger Begegnisse lesen, die ihn, von seiner Flucht aus der Vaterstadt an, Schlag auf Schlag trafen. In einer Dichtung würde es kaum begreiflich seyn, wie sich ein so ganz verlassener, so ganz hülfloser junger Mensch, durch solch ein unabläßiges Gedränge von widrigen Schicksalen, harten Behandlungen, und heftigen Angriffen des Körpers habe hindurch arbeiten und in einer so anhaltend mißlichen, bis zum Geschäfte des Schweinehüters erniedrigten Lage, noch alle die Keime von Edelsinn und männlicher Stärke habe behalten und bewahren können, deren er für seine spätern Erfahrungen und bessern Umstände bedurfte. Er hat am Schluß seiner irdischen Laufbahn die Geschichte seines Lebens der Welt in drei Bänden mitgetheilt, und niemand, der eine unterhaltende, an romanhaften Begebenheiten reiche Lectüre wünscht, wird das Werk unbefriediget aus den Händen legen.

## 14.

## Der verschmitzte kleine Afrikaner.

Ehe wir den listigen verschmitzten Streich des kleinen Afrikaners, welchen wir aus Burkhardts Reisen an den Ufern des Niels, entlehnt haben, erzählen, müssen wir zum Verständniß des Ganzen erst folgendes vorausschicken.

Burkhardt bemerkt, ein Europäer könne sich gar keine Vorstellung von der Menge Wasser machen, die man auf einer Reise durch die Afrikanischen Wüsten zum Trinken, Kochen und Waschen, besonders aber zum Löschen des Durstes des Reisenden braucht, dessen Gaumen durch die Einwirkung des heißen Bodens und der heißen Luft beständig wie verbrannt ist, der vielleicht seit mehrern Tagen auf eine kleine Portion Wasser beschränkt gewesen ist, und der von Nahrungsmitteln lebt, die von Mehl und Butter zubereitet, und darauf berechnet sind, im höchsten Grade Durst zu erregen.

Burkhardt aß daher in den Tagen des Wassermangels wenig Fleisch, weil ihn dasselbe immer sehr durstig machte. Eines Tages hatten die schwarzen Kaufleute, in deren Gesellschaft er reiste, ein Schaaf geschlachtet, welches unter die Gesellschaft getheilt ward. Burkhardt aß nichts davon. Ein Knabe, den der Durst plagte, kam mit einem Knochen zu ihm, den er eben abgenagt

hatte, und bot ihn Burkhardten mit der Bemerkung an: er wolle ihm denselben geben, wenn er ihm einen Trunk Wasser dafür geben wolle. Er setzte zugleich hinzu, der beste Theil des Fleisches sei noch daran; sein Herr habe nach Gangerab geschickt, und wenn die Wasserschläuche gefüllt wieder kämen, so verspreche er ihm treulich den Trunk wieder zu erstatten. Die Gierigkeit des kleinen Burschen, mit der er seine Portion Fleisch verschlang, nebst seinem Versuche, Burkhardten zu hintergehen, indem er ihm den Knochen anbot, und ihm etwas versprach, von dem er wohl wußte, daß er es nicht würde halten können, stellte ein Gemälde des morgenländischen Characters aus dem gemeinen Leben so vollkommen dar, als man es nur zeichnen konnte; sein Kunstgriff gelang ihm jedoch nicht, denn Burkhardt trank mit seinem Sclaven den letzten Tropfen Wasser aus, der noch im Schlauche war.

## 15.

### Schakespear,
der englische Dichter.

In seiner frühern Jugend hatte Schakespear das Unglück in böse Gesellschaft zu gerathen. Unter seinen Gesellschaftern waren einige die oft Wilddieberei begiengen, und mit welchen er auch eines Tages den Park eines Edelmanns beraubte, dieser

verfolgte unsern Schakspear, wie er sich einbildete, mit zu großer Strenge, und er machte daher aus Rache ein Sinngedicht auf ihn. Dieses soll so bitter ausgefallen seyn, daß er deshalb noch heftiger verfolgt wurde, und sich genöthiget sah seinen Gebuttsort zu verlassen, und sich nach London zu flüchten. Inzwischen ward dieses Sinngedicht, und seine Flucht glücklicher Weise die Gelegenheit, wodurch er als eines der größten Genies in der dramatischen Dichtkunst bekannt wurde.

## 17.

## Ramus,

### ein Philosoph des sechzehenden Jahrhunderts.

Ramus, war als ein kleiner Knabe ohne Wissen seiner Eltern in den Keller gegangen, und hatte so übermäßig getrunken, daß man ihn ohne Verstand und halb todt vor dem Faße liegend fand. Von dieser jugendlichen Ausschweifung rührt es her, daß er sein ganzes Leben hindurch einen ungewöhnlichen Abscheu vor dem Weine behielt.

## XIII.

## Jugendliche Ruchlosigkeit.

### 1.

### Gräbe.

Im Jahr 1733 verreiseten im Juni, zu Forste in der Niederlausitz, zwei junge Musquetiers, welche Urlaub erhalten hatten, und deren einer Gräbe, der andere aber Zimmermann hieß. Indem sie ihren Weg fortsetzten, ereilte sie ein heftiges Gewitter, während dem sie zu einem kleinen Hirtenknaben kamen, den sie betend fanden. Der Knabe lag auf seinen Knien, hielt seinen Hut in der Hand und flehete herzlich zu Gott. So rührend der Anblick seyn mußte, so hatte doch einer der Soldaten, Gräbe, die Frechheit zu ihm zu sagen: Junge, setze deinen Hut auf, oder der Donner wird ihn in Stücken schlagen. Allein kaum waren sie zehen Schritte vom Knaben entfernt, so traf der Donner den Spötter — sein Hut flog weit von ihm weg, und er selbst fiel entseelt zu Boden.

### 2.

### Garcias,
der Brudermörder.

Cosmus II. Herzog zu Florenz, hatte zween Söhne: der eine hieß Johann, der andere Gar-

cias. Johann war ein stiller, tugendhafter, liebenswürdiger, junger Mensch, der in seinen frühen Jahren schon die Cardinalswürde erhielt. Garcias hingegen ein ungestitteter, wilder, grausamer Mensch. Cosmus liebte den Johann, und darüber war Garcias eifersüchtig und verabscheute seinen Bruder. Der junge Cardinal war achtzehen Jahre alt, Garcias aber erst fünfzehen. Als sie eines Tages mit einander auf der Jagd waren, zog Garcias seinen Bruder nach einem abgelegenen Gehölze, fieng einen Zank mit ihm an, und stieß ihm den Dolch in die Brust, daß Johann auf der Stelle todt blieb. Garcias kehrte zufrieden und ruhig nach dem Palaste seines Vaters wieder zurück. Einige Stunden nach dieser abscheulichen That meldete man dem Cosmus, daß das Pferd seines Sohnes ganz allein wieder gekommen wäre. Cosmus schickte Leute aus, gieng auch selbst mit einigen, um seinen Sohn aufzusuchen, und kam endlich in das Gehölze. Welch ein Anblick für den unglücklichen Vater! Er sah seinen Sohn in seinem Blute liegen. Der Herzog errieth sogleich den Urheber dieser entsetzlichen That, ließ den todten Leichnam in seinen Palast tragen, in sein Bett legen, und die Vorhänge zuziehen. Hierauf ließ er den Garcias rufen, und stellte ihn wegen dieses Mordes zu Rede: Garcias aber leugnete. Cosmus zog den Vorhang auf, hinter welchem der todte Körper des Johannes lag. Garcias

gerieth über diesen Anblick in Entsetzen und ward blaß: das Gewissen beunruhigte ihn dergestalt, daß er sich dem Vater zu Füßen warf, und die entsetzliche That gestand. Cosmus fiel dem Garcias um den Hals, und mit thränenden Augen rief er aus: o barbarischer Garcias, o mein Sohn! dennoch bist du mein Sohn. Dein Verbrechen ist abscheulich, und verdient den schimpflichsten Tod. Dein Richter verdammt dich; aber dein Vater will dir wenigstens die Schande ersparen auf der Blutbühne unter den Händen des Henkers zu sterben. Mit diesen Worten durchstach der Vater den Garcias mit eben dem Dolche, dessen sich dieser Grausame einige Stunden vorher gegen seinen Bruder bedient hatte. Cosmus sagte von der Todesart seiner beiden Söhne nichts, und ließ sie aufs prächtigste begraben; ihre Mutter starb wenige Tage nachher vor Gram.

## 3.

## Der betrunkene ruchlose Knabe.

An einem Sonntag (den 27. October 1822) nahm ein Bauer von Lupfig, einem Dorfe im Kanton Aargau in der Schweiz, seinen erst zwölfjährigen Buben mit sich ins Wirthshaus. Nachdem beide hier schon geistige Getränke genoßen hatten, und sie Abends heim giengen, kehrte der Vater noch einmal in ein Wirthshaus ein, und beide zechten

abermals. In der Trinkstube saß unter andern ein neunzehnjähriger Jüngling, Hans Ulrich Brähm, von Lupfig, mit einem Freunde friedlich beim Glase Wein; da machte sich der zwölfjährige Bube, vom Wein übermüthig, an ihn, und neckte ihn, mit einer spitzigen Ruthe, mit der er ihn am Finger verwundete. Brähm wies ihn von sich. Als dieser nachher aufstand, um nach der Stubenuhr zu sehen, kam der Bube wieder, und neckte ihn abermals mit der Ruthe. Aergerlich entriß ihm Brähm dieselbe, und belegte ihn mit verdienten Vorwürfen. Da stach ihn der kleine Bube mit einem Messer tief in die linke Seite. Der Verwundete sank zu Boden, blutend, ohnmächtig, und gab zwei Tage darauf seinen Geist auf. Der junge Mörder wurde in den Kerker gesetzt.

## 4.

## Die junge Räuberbande.

Im Januar des Jahres 1822 hatte sich unter den Schulknaben der Armenschulen in Hamburg eine förmliche Räuberbande, nicht etwa zum Spiele und Spaße, sondern zum traurigen Ernste, gebildet. Eilf Knaben von zehen bis zwölf Jahren hatten sich zum Zwecke des Stehlens vereint, sich einen Hauptmann erwählt, und Signale und Zeichen zum Behufe ihres Handwerks erfunden. Sie hatten schon eine ziemliche Fertigkeit erlangt, denn sie

wußten behutsam Fensterscheiben auszunehmen, einen Auflauf zu erregen, um bei demselben im Trüben zu fischen, u. s. w. Ihr Signal war eine kleine Pfeife und ihr Sammelplatz der neue Adolphs-Platz, wo sie alle Abende nach den Schulstunden zusammen kamen, um auf neue Spitzbübereien zu denken, und sich ihre Arbeit für den folgenden Tag zutheilen zu lassen. Besonders kühn und listig zeigten sie sich am Christmarkt 1821, Dom von den Hamburgern genannt; fast alle Buden, auf demselben wurden von ihnen heimgesucht, und der erbeutete Raub einem Juden hingegeben, der ihnen eine Kleinigkeit dafür gab. Die Polizei kam aber endlich diesen kleinen Gaunern auf die Spur, alle wurden gerichtlich eingezogen, und entgiengen ihrer verdienten Strafe nicht.

## 5.

### Ernst Eismann,

von Schleiz, der Freundesmörder, starb 1780 auf dem Schaffot.

Eismann war der einzige Sohn rechtschaffener Eltern aus der jetzt fürstlich reußischen Residenzstadt Schleiz im Voigtlande gebürtig. Aber gerade der Umstand, daß er der einzige Sohn, und wie es leider so oft zu geschehen pflegt, von den Eltern verzärtelt, und ihm manche jugendliche Thorheit und Unbesonnenheit übersehen und bemäntelt wurde,

trug nicht wenig zu dem Unglück bei, in welches sich dieser ungerathene Sohn stürzte. Weil er sich keinem ordentlichen Berufe gewidmet hatte, jedoch seinem Stande — sein Vater war Burgermeister der Stadt, — gemäß leben, und alle Lustbarkeiten mitmachen wollte, so erforderte eine solche Lebensart mehr Geld, als er aufzubringen im Stande war. Doch wußte er sich vor der Welt hinter die Larve der Ehrbarkeit zu verbergen, und galt bei denen, die ihn kannten, blos für einen weltfälligen jungen Menschen, der sich schon noch mit den Jahren die Hörner ablaufen werde.

Zu seinen Jugendfreunden gehörte auch ein gewisser Basilius Joseph Hammer, gebürtig von Mühltroff, Kunst- und Schönfärber in Schleiz, der wohlhabend, arbeitsam, rechtschaffen, und bei Jedermann als ein stiller christlicher Mitbürger beliebt war, zu verwundern ist es, wie dieser sittsame, und in seiner Kunst überaus geschickte Jüngling, der fast alle Länder Europas durchreist, und sich mit mancherlei Erfahrungen und schönen Kenntnissen in seinem Fache bereichert hatte, an dem Umgang eines so lockern Menschen, wie Eismann war, Wohlgefallen finden konnte! Nur so viel wissen wir, daß Hammer seinen etwas liederlichen Freunde, der sich nicht selten in Geldnoth befand, oft aus Verlegenheiten gerißen, zuweilen auch abschlägliche Antwort gegeben, gleichwohl öfters noch um Mitternacht, wenn Eismann die Thüre ins

väterliche Haus schon verschlossen fand, aufgenommen, und wohl gar sein Bett gutherzig mit ihm getheilt hatte.

Bei solchen Anläßen mochte sich Eismann von dem Wohlstande seines Freundes überzeugt, auch wohl schon von Ferne den Gedanken, ihn gelegentlich zu berauben gefaßt haben. Da er aber sein Vorhaben ohne entdeckt zu werden, nicht füglich auszuführen wagen durfte, faßte er weil Hammer im Hause ganz allein wohnte, den weit schrecklichern Vorsatz, seinem Freunde lieber gerade das Leben zu nehmen, und sich dann seines Geldes zu bemächtigen; auf ihn werde wohl nicht so leicht Jemand einen Verdacht werfen.

In der Mitternachtstunde zwischen dem 11ten und 12ten October 1779 klopfte Eismann (was er schon öfters gethan) wieder bei seinem gutherzigen Freunde an, und bat mit dem Ausdruck: „Mach' auf, mein Papa ist im Bett," um Einlaß. Hammer der schon längst zur Ruhe war, öffnet unbesorgt die Thüre, und nimmt ihn zu sich in sein Bett. Kaum hatte er sich aber wieder dem Schlaf überlassen, als sich Eismann leise von seinem Lager erhebt, ein Messer herbei holt, und damit seinen schändlich getäuschten Freund überfällt, mit höllischer Furie ihm die Luftröhre durchschneidet, und noch andre gefährliche Wunden beibringt. Der Unglückliche sucht sich aufs äußerste zu wehren, will um Hülfe schreien, aber kann nicht; er will noch

alle Kräfte zusammen nehmen, aber sein Mörder hält ihm den Mund zu; er will beweglich um sein Leben bitten, er kann nicht reden, und windet sich erbärmlich! Nun ermattet er, ihm entgeht seine Kraft, sein Odem wird schwächer, er verblutet sich vollends, und entschlummert unter Seufzen, Aengsten und Röcheln.

Der im Hause wohl bekannte Mörder holt nun die sorgfältig verwahrten Schlüssel herbei, bemächtiget sich des Geldes, der Uhr und andrer Kostbarkeiten, legt alle Schlüssel genau wieder an Ort und Stelle, giebt dem Ermordeten das Blutmesser in die Hand, und will so der Welt glauben machen, als habe Hammer, der sich nach wenigen Wochen verehlichen wollte, durch Selbstmord sein Leben geendet. Jetzt verläßt Eismann die Wohnung des unschuldig ermordeten Freundes.

Aber der gute Ruf des wackern Jünglings, den man Tags darauf in seinem Blute liegen, und der Umstand, daß man alle Schlüssel an ihrem Orte aufgehoben, die Kasse aber leer fand, sagten deutlich, daß der Mörder und Dieb eine im Haus wohl bekannte Person müsse gewesen seyn. Jedoch auf Eismann fiel niemand alsbald; dieser hatte sogar die unbegreifliche Frechheit, am Begräbnißtage, da Unzählige aus Stadt und Land zur Todtenfeier herbei eilten, sich im Leichenhaus und am Sarge durch allerlei Dienste geschäftig zu zeigen, und Schmerz und Wehmuth gegen Verwandte und Bekannte zu

heucheln. Aber den Weg zum Grabe und zu Anhörung der tief eindringenden, die Herzen der Zuhörer heftig erschütternden Leichenrede, des allgemein beliebten, und durch tiefe Beredtsamkeit hoch geachteten Archidiakonus Franz, in der ehrwürdigen Bergkirche, — wagte der schändliche Mensch nicht. Er kannte das Feuer der Beredtsamkeit dieses großen Redners, das alle Herzen ergriff, und wußte, daß er an einem so heiligen Orte, und in der Begräbnißstunde, sich als Mörder ohnstreitig würde verrathen haben. Ja gewiß, die Worte, mit welchen sich der Leichenredner am Schluß seines Vortrags an den Mörder selbsten wandte, waren zu stark, um nicht diesen gleichsam zu Boden zu schmettern. „Wisse," heißt es unter andern darin, „wisse, du nach unschuldigem Blut dürstender Barbar! du mußt das allerverruchteste Gemüth von einem Menschen haben. Du hast ja noch den Frevel bewiesen und mit deiner unmenschlichen That recht gespielt! Du hast sie mit einem eiskalten Herzen verübet! Du gabst dem armen Ermordeten sein Messer in die Hand, als wenn er sich das Leben selbst verkürzet hätte! Du legtest ihn in seinem Bette, in seinem Blutbad, so ordentlich zu rechte, als wenn er auch so todtkalt wie du, sein Sterben erwartet hätte! Du wischtest dein blutiges Messer an sein Bett, als wenn du ein unvernünftiges Thier abgeschlachtet hättest! Du nahmst Licht und giengst von einer Stube zur andern, suchtest alle Schlüssel

und raubtest deinem Freund sein ehrlich erworbenes Geld, legtest die Schlüssel wieder an ihre Oerter, als wenn du der Herr selbst im Hause wärest. Aber heraus du Bluthund! Du heilloser Mensch! Fast steht mein Blut jetzt stille — so hast du, Mörder! mit deiner höllischen That gespottet? Aber wisse, Gott wird dich wieder spotten, mit Trübsal und Angst. Du hast deinen Freund zum Seufzen bewegt, — diese Seufzer werden dich Tag und Nacht vor Gott verklagen. Du hast sein unschuldig Blut so lieblos vergossen: dies Blut wird unaufhörlich um Rache wider dich schreien. — — Du hast dich an einem Hammer vergriffen. Der Hammer wird ganz gewiß Spieß und Nägel durch dein von Blut noch trunknes Herz treiben. Hier wird er wie Mühlsteine aufliegen und dir zu unerträglich schweren Centnern werden; er wird hämmern, so pochen, daß dir das Herz im Leibe bebt. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und nicht sicher seyn. Jedes rauschende Blatt wird dich erschrecken, und die Rache Gottes dich verfolgen. Bebend wirst du dein Leben zu erhalten suchen, dein Brod und dein Trank wird dir aber immer wie Gift und der Tod in deinem Gefäße seyn. Das Bild, der Geist des Erschlagenen wird immer vor deinen Augen stehen; er wird dich unaufhörlich fragen: was hab' ich dir gethan, und womit hab' ich dich beleidiget? warum hast du mich umgebracht? Du willst des Nachts Ruhe haben und schlafen; merkst du es nicht, er

fragt: warum hast du mich umgebracht? Du härmst dich die ganze Nacht in Angstschweiß ab, heulest für Unruhe des Herzens und wünschest den Tag: aber deine Plage ist alle Morgen neu; dich verfolgt die Stimme: warum hast du mich umgebracht? Du gehest, sitzest oder liegest: so hörst du sie. Doch jetzt möchtest du dich gerne unter Menschen stark machen, du thust als wärest du vergnügt, unschuldig, du zwingst dich recht; allein man sieht dir es an, man sagt sichs ins Ohr: der ist ein Mörder, man sagt dir's wohl laut ins Gesicht, daß du ein Scheusal der Erde bist. — So erbärmlich elend hast du dir, betrogener Missethäter! dein Leben gemacht."

„Nun was willst du thun? du armer Elender! Geht dir die Sache zu Herzen? glaubst du noch deine Seele zu retten? nun so beschwöre ich dich bei dem lebendigen Gott ob du ihm die Ehre erweisen und deine so himmelschreiende Sünde reuend bekennen willst oder nicht?! — ꝛc. *)

Das Beispiel dieses schändlichen Bösewichts beweißt, wie weit die Macht eines verletzten Ge-

*) Diese kräftige Stelle ist der auf Verlangen dem Druck übergebenen Mord- und Leichenpredigt über 5 Buch Mosis XXI, 7. 8. von Heinr. Gottl. Franz, Archidiakonus in Schleiz (meinem seligen Vater,) entnommen. Sie wurde damals als Muster einer kräftigen Casualrede der Art, von Kennern aufgenommen. (Im Oct. 1779.)

wissens reicht! Denn Eismann hatte in seiner Vaterstadt, wo sich Alles mit Vermuthungen über den verruchten Thäter erschöpfte, bald nach Hammers Beerdigung, weder Ruhe noch Rast mehr. Um sich nun nicht etwa durch Mienen und Reden zu verrathen, und vielmehr im Freien Ruhe vor seinem bösen Gewissen zu finden, begab er sich für einige Zeit aus dem Lande, und kam unter andern auch nach Jena, um da als Unbekannter, wie er meinte, freier athmen zu können. Aber ach, sein tief verwundetes Gewissen folgte und verfolgte ihn überall, und schlug wie ein Hammer an sein Mörderherz? Um nun dasselbe zu beschwichtigen, warf er Uhr und Geld in die Saale, wie Judas sein Blutgeld in den Tempel; aber Ruhe fand er keine. Er begab sich daher wieder nach Schleiz zurück, um nicht durch ein all zu langes Außenbleiben bei seinen Mitbürgern und Bekannten Verdacht zu erwecken. Aber die göttliche Vorsehung veranstaltet es in vielen Fällen, daß der Missethäter seiner Strafe selbst entgegen laufen muß. Dies war hier der Fall; denn diese schreckliche That sollte nicht länger verdeckt bleiben, und mancher Unschuldige aus einem ungegründeten Verdacht gerissen werden.

Der vortreffliche Leichenredner hatte sich mehrerer Ausdrücke bedient, welche von den Zuhörern so gedeutet wurden, als habe er auf den Sohn des Stadtburgermeisters angespielt, und den Mörder deutlich bezeichnet; denn die Ausdrücke: „du raub-

test deinem Freunde sein ehrlich erworbenes Geld;“ — „du hast deinen Freund zum Seufzen bewegt,“ ließen dies auch wirklich vermuthen. Einige hielten zwar diese Ausdrücke für gewagt, andre billigten sie. Auf jeden Fall aber trug dieser Umstand dazu bei, diesen verdächtigen Menschen näher zu beobachten, der sich an öffentlichen Orten stark machen, und thun wollte, als wär er vergnügt, und unschuldig; sich aber dazu recht zwingen mußte. Die Obrigkeit, welche eben so vorsichtig als gerecht handeln, nicht gern eine in der Stadt angesehene Familie, ohne die dringendste Noth kränken, und auf einzelne Merkmale hin, den Sohn eines würdigen Mannes, als vermuthlichen Mörder nicht sogleich einziehen wollte, hatte bisher noch immer Bedenken getragen, den verdächtigen Menschen fest zu setzen. Aber was die Obrigkeit nicht wagen durfte, das unternahm Gott! Denn es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Dieses Sprüchwort sollte auch hier sich erwahren, und ein ganz unbedeutend scheinender Umstand, zu völliger Enthüllung dieser Schandthat beitragen.

Eismann hatte sich, da er in jener Mordnacht bei seinem unglücklichen Freunde um Einlaß bat, des Ausdruckes bedient: Der Papa ist zu Bette! Eine Nachbars Frau die nicht einschlafen konnte, hatte das Klopfen und die Worte vernommen, ohne sich anfänglich weiter etwas dabei zu

denken. Sie ließ vielmehr diesen Umstand wieder aus der Acht, und so verstrichen mehrere Wochen, ehe sie sich dessen wieder erinnerte. Jeder, der diesen Vorfall vernahm, urtheilte, daß diese Worte wohl niemand anders als der ohnehin schwer verdächtigte Eismann könne gesprochen haben, weil sich im Sächsischen und andern teutschen Gegenden nur Kinder aus vornehmen Familien des Ausdrucks: Papa bedienen.

Diese Rede gelangte nun auch zu den Ohren des über diese Mordthat äußerst entrüsteten Landesherrn, des Grafen Heinrich XII. Reuß. Dieser glaubte, daß man wegen Festmachung des Menschen nun keinen weitern Anstand mehr nehmen dürfe, und ertheilte alsbald dem Stadtrath Befehl Eismann schleunigst einzuziehen. Dies geschah auch gerade an einem Sonntag Vormittag während dem Gottesdienst, und zwar in aller Stille; theils um die Feier des Tages des Herrn nicht zu stören, theils und hauptsächlich um den alten und würdigen Vater des Mörders, der sich eben in der Stadtkirche befand, nicht zu tief zu betrüben. Der Landesherr bewies vielmehr gegen diesen bedauernswürdigen Greis die größte Schonung, indem er dem dortigen Superintendent Höfer den Auftrag ertheilen ließ, am Schluß der Kirche ihm die traurige Anzeige von der Verhaftung seines ungerathenen Sohnes auf eine zarte und schonende Weise, im Kanzelstübchen zu machen. Diese Nachricht machte

auf den unglücklichen Vater einen solchen Eindruck, daß er sogleich in Ohnmacht fiel, und aus der Kirche nach seiner Wohnung geführt werden mußte, wo er von Stund an kränkelte, und bald nachher starb, da der ungerathene Sohn des Vaters graue Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht hatte. Die gleichfalls tief betrübte Mutter und Schwestern des Mörders wünschten nun auch nicht länger in Schleiz zu bleiben, sondern zogen in das benachbarte Städtchen Lobenstein.

Im ersten mit ihm angestellten Verhör gestand Eismann seine Mordthat alsbald ein, vielleicht um die schwere Centnerlast die bisher auf seinem Herzen lag, dadurch einmal abzuwälzen. Da er sich aber im dunkeln Kerker, mit Fesseln belastet, den traurigen Ausgang vor Augen stellte, und das Blutgerüst dachte, auf welchem er nun sein Leben bald würde ausbluten müssen, nahm er alle seine Geständniße wieder zurück und selbst die schmerzhafteste Tortur — deren man sich im Reußischen damals bei Sträflingen noch bediente, that ihre Wirkung nur so lange, bis er die Schmerzen überstanden hatte. Fast nach Verlauf mehrerer Monate gestand er seinem Seelsorger, dem Archidiakonus Franz, aber blos auf das erhaltene Versprechen hin, daß wenn er die Wahrheit an den Tag geben, aber auch bei seinen Aussagen verbleiben würde, man ihm bei seinem Landesherrn eine Milderung der Strafe auswirken wolle, — das ganze mörderische Verbrechen,

und starb noch als ein reuiger Sünder auf dem Schaffot.

Da in Schleiz die Blutbühne in mehrern Fällen mitten auf dem Marktplatz aufgerichtet wird, so traf es sich, daß Eismann sein Leben gerade vor der Wohnung seiner Eltern durch Henkershand ausbluten mußte.

---

## XIV.

## Jugendliche Abendteurer.

### 1.

### Cölius Sekundus Curio,
geb. im Mai 1503. gest. im Oct. 1569.

Cölius stammt aus einem angesehenen adelichen Geschlechte in Piemont her. Als ein Knabe von 9 Jahren verlohr er schon seinen Vater, ererbte aber von ihm große Reichthümer, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, bei einem besondern Informator, den Grund zu den Wissenschaften zu legen. In der Folge bezog er die hohe Schule zu Turin, wo er sich unter Anleitung des nachherigen Kardinals Sfondrata dem Studium des bürgerlichen Rechts widmete. Schon hatten durch ganz Italien Luthers und Zwinglis Schriften großes Aufsehen erregt, als

auch der junge Cölius, noch nicht völlig 20 Jahre alt, beseelt von heißer Wißbegierde, sich alle diese Schriften anschaffte, und sie näher prüfte. Luthers Bücher über den Ablaßkram, und die babylonische Gefangenschaft, Zwingli's Schrift über die wahre und falsche Religion, nebst einigen Werken Melanchthons, hatten den Jüngling so sehr eingenommen, daß er ohne Anstand auf eine Reise nach Teutschland bedacht war. Kaum hatte er mit zwei jungen Freunden den Weg dahin angetreten, so wurden sie alle drei, wegen all zu freien Reden über die Religion, von den Trabanten des Kardinal-Bischofs gefangen genommen; ohngefähr 2 Monate lang blieb Cölius in dem Caprianischen Schloß bewacht, und wurde endlich auf die Fürbitte einiger vornehmen Freunde wieder befreit. Der Kardinal machte ihm Vorwürfe, zugleich versprach er ihm beträchtliche Geldsummen zur Unterstützung in seinem Studiren, und so schickte er ihn mit Empfehlungsschreiben nach dem Kloster des heiligen Benignus. Daselbst ärgerte sich der Jüngling über den ungeheuren Zulauf der Pilger zu den Gebeinen der Märtyrer so sehr, daß er denselben nicht nur selbst allen Dienst und Anbetung verweigerte, sondern auch in Geheim durch seinen Unterricht mehrere davon abhielt. Nun dachte auch der verwegene Cölius darauf, wie er die Gebeine wegschaffen möchte. In Geheim öffnet er den Schrank, in welchem sie aufbewahret wurden, legt hierauf den

Schlüssel wieder an seinen Ort, und an einem bequemen Tage, da jedermann anderswo beschäftigt war, entwendet er alle diese Reliquien; an ihre Stelle setzt er die Bibel, mit folgender Aufschrift: „Dies ist die Bundeslade; hieraus schöpft man die ächten Orakel; hierin sind die eigentlichen Reliquien der Heiligen enthalten.“ —

Als bald darauf ein Festtag herannückte, wo man diese Gebeine öffentlich herum zu tragen gewohnt war, so flüchtete er sich vorher nach Mayland; von da gieng er nach Rom; auch besuchte er mehrere andere italienische Städte, kehrte dann wieder nach Mayland zurück und brachte daselbst einige Jahre mit Lernen und Lehren zu. — Während der Hungersnoth und Pestseuche unterstützte er nicht nur manche Familie mit seinem eigenen Gelde, sondern auch außer der Stadt, wo er sich aufhielt, beredete er die Priester, daß sie selbst der Kirchengüter und des Tempelschmuckes nicht schoneten, um den Armen Hülfe zu leisten. Sehr fleißig besuchte er die Kranken, und nebst einem Kameraden trug er in eigner Person Verstorbene zu Grabe. Wegen dieser seltenen Tugenden gewann er ganz das Herz der Margaretha Blanka, einer Tochter aus einem sehr vornehmen Geschlechte. Er heirathete sie, und begab sich mit ihr nach Casale, woselbst sie einige Jahre in der erwünschtesten Harmonie und Zärtlichkeit lebten. Auf die wiederholten und dringenden Vorstellungen seiner Freunde begab er sich hernach in sein

Vaterland zurück, woselbst er eine reiche Erbschaft erwartete; alle seine Brüder und Schwestern waren gestorben, niemand lebte mehr als die einzige Marie; diese glaubte, daß er bloß gekommen sey, einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, und so war er ihr, und ihrem Gatten ungemein willkommen; allein gar bald verwandelte sich die Liebe in tödlichen Haß, als er von Erbtheilungen zu sprechen anfieng. Fälschlicher Weise nämlich beredete die treulose Schwester den Bruder, daß er der Religion wegen in Gefahr sey, um ihn dadurch mit Hintansetzung des väterlichen Erbgütes zur Flucht zu bewegen. Wirklich begab er sich, mehrerer Sicherheit wegen, in eine benachbarte savoische Landstadt. Zufälliger Weise hörte er daselbst einen Mönch von Turin, der sehr heftig gegen Luthern loszog und ihm unter andern Schuld gab, daß er unter dem scheinbaren Vorwande der christlichen Freiheit jede Ausschweifung erlaube, und Christum weder für den Sohn Gottes, noch Marien für eine Jungfrau erkenne. Nach geendigter Predigt erhielt Cölius vom Obersten des Orts die Erlaubniß zu einem öffentlichen Vortrag. Durchgängig herrschte feierliches Stillschweigen, und er fieng so an: „wichtige Vorwürfe hast du den Lutheranern gemacht, ehrwürdiger Pater, allein, wann und wo hat Luther so was gelehret? Zeige mir das Buch und die Stelle die so was enthält?“ Der Mönch erwiederte, daß ihm sogleich aus dem Stegreife eine solche

Anzeige nicht möglich sey; in Turin aber wolle er ihm dies und mehreres unwiderleglich beweisen. Cölius versetzte: Ich hingegen werde ohne Anstand aus Luthers eigenen Schriften das Gegentheil zeigen. Hierauf zog er Luthers Auslegung über das Sendschreiben an die Galater hervor, und las eine weitläuftige Stelle, geradezu dem Mönche entgegen. Der Adel sowohl als der gemeine Mann entrüsteten sich so sehr über den mönchischen Verläumder, daß sie auf ihn losstürmten, ihn schlugen und nicht ohne mittelbare Zwischenkunft des Stadtobersten ihn losließen.

Nach seiner Zurückkunft in Turin beklagt sich der Mönch bei dem Inquisitor sowohl als bei dem Bischof. Durch seine Trabanten läßt dieser den Cölius gefänglich nach Turin führen. Beim Verhör muß er wegen seiner ehemals vorgehabten Reise nach Teutschland Rechenschaft geben; man befragt ihn über die entwendeten Reliquien, und macht ihn der Ketzerei wegen, verdächtig. Voll Muth unterzieht er sich den Qualen des Kerkers und verachtet jede Marter des bevorstehenden Todes. Mittlerweile war der Bischof, um dem Hasse so vieler angesehenen Freunde des Cölius zu entgehen, nach Rom verreist; auf solche Weise sollte es den Anschein gewinnen, als wäre alles, was gegen den Gefangenen verübt worden, auf unmittelbaren Befehl des Pabstes geschehen. Die Verwahrung des Cölius wurde inzwischen einem gewissen David, einem Bruder

des Kardinal Cibo, anvertraut; dieser wirft ihn in ein engeres Gefängniß, schlägt seine Beine in schwere eiserne Fußbande, und läßt ihn von zween Wächtern bewachen. Tages darauf bemerkte Cölius, daß er ehemals in der Kindheit auch in diesem Hause gewohnt habe; er erinnerte sich der Lage und jeder Gegend desselben; hierauf fieng er an, auf seine Rettung zu sinnen; in den Fußbanden waren seine beiden Füße aufgeschwollen; er erhielt also von den Wächtern, daß sie ihm den einen Fuß frei ließen, damit er nach Heilung desselben auch den andern heilen lassen könnte. Uebemerkt zieht er nun das losgebundene Bein aus dem Stiefel; diesen stopft er aus mit leinenen Tüchern, und macht ihn unter dem Kleide an einer Schnure fest, so daß er ihn bewegen konnte, als wär das Bein in demselben. Nachdem dies geschehen war, so bat er, daß man ihm jetzo das andere Bein frei lassen möchte, dafür wurde das falsche oder vermeinte Bein in Fesseln geschlagen; nunmehr waren beide Beine befreit; um Mitternacht, als die Wächter in tiefem Schlafe lagen, öffnet er die Thüre des Gefängnisses, geht die Treppe hinunter, kömmt in den Hof, klimmt über die Mauer, wirft auf der andern Seite sein Gewand auf den Boden, und senkt sich darauf hernieder. Am Morgen glaubten die Wächter nicht anders, als daß er sich durch Zauberei aus den fest verschloßnen Fußbanden befreit habe. Bald hernach aber schrieb Cölius ein launigtes Gespräch, unter

der Aufschrift: Probus, worin er alles, wie es geschehen war, erzählt. Inzwischen blieben seine Güter und sein Erbtheil verlohren; auch war alle Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland völlig verschwunden; er flüchtete sich also in einen Winkel Italiens; durch Vorschub einiger vornehmen Mayländer erhielt er bald hernach ein öffentliches Professorat. Um ihn gegen seine zahlreichen Feinde in Sicherheit zu setzen, ward er stets von einer Menge Studenten begleitet. Da die Verfolgungen des Pabstes immer gefährlicher wurden, flüchtete er sich jetzt nach Venedig; auch da war er nicht sicher und begab sich nach Ferrara, daselbst fand er Schutz bei der Gemahlin des Herzogs; diese verschaffte ihm einen öffentlichen Lehrstuhl. Aber er genoß kaum ein Jahr lang der Ruhe, und nunmehr ward er von dem Pabste nach Rom gefordert. Anstatt dieser Einladung zu folgen, flüchtete er sich jetzt nach Teutschland. Die Herzogin Renata von Ferrara gab ihm Empfehlungsschreiben nach Bern und Zürich. Die Berner vertrauten ihm das Schulrectorat in Lausanne an, und nachdem er 4 Jahre der Akademie mit sichtbarem Nutzen gedient hatte, kehrte er nach Italien zurück, um seine Familie abzuholen; indeß durfte er es nicht wagen, persönlich bei ihnen in Lukka zu erscheinen, sondern wartete ihrer in der benachbarten Stadt Pessa. Als er hier eben beim Mittagessen saß, ward er unvermuthet von dem Haupte der Inquisitoren und seiner bewaffneten

CIRCULATING LIBRARY

Wache überfallen, und umringt. Während aber letztere unten vor der Thüre warteten, um den Arrestanten in Verwahrung zu nehmen, trat der oberste Inquisitor allein in sein Zimmer und kündigte Célio im Namen des Pabstes den Verhaft an. Noch hatte er das Messer in der Hand, womit er die Speisen zerschnitt; vor dem Messer und vor dem Trotze des unerschrocknen Mannes erschrack der Inquisitor so sehr, daß er plötzlich zu Boden sank. Célius benutzte diesen wichtigen Augenblick, eilte dem Anscheine nach ganz kaltblütig und gleichgültig, als wenn nichts vorgefallen wäre, die Treppe hinunter, gieng mitten durch die Lictoren der Inquisition hindurch, grüßte sie, ward von ihnen nicht erkannt, begiebt sich in den Stall, setzt sich zu Pferde, und rettet sich durch die Flucht.

Glücklich kommt er in Basel an. Auf dringendes Anhalten des Hieronym Froben, Nikolaus Episkopius und andrer, denen seine Gelehrsamkeit bekannt war, blieb er daselbst, und übernahm den rhetorischen Lehrstuhl. Aus den entlegensten Gegenden drangen sich die Studirenden herbei, um seine Vorlesungen zu hören. Von allen Seiten her suchten ihn die größten Fürsten unter den schmeichelhaftesten Versprechungen zu sich zu locken und an ihre Lehranstalten zu ziehen. Selbst der Pabst wollte ihn durch den Kardinal Caraffa zur Rückkehr nach Italien bewegen, und machte ihm die schönsten Versprechungen, wofern er nur

aufhören würde über die Religion zu schreiben. Aber alle diese Einladungen blieben fruchtlos, und gar zu gut kannte er die Absichten des Pabstes, und glaubte, diesem am allerwenigsten einiges Zutrauen schenken zu dürfen. Lieber blieb er in Basel, wo ihm und seinen Nachkommen das Burgerrecht geschenkt ward. *)

## Johann Baptist Düboz,

französischer Sprachmeister in Zürich, geb. 1744, gest. 1822.

J. B. Düboz war der Sohn eines Landmanns im Dörfchen Villars-Chef, im französischen Doubs-Departement. Seine Mutter, die ihren Mann schon in seinem 30ten Jahre verlohr, erzog ihn mit einer seltenen Treue und in der höchsten Eingezogenheit. Bei guten Fähigkeiten entstand in dem wohlgearteten Knaben ein großer Hang zum Lesen, und daraus für das Klosterleben. Die fromme Mutter billigte denselben, und brachte ihren Sohn auf einige Schulen, wo er guten Unterricht

*) Beim Stupan, in den Amoenit. literar. Tom. IV., so wie im Auszug von L. Meister Helvetiens berühmtesten Männern, findet man das Leben Cölit weitläuftiger geschildert. — Man wird dem Herausgeber verzeihen, daß er seine Nachrichten von diesem interessanten Manne, über dessen Jugendjahre hinüber, ausgedehnt hat.

empfieng, bis er in das Kapuzinerkloster zu Salins aufgenommen wurde. Nach wenigen Monaten aber sah er wohl ein, wie sehr er sich in seinen Erwartungen vom Klosterleben getäuscht hatte; er verließ daher seine Zelle heimlich und begab sich nach der französischen Schweiz, von wo er auf den Rath eines Wohlthäters nach den Niederlanden gehen wollte; allein schon in Cölln zwang ihn die Noth, sich an das dortige Capuzinerkloster zu wenden, wo man den Reuenden aufnahm um ihn wieder nach seinem Kloster in Salins auszuliefern; hier hatte er sich der Gefangenschaft zu unterziehen, und entschloß sich aufs Neue in seinem Stande seine Pflichten mit Ergebung zu thun. In das Kloster von Gy versetzt, ward er bei Unpäßlichkeit mit ungerechter Härte behandelt, und schnell bildete sich der Entschluß wieder zu entfliehen.

Er wandte sich nun nach der Schweiz, diente als Tagelöhner in Neuschatel und nachher in Solothurn in gleicher Eigenschaft beim Bau der St. Ursuskirche. Hierauf nahm er zu Häningen französische Militärdienste, und kam nach Strasburg, ward aber des Dienstes bald wieder entlassen, weil man erfuhr, daß er ein ehemaliger Klostergeistlicher sey, und flüchtete sich abermals in die Schweiz, wo er nach einiger Zeit unter der Genfer Garnison Dienste nahm. Hier trat er zur evangelischen Kirche über. Der würdige Clayarede confirmirte ihn im Jahr 1769. Die Unruhen aber wegen der

Ratifs verleideten ihm seinen Soldatenstand, um so mehr, da er sich lebhaft sehnte, seine Mutter wieder zu sehen; er wagte es sie zu besuchen, ward aufgehoben, und in das Capuzinerkloster nach Besançon abgeliefert, das den Flüchtling abermals nach Salins sandte. Allein eingedenk des Werthes der äußern Freiheit, und der des Gewissens, wußte er wieder nach der Schweiz zu entfliehen, und kam nach Yverdon, wo er theils als Drucker und Setzer, theils als Lehrer der lateinischen und französischen Sprache sein Brod fand, bis er nach verschiedentlich verändertem Aufenthalt in Lausanne, Lyon, Neufchatel, Genf und Biel am letztern Orte durch einen Herrn Pestaluz, nach Zürich eingeladen ward, wo er dann eben so ruhig und genügsam sein Auskommen als Sprachmeister fand, als er früher unstät nach Freiheit und beßerer Erkenntniß gestrebt hatte.

Düboz hat sich im Jahr 1787 durch die Herausgabe einer französischen Grammatik und spätterhin durch ein französisches Lesebuch bekannt gemacht.

## 3.

## Der Toggenburger Rudeli,

eine biographische Skizze aus den letztverflossenen Hungerjahren.

Rudolph Br. aus dessen Jugendleben wir jetzt einige der interressantesten Auftritte ausheben wol-

len, stammt aus einer ärmlichen, mit großen Steinen belasteten Hütte, der paritätischen Gemeinde Mogelsberg Kant. St. Gallen, an welcher noch jetzt die Spuren der tiefsten Armuth unverkennbar sind. In dieser wohnte noch vor wenigen Jahren sein Vater, Melcher Br. ein armer geplagter Haus- und Familienvater, der bei den versiechten Nahrungsquellen des einst blühenden Baumwollgewerbes, bisher nur dürftig mit seiner arbeitsamen Ehefrau und einer Menge großentheils unerzogener Kinder, sich durchbrachte. Wie wohl er noch in den besten Jahren des männlichen Alters stand, hatte doch sein Gesicht so stark abgenommen, daß er sich zu der hier landesüblichen Beschäftigung der Baumwollenweberei nicht mehr geschickt genug fand, sondern mit Spulen, Holzspalten, und Besorgung allerlei häuslicher Geschäfte, der Familie nützlich zu werden suchte. Desto ernstlicher aber hielt er seine Familie zu der bei treuem Fleiße immer noch etwas reichlicher lohnenden Weberei an, weil daraus die ganze Haushaltung bestritten werden mußte. Selbst das kleinste seiner Kinder hatte, sobald es nur den Spulriemen recht fassen, und das eiserne Rädchen drehen konnte, seine Facht (Tagewerk) und mußte nach Maßgabe seiner Kräfte, etwas zum Besten der Haushaltung beitragen! Jedes hatte seinen Posten, und da die Kleinen an einen strengen und pünktlichen Gehorsam gewöhnt waren, so herrschte Ordnung und Einigkeit in ihrer Mitte.

Unter diesen Kindern zeichnete sich der kleine Rudolf, welcher in der Reihe von 11 Geschwistern mitten innen stand, besonders aus. Durch eine rege Thätigkeit, Liebe zur Schule und Lernbegierde, erwarb er sich frühzeitig die vorzügliche Zuneigung seiner braven Mutter. Nie sah man ihn müßig; immer hatte er etwas zu bäcken (hämmern, zimmern mit der Axt) am liebsten aber nahm er den Weg zur Schule; nichts konnte ihn so leicht davon zurückhalten, und wenn schlechtes Wetter, Regen oder Schnee es ihm fast unmöglich machten dahin zu gehen, oder die Schuhe in einem schlechten Zustande waren, so band er wohl auch mit einem Schnürchen die Sohle an das Oberleder fest, und wanderte so gut sich's thun wollte, in den Unterricht. Aber auch daheim war das Abc oder Namenbüchelchen immer sein liebster Begleiter, so daß öfters seine Geschwister zu ihm wohl auch scherzhaft sagten; er werde einmal ein rechter Student werden!

Kaum hatte er das 10te Jahr erreicht, so mußte er sich schon an den Webstuhl setzen, an welchem aber der kleine Rudeli, — so nannte man ihn gewöhnlich, wenig Unterhaltung fand; doch so lang er sich noch satt essen, und bei Tische seinen Hunger stillen konnte, gieng's noch an, da aber im Herbst 1816 das Stückchen Brod immer kleiner, der Erdäpfel, die der Vater vertheilte, immer weniger wurden, und die Kinder hungrig zu Tische, und ungesättigt vom Tische giengen, nahm fast alle

Lust zur Arbeit bei ihm ab, und Rudeli kannte jetzt keinen höhern Gedanken, als sich einmal recht satt essen zu können! Aber dieser an sich so erlaubte kindliche Wunsch sollte ihm so bald nicht erfüllt werden, denn die Hungersnoth, welche die ganze Gegend darnieder zu drücken drohte, drang leider in die arme Berggemeinde M. von Woche zu Woche immer schmerzhafter ein. Die Verwaltung, welche keine Anstrengung zu groß fand, um dem Elende zu steuern, ließ an verschiedenen Orten der Gemeinde Sparsuppen vertheilen, und was mehr als alle Unterstützung war, auf eigene Kosten mit Schaden fabriziren, um den Armen Beschäftigung und Verdienst zu geben*), und theilte noch überdies an ihre in fremden Gemeinden wohnende kranke, schwächliche und betagte Gemeindsbürger bedeutende Kost- und Armengelder aus, so daß man an einzelne arme Familien in einem Monat mehr als 10 bis 11 fl. verabfolgen ließ.**) Aber alles dies war in einer Gemeinde die wenig Ackerbau und noch überdies im Sommer 1817 einen alles verderbenden Hagel- und

*) Die Gemeindsverwaltung kaufte Garn an, vertheilte es an arme Weber, und gab ihnen einen höhern Lohn, als man nach dem damaligen Werth der Baumwollstücke geben konnte.

**) Laut eingesehener Rechnung betrug die Unterstützung welche die Armen der Gemeinde M. vom August 1816 bis Ende 1820 erhielten: 10327 fl. 26 kr.

Wetterschlag auf ihren Gütern erlitten hatte, nicht hinreichend dem Hungertod gänzlich vorzubeugen, der hie und da einzubrechen drohete. Fast täglich wurden mehrere an der Entkräftung Verstorbene beerdiget, ja im Sommer 1817, wo der Jammer die höchste Stufe erreicht hatte, in einer Stunde zuweilen 6, 7 und 8, ja sogar einmal an einem Sonntag 9 Personen (laut hiesigem pfarramtlichen Todtenregister) vor der Morgenpredigt zu Grabe getragen, davon wohl die meisten an der Entkräftung, wegen Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln oder auch wegen dem Genuß schlechter oder ungesunder Kost dahin gesunken waren. Es war ein höchst wehmüthiger, ja herzzerschneidender Anblick zuweilen eine Reihe Särge am Eingang des Friedhofes zu erblicken, um welche trauernde Verwandte mit abgezehrten bleichen Gesichtern, oder aufgeschwollenen Leibern, versammelt waren, die gleichsam sagen konnten: heute an dir, morgen an mir!

Aber wie mag es wohl, werdet ihr, meine lieben jungen Leser fragen, unter so traurigen Umständen, unserm armen Melcher Br. und seinen 11 Kindern gegangen seyn? — Dieser wehrte sich so lang es nur möglich war tapfer! denn da er keinen eigenthümlichen Boden besaß, und jeden Tropfen Milch, und alle und jede Nahrungsmittel kaufen mußte, so gieng es freilich schmal her, wie wir schon oben gezeigt. Aber es gereichte ihm doch

Noth war zu groß, und er froh, wenn die armen Kinder nur ihr Leben fristen konnten.

Sie erbaten sich jetzt abermals die Erlaubniß, die armselige Hütte verlassen und dem lieben Brode nachgehen zu dürfen, welches auch der arme Vater, der matt und kraftlos auf dem dürren Laubsack lag, gestattete. Diesen Anlaß benutzte die für das Leben ihres Säuglings ängstlich besorgte Mutter, bereitete demselben von der letzten Hand voll Mehl, das sie noch zusammen kratzte, ein Müschen, band das Kind der ältesten Tochter in den Schoos, und empfahl es der göttlichen Obhut. So weh es auch ihrem mütterlichen Herzen that, das gute Kind aus den Händen geben zu müssen, so sah sie doch dies noch für das einzige Rettungsmittel an, das arme Schäfchen vor dem Hungertode zu retten, und beruhigte sich nach und nach, weil sie die Sorgfalt der braven Tochter kannte.

Mit ganz andern Augen sahen die übrigen zurückgebliebenen Kleinen die Auswanderung ihrer Schwestern an: es war ihnen gar nicht unangenehm, daß die ältern Geschwister mit dem kleinsten Kinde die armselige Hungerwohnung verlassen hatten, denn nun hofften sie am schmalen Tische ein Schlümpfchen mehr zu erhalten. Zwar hatte sich nun die Haushaltung um einige Personen vermindert, aber mit dem täglichen Aufwand war auch der Verdienst beträchtlich geschmälert worden, da die ausgewanderten Töchter immer noch ein paar Batzen mit der

Weberei verdient hatten. Der kleine zwölfjährige Rudolf sollte also um so ernstlicher daran seyn. Bei seinem sonst flüchtigen Temperament fehlte es ihm auch, — da er die Nothwendigkeit einsah, —, nicht so wohl an Lust, als an Kraft, und dem wohl strengen Vater an Einsicht um zu begreifen, daß ein hungriger Knabe wohl schwerlich ein ernstlicher Arbeiter seyn werde. Die Weberei verleidete ihm daher nach und nach, weil er immer etwas Wichtigerem, nämlich dem Essen, nachzudenken, und Tag und Nacht mit dem Hunger zu kämpfen hatte. Zwar tröstete ihn die gute Mutter, der er immer seine Noth klagte, mit der Hoffnung besserer Zeiten, und verwies ihn zur Geduld; solche Gründe machen aber, bekanntlich auf einen hungrigen Magen wenig Eindruck und wollten daher auch bei dem kleinen Rudi nicht haften. Täglich nahmen seine Kräfte ab; die auf den Wiesen zusammen getragenen Kräuter, der Genuß von Grüsch oder Erdäpfelschalen mußten ihn immer mehr entkräften. Der traurige Schall der Todtenglocke, die fast täglich das Dahinsinken eines ermatteten Pilgers auf dem müden Hungerpfade ankündigte, ließ auch ihn kein beßres Schicksal erwarten; er hielt also dafür dem Tode aus dem Wege gehen, und die armselige Hütte verlassen zu müßen, ehe man auch ihn entseelt hinwegtragen würde. Da er glaubte der Haushaltung mit seinen ermatteten Gliedern ohnehin wenig mehr nützen zu können, schlich er sich

eines Tages heimlich aus dem Hause, und nahm den Weg in die Alpen des obern Toggenburgs, wo, nach eingegangenen Berichten von seiner Schwester, die Hungersnoth den Grad noch nicht wie in andern Gegenden des Landes, erreicht hatte. Die Armen erhielten hier von mitleidigen Sennen Milch und Schotten, und die Erfahrung hat bewiesen, daß in den Alpgemeinden weit weniger dahin starben, als wo diese Nahrungsmittel abgiengen. Rudolf handelte aber unrecht, daß er nicht seine Eltern um Erlaubniß gebeten, sondern durch die Entweichung in großen Kummer versetzt hatte. Er kannte aber den strengen Vater, und dessen Mißfallen an der Bettelei, und wußte gewiß, daß ihm die Einwilligung zur Abreise abgeschlagen worden wäre.

Nicht aus Neigung oder Vorliebe für diese elende Lebensart, sondern nothgedrungen und um dem Hungertode zu entgehn, ergab er sich derselben. Nach Hause getraute er sich nicht wieder, weil er die strafende Hand des strengen Vaters fürchtete. Und so vergiengen mehrere Wochen, ehe die ängstlichen Eltern einige Kunde von dem irrenden Sohne einziehen konnten.

Nachdem er sich in etwas an Kräften erholt, und im Stande zu seyn glaubte, etwa einem Dienste oder irgend einer Beschäftigung vorstehen zu können, trug er sich hie und da als Knecht oder Handbube an, und würde sich zu allem haben gebrauchen und anstellen lassen — wenn ihn nur Jemand um's

Essen hätte annehmen wollen. Es fand sich aber Niemand, weil damals jede auch wohlhabende Familie ihre Haushaltung so wohlfeil als möglich einrichtete.

Er hatte sich nun auf diese Weise eine Zeitlang im Lande herum getrieben, zwar nirgends einen Meister, überall aber nothdürftig zu essen erhalten; er wendete sich daher aus diesen Gegenden hinweg und begab sich in das sonst gesegnete fruchtbare Rheinthal. In dieser reizenden, von den jugendlich wilden Fluthen des Rheins durchschnittenen Landschaft gefiel es ihm aufferordentlich wohl, gleichwohl war hier sein Bleiben nicht lange. Er hatte gehört, daß jenseits dieses Flußes, in dem so genannten Schwabenlande die Brodkammer der Schweiz liege; daher regte sich in ihm die Lust hinüber zu reisen, um seinen Hunger mit dem herrlichen Brode einmal recht stillen zu können. Aber wie sollte er den breiten Fluß passiren, — er mochte sich in der Gegend von Werdenberg befinden, — weil nirgends eine Brücke hinüber führte?

Hast du einen Paß, hast du Geld, Kleiner? rief ihm ein Schiffer an einer Rheinfähre zu, den Rudolf, ihn überzuführen, gebeten hatte; wenn du Schriften hast, so kannst du einsitzen. Aber der arme Knabe hatte weder das eine noch das andere aufzuweisen; betrübt schlich er daher am Ufer des Flusses, der wild seine Wellen nach dem nahen Bodensee wälzte, dahin. Ach, du guter Gott,

seufzte er, soll ich denn auch noch den traurigen Hungertod sterben, wie mein armes Schwesterchen? O wie wird mirs in dieser fremden Gegend noch gehen, entfernt von meinen guten Eltern, die ich durch meine heimliche Entweichung tief betrübt habe? Ist denn kein Mensch der sich eines verlassenen Knaben annehmen will? ach erbarme dich, lieber Vater im Himmel, meiner, und verlaß mich nicht; du nimmst dich ja auch der kleinen Vögel unter dem Himmel an, wenn sie dich um Speise und Nahrung anflehen! nein, du wirst mich nicht verlassen, ich rufe zu dir, und hoffe auf dich! — Wir werden hören, wie Gott sein Gebet erhörte, und Hülfe sandte.

Indem er so seines Weges dahin schlich, begegnete ihm eine Bauerfrau, die mit einer kleinen Zäune (Korb) an der Hand, den Weg zum Fluß nahm. Sie redete ihn freundlich an, fragte ihn um seinen Geburtsort, und wo er hin wolle? Er wurde bald gesprächig, klagte ihr seine Noth, seinen Hunger, und den Wunsch jenseits des Rheins dem lieben Brote nachgehen zu dürfen. Die mitleidige Frau wußte Rath; da sie im Sinn hatte auf einem Acker jenseits des Flußes Erdäpfel auszugraben, — es war im Herbst 1817 — gab sie ihm das Körbchen in die Hand, machte den Schiffmann glauben, es sey ihr Sohn, und half ihm so auf eine recht schickliche Weise über das Wasser. Er dankte jetzt der guten Frau herzlich für diese ihm bewiesene

Gefälligkeit, und ohne eigentlich zu wissen wohin er sich wenden sollte, nahm er den Weg von einem Dorfe zum andern, bis er endlich in Bregenz am Bodensee ankam.

Ohne ihm auf allen seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen, bemerken wir blos, daß er mehrere Gegenden in Bayern und Würtemberg durchzog, bald von den Polizeiwächtern aufgefangen, bald mit Schlägen aus einem Orte in den andern getrieben und oftmals genöthiget worden sey, in einem einsamen Schopf oder im dicken Walde sein Nachtlager aufzusuchen. Unter mancherlei Abenteuern und ausgestandenen Mühseligkeiten rettete er doch sein armseliges Leben vor dem Hungertode, und kam eines Tages über Tuttlingen nach Bahlingen, ohne eigentlich zu wissen wohin er sich jetzt wenden solle. Seiner bettelnden Lebensart müde, saß er niedergeschlagen und mißmuthig im Wirthshaus, und dachte über seine traurige Lage nach. Eine umherreisende Krämersfrau von Tübingen bemerkte den verlaßenen Knaben, ließ sich zutraulich in ein Gespräch mit ihm ein, und da sie vernahm daß er aus dem Schweizerlande gebürtig sey, erzählte sie ihm, daß in der Nähe von hier, zu Tübingen, viele Schweizer studirten, die sich gewiß seiner annehmen würden, wenn er den Weg dahin nehmen wollte. Er bezeigte eine große Freude darüber, und seine Bereitwilligkeit den Weg nach dieser Stadt einzuschlagen. Sie that aber noch mehr,

sie gab ihm die Addresse an den Hausbesitzer, bei welchem diese Studenten täglich ihre Zusammenkünfte hatten.

Wer selbst auf Universitäten studiret, oder die Lebensweise der Studiosen näher kennen gelernt hat, wird wissen, daß sich die Musensöhne um einen armen Bettelknaben im Grund wohl wenig bekümmern, und in der Regel andre Freuden und Belustigungen suchen, als die die Unterstützung eines verlaufenen Buben gewährt. Aber welch eine rührende Ausnahme machten nicht diese Schweizer-Jünglinge zu Tübingen! Wie liebreich sorgte nicht die gütige Vorsehung durch sie für diesen verlassen scheinenden Knaben! wie wunderbar leitete sie nicht durch eine fremde Handelsfrau seine Tritte an einen Ort, wo er Menschen finden sollte, die den Grund zu seiner Errettung und zu seinem künftigen Glücke legen mußten, wie wir in der Folge sehen werden.

Mit frohem Muthe und leichten Schritten eilte nun der kleine Rudolf dem Musensitze zu. Die Frage nach der Einkehr der Schweizerstudenten war ihm jetzt die erste und wichtigste. Bald fand er was er suchte. Die gerade Anwesenden nahmen den kleinen ausgehungerten und abgezehrten Landsmann mit inniger Theilnahme auf! Einige sorgten vor allen Dingen für seine Sättigung, andere brachten ihm abgelegte noch brauchbare Kleidungsstücke, wieder andere sorgten für eine Herberge. Seine

drolligten Reden, seine naiven Antworten gefielen den Musensöhnen so wohl, daß sie sämtlich beschlossen ihn hier zu behalten, vom Bettel zu entwöhnen und, wenn er sich gut anlassen und folgen würde, noch ferner für ihn zu sorgen.

Einer dieser edelmüthigen Jünglinge, Pfl. von Aarau, nahm sich dieses verlassenen Knaben, wahrhaft väterlich an. Er schrieb vor allen Dingen an das evangelische Pfarramt seiner Geburtsgemeinde, und erkundigte sich nach den Umständen seiner armen Eltern, um zu erfahren, ob sich Rudeli bei seinen Angaben und Aussagen, der Wahrheit beflissen habe oder nicht? Er ließ zugleich diese guten Leute wegen ihrem Sohne beruhigen, da sie mehrere Monate lang von ihm keine Nachrichten mehr erhalten, und in der Besorgniß gestanden hatten, er möchte verhungert, oder irgendwo verunglückt seyn.

Nun war es aber den edeln Schweizer-Studenten nicht blos darum zu thun, den kleinen Landsmann vom Hunger errettet, und dem Straßenbettel entzogen zu haben, sondern sie sorgten auch durch geistige Bildung für sein künftiges Fortkommen. Sie brachten ihn bei einem Bleicher, Namens Seiler unter, der den Kleinen zur Schule anhalten, speisen und beherbergen mußte, wofür sie den ganzen Kostenbetrag gemeinschaftlich trugen. Die Oberaufsicht über den Knaben hatten sie dem Herrn Professor Bahnmeyer übertragen; an diesen mußte Seiler, der Kostherr, alle Sonntage durch

den Knaben ein schriftliches Zeugniß seines Wohlverhaltens einreichen, der bei diesem Anlaß den Knaben, nach Maßgabe der Umstände, bald lobte bald tadelte, ermahnte, oder warnte.

Aber vielleicht, lieber Leser, setzest du Mißtrauen in meine Rede, und trägst Bedenken, meiner Aussage Glauben zu schenken! Lägen nicht die schriftlichen Belege davon in meinen Händen, träfen nicht diese mit den nachherigen Aussagen des Kleinen auf das genauste überein, so würde ich selbst Ursache haben, an der Wahrheit dieser Begebenheit zu zweifeln. Mit Dank und Freude mußte in der Folge der kleine Rudi diese unverdiente Güte seiner Wohlthäter noch oft rühmen. Jetzt wußte er freilich die Wohlthaten — wie mir bald sehen werden — in ihrem ganzen Umfange noch nicht zu schätzen.

Eine zeitlang ging es ihm in seiner neuen Lage recht gut; er besuchte fleißig die Schule und besorgte noch nebenbei durch Garnauswaschen, Kinderwarten, Wassertragen u. s. w. allerlei häusliche Geschäfte zur Zufriedenheit seines Kostherrn, welcher am Neckar nahe an der Stadt wohnte. So lange sich besonders Herr Pfl. von Aarau, der sich überhaupt am sorgfältigsten seiner annahm, in Tübingen befand, hatte er keine Noth; da dieser aber abgegangen und in sein Vaterland zurück gekehrt war, verfuhr sein Meister und besonders dessen Ehefrau strenger gegen ihn. Bei kleinen Vergehungen wurde er streng getadelt, geschlagen und bedrohet: man

werde ihn fortschicken, wenn er sich nicht besser halte. Rudeli an eine freie und ungebundene Lebensart bisher gewöhnt, meinte im Gegentheil, daß ihm nach der Schule auch etwelche Freiheit gegönnet werden könnte, und war nicht immer gleich bei der Haud wenn er die kleinen Kinder warten, oder im kalten Wasser Garn auswaschen sollte. Herr Professor Bahnmeyer gab ihm also laut eingegangenem Zeugniß öfters strenge Verweise, und bedrohete ihn mit dem Transport ins Vaterland. Mit nichts konnte man ihm mehr Furcht und Schrecken einjagen als damit, und mit großer Bangigkeit gieng er daher an den Sonntagen zu dem ernsthaften Herrn, da sein Meister ohne Schonung und Nachsicht ihn fast wöchentlich verklagte und ihm Verweise zuzog. Als er eines Tages wieder etwas versehen, und mit dem Transport nach Hause bedrohet worden war, glaubte er der Sache zuvorkommen, und weil es doch einmal Ernst werden dürfte, sich lieber aus dem Staube machen zu müssen. Er bereitete sich also zur Flucht vor.

Um seinen Kostherrn glauben zu machen, er gehe in die Schule, nahm er eines Tages die Bücher unter den Arm, legte sein bestes Röckchen an, und begab sich — statt in den Unterricht — zum Thore hinein, und auf der andern Seite wieder hinaus, legte die Bücher in einem bekannten Hause ab und sagte Tübingen und seinen Einwohnern ein ewiges Lebewohl! Bald aber stellten sich die

Folgen seines jugendlichen Leichtsinnes ein; denn daß er von nun an mühsam, und vor andrer Leute Thüren, sein Brod wieder werde suchen müssen, hatte er, wie so manches andere, nicht bedacht. Auf gut Glück gieng er wieder in die weite Welt hinein, wogegen aber sein hungriger Magen, den er nicht um Rath gefragt, große Einwendungen machte; doch glaubte er ihn mit Bettelbrod bald wieder beschwichtigen zu können. Er nahm seinen Weg gegen die Schweiz zu, und wünschte nach Basel zu gehen.

Kaum war er von Tübingen einige Stunden entfernt, so nöthigte ihn der Hunger an einer Wohnung anzuklopfen. Der Herr des Hauses, ein junger Arzt, der erst kurz vorher die Akademie verlassen hatte, und den kleinen Reisenden kannte, fragte ihn sogleich: ob er nicht von Tübingen komme? und warum er jetzt dem Bettel nachlaufe, da er's ja dort so gut gehabt habe? Rudolf gestand sogleich alles, und bekannte offen und frei seinen Fehler, verschwieg es aber auch nicht, daß die wohl strenge Behandlung seines Meisters, und die Furcht die er ihm eingejagt, ihn zu diesem unüberlegten Schritt bewogen habe. Liebreich ermahnte und ermunterte ihn nun dieser Herr, den Weg nach Tübingen wieder zurück zu nehmen, weil er durch eine gute Aufführung, daselbst sein Glück machen könnte, gab ihm einige Batzen Reisegeld und entließ ihn.

Gern hätte nun unser Rudolf diesen wohlgemeinten Rath benutzt, wenn er nicht den Willkommen seines strengen Meisters, und die Verweise des ernsthaften Herrn Professors gefürchtet hätte. Er traute sich also nicht dahin zu gehen, sondern schlug den Weg nach dem vaterländischen Bodensee ein. So wie es ihm aber ein Jahr vorher Mühe gekostet hatte hinüber zu kommen, so machte es ihm jetzt wieder Mühe herüber zu gelangen. Wer bist du? Hast du Schriften? fragte man alle mal; — aber mit solchen Fragen setzte man den armen Knaben immer in große Verlegenheit; denn daß er damit nicht versehen gewesen, ist leicht zu begreifen.

Wir wollen ihn aber einige Augenblicke verlassen, und sehen, was sich nach seiner Entweichung in Tübingen zutrug. Sein Meister wartete diesmal vergeblich auf Rudolfs Rückkehr aus der Schule, und weil er so lange ausblieb, hatte er ihm schon eine derbe Lection zugedacht; der Knabe kam aber nicht wieder, und so mußte Meister Seiler glauben, er werde sich wohl flüchtig gemacht haben. Nach einigen Tagen machte er daher den Schweizer-Studenten die Anzeige, und da ihm auch endlich die zurückgelassenen Bücher und Schriften überbracht wurden, zweifelte nun niemand mehr an des Knaben heimlicher Entweichung. Die Studiosen gaben nun dem früher abgegangenen Theologen Pf., welcher unterdessen in seinem Vaterlande das Pfarr-Vikariat zu K. bei Aarau erhalten, An-

zeige von diesem Vorfall, und durch ihn kam bald darauf vom dem, um des Knaben Schicksal immer noch besorgten edlen jungen Manne ein Schreiben an das evangelische Pfarramt Mogelsberg, in welchem Herr Vikar Pfl. sich nach dem entlaufenen Rudolf erkundigte, in der Beglaubigung, er werde seine Zuflucht zu den Eltern genommen haben. Hier erregte aber dieses Schreiben in den Herzen der guten Eltern und Geschwister Wehmuth und Schmerz, weil man den Knaben so wohl versorgt geglaubt und bis jetzt, nach Monatsfrist, von seinem Aufenthalte durchaus keine Nachricht eingegangen war.

Unser Rudeli aber hütete sich wohlweislich den Weg ins Toggenburg zu seinen Eltern einzuschlagen, weil er wohl vermuthete, man werde sie von seinem muthwilligen Austritt in Kenntniß gesetzt haben. Lang zog er also am Bodensee von einem Orte zum andern hin und her, fand aber niemand der ihn ohne Paß und ohne Geld übersetzen wollte. Endlich erbarmte sich zu Friedrichshafen (Buchhorn) ein Schweizer-Schiffmann seiner, der eben mit einem Kornschiff nach Rorschoch (im Kanton St. Gallen) überzufahren im Begriff war. Dieser verbarg den Kleinen hinter einige Säcke Korn, um ihn den Augen der Mauthner zu entziehen, und brachte ihn glücklich auf den vaterländischen Boden.

Theurung und Mangel hatten nachgelassen, die Zeiten sich etwas gebessert, und weil er nicht ge-

dachte dem Bettel nachzulaufen, schlug er den Weg nach dem Kanton Zürich ein, begab sich zu einem Webermeister, und nahm Arbeit. Da er es aber in diesem Gewerbe noch nicht weit gebracht, auch ohnehin lang keine Uebung darin gehabt hatte, war sein Lohn und Verdienst spärlich; doch hielt er's fast ein Jahr lang aus, bis der schlechte Arbeitslohn ihn nöthigte, den Weg ins Toggenburg einzuschlagen, um etwa bei Verwandten Hülfe und Arbeit zu finden; denn in's väterliche Haus getraute er sich unter solchen Umständen doch nicht zurück zu kehren, weil er die Strenge des Vaters, und dessen harte Züchtigungen zu fürchten hatte.

Kaum aber hatte er die Grenzen seiner Geburtsgemeinde betreten, so vernahm er den Tod seines Vaters, der schon seit geraumer Zeit, an den Folgen der Theurung die er in Hunger und Mangel zwar glücklich überstanden, gestorben war. Dies ermuthigte ihn aber sogleich den Weg zu seiner Mutter, deren weichmüthiges Herz er kannte, anzutreten, und sie wegen des begangenen Fehltrittes um Verzeihung zu bitten. Nach ihren Wünschen sollte sich nun Rudeli der Weberei wieder mit allem Ernste annehmen, und zum Unterhalt der zahlreichen Familie das Seine auch mit beitragen. Ehe wir aber sehen wie er sich im väterlichen Hause verhalten, und was ihm da weiter begegnet sey, gehen wir noch vorher mit ihm in das evangelische Pfarrhaus seiner Gemeinde, in welches eines Tages

die Mutter mit ihrem Rudolf an der Seite, eintrat und dem Herrn Pfarrer ihren verlohrnen, aber wieder gefundenen Sohn vorstellte. Empfindungen der Wehmuth, aber auch der mütterlichen Freude, die ihr verlohrnes Schäflein wieder gefunden, las man deutlich auf ihrer Stirne. Ein frischer, gesunder, und wohlgebildeter Knabe trat schüchtern hervor, und bekannte mit aufrichtiger Reue und herzlichem Bedauern, sein begangenes Unrecht; er schien es einzusehen, wie thöricht er gehandelt, und wie strafbar er sich durch seine heimliche Entweichung gegen seine Wohlthäter in Tübingen gemacht habe. Er fühlte es, daß er sein Glück dadurch verscherzt und unbesonnener Weise dem Plane der göttlichen Vorsehung entgegen gearbeitet, die ihn aus einem verirrten Bettelknaben zu einem nützlichen und brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft habe bilden wollen. Nachdem ihm der Herr Pfarrer seine Unbesonnenheit und seinen Leichtsinn nochmals vor Augen gestellt, und deswegen die zweckmäßigsten Ermahnungen gegeben, entgegnete Rudolf mit freimüthiger Bescheidenheit: Es thue ihm nur leid, daß er seinen Fehler nicht wieder gut machen, und besonders bei seinem Wohlthäter, dem Studiosus der Theologie, Herrn Pfl., nicht könne Abbitte thun! Er bemerkte zugleich, daß er sich im mütterlichen Hause nicht am rechten Orte befinde, und zu der ohnehin ungesunden Weberei keine rechte Neigung, sondern, wenn er die Wahr-

heit sagen dürfe, im Sinne habe, eine Profession zu erlernen.

Dieser Gedanke stützte sich im Grund auf folgenden Umstand: Rudolf hatte bei seiner Mutter den Brief zu Gesichte bekommen, welchen Herr Pfl. an den Herrn Pfarrer in M. geschrieben, und darinnen mit Bedauern gemeldet hatte, daß die sämmtlichen Schweizer-Studenten den Plan mit ihm gehabt, ihn erst recht schulen und unterrichten, und dann eine gute Profession erlernen zu lassen. Aus diesem Grunde schmeckte ihm nun freilich die Weberei nicht, was seine gute Mutter wohl bald bemerkte, und wenn sie ihn daher fragte: sag' Rudeli wozu hättest du denn eigentlich Lust, da dir einmal der Keller, wie ich wohl sehe, nicht schmeckt? so antwortete er: ich möchte gern ein Schreiner werden! Dies war wohl bald gesagt, aber wie ausführen? Doch wir wollen sehen wie die göttliche Vorsehung ihm zur Ausführung seines Planes auch hier wieder behülflich ist!

Eines Tages trat er mit der dringenden, und herzlichen Bitte zu seiner Mutter, sie möchte ihm doch, — weil sie wohl sähe, daß er in Toggenburg keine Ruhe habe, — erlauben, seinem Glücke im Zürchergebiet nachgehen zu dürfen; zugleich gedenke er einen Besuch in K. zu machen, seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm das begangene Unrecht abzubitten. Was wollte die arme Frau machen? sie sah wohl daß Rudolf bei ihr kein Bleiben mehr

hatte, und willigte endlich ein. Sogleich nahm er seinen Weg nach K. bei Aarau, um, geleitet durch den Brief seines Wohlthäters, diesen daselbst aufzusuchen. Herr Pfl. war aber unterdessen auf die Pfarrei E. befördert worden, und mithin traf ihn Rudolf nicht mehr an; doch gab man ihm in Aarau bei dessen Verwandten die Anweisung, er werde ihn zu E. im Pfarrhause finden. Ohne lang zu säumen, schlug er den Weg dahin ein, vernahm aber von der Frau Pfarrin daß ihr Herr zu ihren Eltern nach Trachselwald im K. Bern verreißt sey, und noch nicht alsbald zurückkehren würde. Da Rudolf ein sehnsuchtsvolles Verlangen äußerte, den Herrn Pfarrer zu sprechen, und herzlich bedauerte ihn nicht angetroffen zu haben, erkundigte sich diese gefällige Frau näher nach seinen Umständen, und vernahm, daß er der ihr aus Erzählungen von ihrem Herrn, wohlbekannte entlaufene Toggenburger Knabe sei. Da Rudolf sehnlich wünschte den Herrn Pfarrer, seinen Wohlthäter, nur noch einmal zu sehen, gab sie ihm nicht blos eine Reiseroute bis Trachselwald, sondern versah ihn auch mit etwas Reisegeld, um besser dahin gelangen zu können.

Wie es ihm aber auf dem Wege dahin ergangen, wollen wir aus einem Briefe des Herrn Pfarrers zu E., dieses edlen Menschenfreundes, selbst sehen: „Auf dem Wege dahin, schreibt er, ward er von einigen Viehhändlern aus der Gegend von

Aarau, angesprochen, sie auf einen Markt nach Unterseen im Kanton Bern zu begleiten, um ihr einzukaufendes Vieh nach Hause treiben zu helfen. Da er von diesen Männern beinahe gezwungen worden zu seyn vorgab, so ging er, in der Hoffnung etwas zu verdienen, mit ihnen, besonders da sie ihm einen schönen Lohn zu geben versprachen. Bald aber hatte er Ursache es zu bereuen, indem er nach 6 mühsamen Tagereisen und schlechter Nahrung nur 5 Batzen Lohn erhielt." Rudolf setzte in der Folge hinzu, daß er ihnen bis an den Ort ihrer Bestimmung den schweren Geldranzen habe vortragen, und während sie nahrhafte Speisen und Wein genossen, blos mit etwas Suppe und Wasser habe vorlieb nehmen müssen. Als sie wieder zurück und in die Gegend von Aarau gekommen wären, habe er seinen Abschied von ihnen genommen, weil er Willens gewesen sey, nach E. zu gehen, und den Herrn Pfarrer aufzusuchen. Seine Forderung, bestehend in 14 Batzen, hätten sie übertrieben gefunden, und da er nur deren 5 erhalten, sich aber darüber beschwert habe, hätten sie ihm mit Schlägen gedrohet, wodurch er genöthiget worden sey, der Gewalt weichend von seiner, doch gewiß billigen Forderung abzustehen.

Der Herr Pfarrer Pfl. schreibt nun ferner, in seinem Bericht über den kleinen Rudolf: „Es war der 14. October 1820 als er wieder hierher zurück kehrte. Ich freute mich diesen Knaben wie-

der zu sehen, konnte aber nicht anders als ihm einige ernste Vorstellungen zu machen, über sein Betragen in Tübingen, und die Art, wie er es verlassen, und wie wenig er dadurch Jemand geneigt mache, etwas für ihn zu thun. Ich fühlte dessen ungeachtet einen Drang, noch ferner etwas für diesen Knaben zu versuchen, (o welch ein schöner Zug seines edlen, guten Herzens!) und da er nun 15 Jahre alt ist, so schien mir dadurch am besten für ihn und für sein ferneres Fortkommen gesorgt zu seyn, wenn er eine Profession lernen würde. Ich fragte ihn nun hierüber, wozu er besondere Vorliebe hätte? und er nannte sogleich das Schreinerhandwerk. Da nun unser nächster Nachbar hier, nicht nur ein vorzüglicher Schreiner, sondern zugleich ein braver Mann ist, so ließ ich ihn sogleich berufen. Dieser war nun eben nicht abgeneigt, diesen Knaben zu sich zu nehmen, besonders um mir eine Gefälligkeit zu erweisen; als er aber den Rudolf sah, versicherte er, er sey zu klein, um seine Arbeiten verrichten zu können, auch habe er schon, durch ähnliche Erfahrungen belehrt, sich vorgenommen, keine so kleine Lehrknaben mehr anzunehmen, und suchte ihm eine andere Profession beliebt zu machen. Da indessen der Knabe zu etwas anderm wenig Lust bezeigte, und mit allerlei Gründen darthun wollte, er werde noch wachsen, und stärker werden, da sagte der Meister, nun so solle er nur in seine Werkstätte kommen, um sich selbst

von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Dieser ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern ging hin. Der Meister wurde dadurch etwas geneigter für ihn, und sagte endlich, daß wir es auf eine Probezeit von 14 Tagen wollen ankommen lassen. Auch diese ist nun verstrichen, und er kann bleiben. Es wird also nun ein förmlicher Accord für 3 Jahre geschlossen, bei uns hat er die Kost, beim Meister die Lagerstätte. Die Schule kann er zwar nicht besuchen, allein dafür gebe ich ihm des Abends Unterricht; die öffentlichen Religionsstunden besucht er mit den übrigen, und da dieser Unterricht bei mir 2 Jahre dauert so nehme ich ihn erst im folgenden Jahre zu den Confirmanden."

Die edlen menschenfreundlichen Gesinnungen welche aus diesen Zeilen athmen, müssen jedem Leser sattsam ins Auge leuchten. Noch deutlicher spricht er sich darüber in einer andern Stelle seiner Briefe ans evangelische Pfarramt M. aus, wenn er sagt: „Was ich an diesem Knaben thue und thun werde, halte ich für meine Pflicht, er ward ja auch nicht von Ohngefähr zum zweiten mal mir zugewiesen, möchte ich nur im Stande seyn, zu seinem Glück etwas beizutragen."

Rudolf hielt sich in seinem neuen Berufe recht brav, so daß es sein Wohlthäter nicht zu bereuen Ursache hatte, so viel an ihm gethan zu haben. Auch sein Meister war mit ihm zufrieden, indem er in dessen Werkstätte durch Aufmerksamkeit

und Fleiß das ersetzte, was ihm an Körperkraft abgieng. Da er Lust und Neigung zu dieser neuen Beschäftigung hatte, so erwahrete sich an ihm das bekannte Sprüchwort: Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit gering. Er paßte auf, faßte gut was man ihm sagte, unterzog sich willig jedem ihm aufgetragenen Geschäfte und stand von früh Morgens 5 Uhr bis Abends 7 Uhr an seiner Hobelbank. Er lernte sich auch nach und nach in die Schreiner- und Gesellengebräuche schicken, nach welchen z. E. ein Lehrbursche in der Werkstatt weder singen noch pfeifen darf, welches dem schuldigen Respect gegen Gesellen entgegen wäre, was ihm aber anfänglich sehr unbillig zu seyn schien, indem er einst den Gesellen, die ihm diese Unart verwiesen, entgegnete: er habe schon vor vornehmern Leuten gepfiffen als sie wären. Natürlich aber mußte er sich solches abgewöhnen, und that es auch willig. So verflossen ihm die 3 Jahre seiner Lehrzeit unvermerkt und trat zu Martini 1823 aus dem Hause seines Wohlthäters heraus, der auch jetzt noch seine Hand nicht von ihm abzog, sondern ihn an einen Verwandten seiner Gattinn, der ein geschickter Schreinermeister zu Trachselwald im Emmenthale war, als Gesellen empfahl. Von hier setzte er 1824 seinen Wanderstab nach der Hauptstadt Bern, wo er sich vielleicht noch jetzt befindet.

## 4.

## Johann Rudolf Schmied,

geb. zu Stein am Rhein 1590, wird aus einem weggelaufenen Jungen, ein Freiherr v. Schwarzenhorn, wirklicher Hof-Kriegs-Raths-Director und geheimer Deputirter-Rath in Wien, kaiserl. Botschafter an der Ottomannischen Pforte, und stirbt im April 1667.

Schmied, der Sohn des Stadthauptmann und Seckelmeister Felix Schmied zu Stein am Rhein im Kanton Schafhausen, fieng schon in seinem 6ten Lebensjahre, bald nach des Vaters Tode, an, sich als künftigen Abenteurer zu zeigen. Er setzte sich einem schwäbischen Bauer heimlich auf den Wagen, und fuhr mit ihm davon. Die Ursache soll seine Mutter gewesen seyn, weil sie, und seine ältern Geschwister ihn in strenger Zucht hielten. Einst mußte sein älterer Stiefbruder ins Schwabenland gehen und Schulden einziehen, als er Rudolfen, seinen Bruder, wie den verlohrnen Sohn, bei einer Schweinheerde als Hirten antraf. Er nahm ihn mit nach Hause, und wurde jetzt zur Schule angehalten, bis er heran gewachsen und zu etwas tüchtig war. Man gab ihn einem Goldarbeiter in Lindau am Bodensee in die Lehre, der ihn aber so streng behandelte, daß er wieder auf und davon lief. Seine vornehmste Neigung war auf das Zeichnen gerichtet. Ohne alle Anleitung brachte er's erstaunlich weit darin. Als er einst im Freien auf einem

Täfelchen zeichnete, reiste ein fremder Officier des Weges, sah den Knaben, und weil er schöne Anlagen und vielen Verstand an ihm bemerkte, beredete er ihn, ihm nach Italien zu folgen, und sich da weiter auszubilden. Rudolf bezeigte sich dazu um so williger, weil er sich als ausgerissener Lehrbursche, der zu erwartenden Züchtigung halben, nicht wohl getraute wieder nach Hause zu gehen. Sie nahmen ihren Aufenthalt zu Verona, wo ihn sein edelmüthiger Herr in der Malerkunst und in den schönen Wissenschaften unterrichten ließ. Durch seine großen Fähigkeiten alles leicht zu begreifen, ward ihm der Fortgang in der Kunst sehr erleichtert. Dieses nebst seiner Treue, brachte ihm die vorzüglichste Liebe seines Herrn zu wege. Zugleich lernte er die italienische Sprache in ihrer Vollkommenheit und legte sich auf die Poesie, welche nebst der Malerei seine liebste Beschäftigung war.

Hierauf begab sich sein Herr nach einem Aufenthalte von 4 Jahren zu Verona, mit ihm nach Dalmatien, und von da nach Ungern, wo Schmied das Glück hatte, von seinem Prinzipal, kurz vor einer Schlacht gegen die Türken, zum Erben seiner Verlassenschaft, falls er bleiben sollte, eingesetzt zu werden. Sein Wohlthäter blieb wirklich; allein der junge Schmied hatte von dieser Erbschaft, um welche er allein wußte, da sie in einem Sodbrunnen versteckt lag, keinen Nutzen, denn er fiel selbst in türkische Gefangenschaft, und wurde nach Kon-

stantinopel gebracht, hatte aber doch dabei das Glück, einem sehr gutartigen Herrn als Sklaven zu dienen, der ihn zum Lehrer oder Hofmeister seiner Kinder annahm. Seine Fertigkeit in der italienischen Sprache, sein scharfer Verstand, den er in allen Geschäften zeigte, und seine Treue, machten auch in dieser sonst traurigen Lage, sein Schicksal erträglich. Er hatte Gelegenheit die türkische Sprache zu erlernen, gelangte zur Bekanntschaft mit dem Oestreichischen Botschafter, dem er als Dolmetscher diente, und nun von einer Stufe des Glücks und der Ehre zur andern hinauf stieg.

Der Oestreichische Botschafter Cäsar Gallen empfahl ihn seinem Nachfolger, dem Freiherrn von Kurz, der nun Gelegenheit suchte und fand, denselben auszuwechseln und los zu kaufen. Der Freiherr brauchte ihn zu seinen geheimsten Verrichtungen, und vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte an. Dies bewog daher den Botschafter ihn wegen seiner Fertigkeit in der türkischen Sprache, nebst seinen übrigen guten Eigenschaften dem Hofe zu Wien anzurühmen. Er erwarb sich hier eine gründliche Einsicht in die geheimsten Absichten der Höfe Wien und Konstantinopel, und Kaiser Ferdinand II. fand in ihm Vorzüge, die ihm denselben unentbehrlich machten. Er sandte ihn mit gutem Erfolg etliche mal an die Bassas und Agas nach Ofen und Temeswar. Im Jahr 1627 wurde er in wärendem Friedensbruch an den türkischen

Sultan Amurath IV. unter augenscheinlicher Lebensgefahr abgeschickt, und zwei Jahre hernach bei demselben als Kaiserlicher Rath und Resident ernannt, in welcher Würde ihn Kaiser Ferdinand III., unter Regierung Sultan Ibrahims bestätigte. Diesen Posten bekleidete er in die 15 Jahre mit Treue und Ruhm zu bester Zufriedenheit, scheuete keine Gefahr, und übernahm die schwersten Aufträge mit unnachahmlicher Geduld und Standhaftigkeit.

---

Diese biographischen Nachrichten würden für unsern Zweck, und nach dem Plane, bloß aus dem Jugendleben denkwürdiger Personen einige interessante Auftritte zu geben, völlig hinreichend seyn, wenn nicht vielleicht einige jungen Leser gern wissen möchten, ob Schmied nie wieder nach der Schweiz und an seinen kleinen Geburtsort Stein zurückgekommen sey? Für diese sind nachfolgende Berichte vielleicht nicht ganz werthlos.

Der römische Kaiser Ferdinand III. ließ seine wichtigen Dienstleistungen nicht unbelohnt, er ward den 1. May 1647 zum Freiherrn v. Schwarzenhorn erhoben, ihm der Römische Reichsadler und Schwert, nebst dem türkischen Greif, mit dem Mond und Säbel in sein Wappen ertheilt, und ihm von Jahr zu Jahr mehr Aemter anvertraut und höhere Ehre erwiesen, indem er die

Herrschaften St. Margaretha bei Wien und Nikolsdorf an sich brachte.

Im Jahr 1660 den 7. October übersandte er dem Magistrate zu Stein einen von seinem Schwiegervater erhaltenen kostbaren Pokal, und sein von dem berühmten Künstler Nikolaus v. Hoy gemaltes Bildniß. Dieses stellt ihn in dem Prachtgewande, in welchem er 1615 als bevollmächtigter Abgesandter des Kaisers vor dem Sultan Mahomet erschienen war, dar, so daß er einem türkischen Pascha ganz ähnlich erscheint.

Im Jahr 1663 brach von neuem der Krieg mit den Türken aus. Der Kaiser in Wien suchte überall Hülfe, selbst bei den Schweizerkantonen. An diese sandte er den Baron v. Schmied, und es wurden ihm an der Tagleistung zu Baden zu Handen seines Herrn 1000 Centner Pulver abgegeben; eine Verehrung, die sich auf 30,000 fl. belief. Bei diesem Anlaß besuchte er, nebst seiner Gemahlin (Helena Feldnerinn v. Feldeck,) auch seine Geburtsstadt Stein. Bei seinem Eintritt in dieselbe ward er bis zu Thränen gerührt. Verwaiset und fast nackend hatte er Stein in der Kindheit verlassen, und nun erblickte er seinen Geburtsort wieder, indem er mit Ehre und Glück überhäuft war. Er war Willens, die Herrschaft Mammern im Thurgäu zu kaufen und je dem Aeltesten seines Geschlechtes zur Nutznießung zu verordnen. Auch seine Gemahlin war dessen zufrieden;

da sie aber zu Stein angelangt, und ihr Herr feierlich von dem gesammten Rathe, sie aber nur von den Frauen der Rathsherren eingeführt worden, erstickte der Verdruß darüber alle Anmuth gegen die Stadt und ihre Verwandtschaft, und weil der Freiherr viel Vermögen von ihr erhalten hatte, wollte er für sich allein nichts thun, und so unterblieb dieser Ankauf.

Aus dem Begleitschreiben welches Freiherr v. Schmied dem obgenannten silber vergoldeten Becher beigefügt hatte, führen wir nur folgende Worte an, welche von dessen Gemüthsart am schönsten zeugen:

„O wunderbare Anschickung Gottes! wie und was Gestalt hätt' ich sollen finden zu meinem Glück den Weg, wenn nicht meines seligen Vaters zu früher Hintritt und so viele andere Trübseligkeiten, welche dergleichen Todtfälle nach sich ziehen, zu meinem Glück und Ehre, wornach ich gestrebt, meine zwar traurigen Anfänge aber treffenliche Wegweiser gewest wären."

„Diese erst angezogenen Wegweiser haben mich in früher Jugend aus dem Vaterland hinweg in fremde Länder gebracht und rechtschaffen gelehrt, wie ein verlassen edel Gemüth zu großen Dingen sich fähig und aus der Noth eine Tugend machen könne. Von allem, was ich in meiner weit umreisenden Wanderschaft bei unterschiedlichen Nationen gar unter den barbarischen Völkern, nützliches

gesehen und erfahren, hab' ich dreier römischen Kaiser und der ganzen Christenheit Diensten große Proben gethan. Bei dreien türkischen Tyrannen mit Leibes- und Lebensgefahr kleine und große Gesandtschaften verrichten müssen, bis mit Gottes Hülfe es so weit gebracht, daß Kaiser Ferdinand III. mich allergnädigst in des heiligen Römischen Reichs Freyherrenstand erhebt hat." u. s. w.

Was übrigens seine Person anbelangt, war er ein überaus wohlberedter Herr und zu seiner Zeit ein vortrefflicher Poet. Folgendes ist eine kleine Probe von seinen Dichtertalenten:

Der Adler und der Drach bedeut in meinem Schild
Zwei mächtig große Reich, durch meine Müh gestillt.
Der kaiserliche Hof, die Ottomannisch-Pforten
Die wissen um mein Thun, und wie an beiden Orten,
Als ich Botschafter war, gehandelt und gelebt,
Und auch warum man mich in Herrenstand erhebt ꝛc.

Er starb 1667 im 77ten Jahre seines Alters in Wien und wurde bei unsrer lieben Frauen zum Schotten beigesetzt. — Kein Schweizer hat es in auswärtigen Diensten und Ehren so hoch gebracht, wie dieser Schmied von Stein, nebst Hotz v. Richterschwyl in unsern Tagen, k. k. General Feldmarschall Lieutenant.

# XV.

# Merkwürdige Lebensrettungen.

## 1.

### Karl v. Linné.

Kilian Stobäus, Professor der Botanik zu Lund, und kräftiger Unterstützer des talentvollen aber armen Jünglings Linné, rettete einst auf einer botanischen Wanderung diesem gelehrten jungen Manne das Leben, als er von der so genannten Höllenfurie*) gestochen worden war. Dieser in Schweden und in Guinea einheimische Wurm, wie ein Zwirnsfaden lang und dünn, schleicht sich, ganz unvermerkt in die bloßen Beine, ziehet sich immer tiefer hinein, und erregt dadurch, daß er sich um die Nerven wickelt, die heftigsten Schmerzen Lähmung und Brand. Oft hängt noch ein Ende dieses Fadens an der Haut herunter, wenn der Wurm schon im Innern zerstörende Wirkungen hervorgebracht hat. Ziehet man ohne Vorsicht an diesem Ende, so reißt es unfehlbar ab, und die

*) Funke in seiner Naturgeschichte setzt die Wirklichkeit dieses Wurmes (furia infernalis), der in Linnees Vaterlande zuweilen plötzlich aus der Luft auf Menschen und Vieh herabstürze, in Zweifel.

Gefahr ist äußerst groß. Nur ein langsames, in Stunden langen Zwischenzeiten geschehendes Abwickeln des Fadens auf einer Rolle ist das beste Mittel, um den schlimmen Folgen vorzubeugen.

Linnés mußte sich nämlich äußerst armselig und schlecht auf Schulen und Akademien behelfen, und gieng wahrscheinlich zuweilen barfuß, sonst ließ es sich nicht wohl erklären wie ihm der gefährliche Höllenwurm hätte schädlich werden können. Er hatte es also der Einsicht seines Gönners und Wohlthäters Stobäus zu danken, daß er für die gelehrte Welt erhalten wurde.

## 2.

### Christ. Gotthilf Salzmann,
Director zu Schnepfenthal.

Daß die Jugend zu gymnastischen Uebungen von ihren Erziehern Anleitung bekommen hätte: daran war in jenen Zeiten, wo Salzmann noch Knabe war, gar nicht zu denken; ja es wurde ihr, und freilich unter gewissen Umständen mit Recht, streng untersagt, verschiedene dahin gehörige Uebungen vorzunehmen. An Salzmanns Geburtsort stellten einige Knaben bisweilen, verstohlner Weise Bad- und Schwimmübungen in der Unstrut an, und auch den kleinen Gotthilf gelüstete darnach, diese Uebung mitzunehmen. Die von dem Jungen, der die Gänse des Orts hüthete, erhaltene Ver-

ſicherung, daß er ihn das Schwimmen lehren würde, wenn er mit zur Unſtrut gehen wollte, bewog ihn daher, ſich der Leitung dieſes unberufenen Lehrmeiſters anzuvertrauen.

Sie kamen an den Fluß und entkleideten ſich. Der Gänſejunge ſprang ins Waſſer, ſchwamm, und rief ſeinem Lehrlinge zu: er möchte nur Alles ſo machen, wie er es mache. Das Springen ins Waſſer nachzuahmen, gelang dieſem nun wohl, — aber nicht ſo das Schwimmen; vielmehr ſank er ſogleich und wurde vom Strome mit fortgeriſſen. Zum Glück war das Waſſer an der Stelle nicht ſehr tief, ſo daß er den Kopf noch über dem Waſſer erhalten und um Hülfe rufen konnte. Da eilte denn ſein Schwimmlehrer herbei, und brachte ihn ans Ufer. Zitternd vor Schrecken, kleidete er ſich an, lief nach Hauſe, und wagte es nie wieder eine Schwimmübung anzuſtellen.

## 3.

## Joh. Gottfried Seume.

Seume erzählt in ſeinem Leben: das größte Vergnügen für mich war, die Pferde in die Schwemme und auf die Weide zu reiten, wozu ich jedoch nur ſelten die Erlaubniß bekam. Reiten hieß bei mir jagen, daß die Mähnen flogen und die Haare ſauſten. So ritt ich ein mal gegen die Ordonanz mit in die Schwemme. Das Thier liebte den Strom

eben so sehr als ich das Reiten, scharrte, stampfte und brauste; meine Hand war zu schwach es zu halten: es legte und wälzte sich mit gewaltigem Wohlbehagen. Ich kam unter das Pferd, verlohr die Besinnung und der Strom führte mich weit mit sich fort. Indessen hier erholte ich mich, als ich herausgezogen wurde, nach einigen Minuten Versuchen sogleich wieder: und lange Zeit blieb dem jungen Centauren die Reiterei untersagt.

## 4.

### Salomon Hirzel,

**Seckelmeister des Standes Zürich; geb. im Mai 1727. gest. im Nov. 1818.**

Hirzel, der bis ins höchste Greisenalter seine frei gewordenen Stunden in wissenschaftlicher Thätigkeit zubrachte, und endlich als ältester Bürger der Stadt Zürich starb, — ward schon im dritten oder vierten Jahre seines Knabenalters durch eine Krankheit dem Tode nahe gebracht. Sieben Tage lang hatte der Knabe da gelegen, ohne ein Wort zu sprechen. Seine Eltern, welche bereits Kinder verlohren hatten, waren tief betrübt. Der Vater verfertigte ein eigenes Gebet auf dieses Verhältniß. Schon näherte sich eine Freundin des Hauses dem kranken Kinde mit einem Licht in der Hand, um nachzusehen, ob es noch lebe, als dieses auf ein mal ausrief: „geh weg mit dem Lichte!“ Der

kleine Liebling wurde nun den bekümmerten Eltern bald wiedergeschenket.

5.

## Napoleon,

ehemaliger Kaiser von Frankreich.

Als ich etwa siebenzehen Jahre alt war; — erzählt der nach St. Helena verbannte Kaiser seinem Wundarzt O'meara daselbst, — wäre ich beinahe in der Seine ertrunken. Beim Schwimmen bekam ich einen Krampf, und sank nach einigen vergeblichen Anstrengungen unter. Ich hatte in diesem Augenblick alle Empfindungen eines Sterbenden, und verlohr das Bewustseyn. Nachdem ich aber gesunken war, trug mich der Strom auf eine Sandbank, auf deren Rand er mich warf, und wo ich besinnungslos, ich weiß nicht, wie lange, blieb. Einige junge Cameraden, die mich hier liegen sahen, brachten mich wieder ins Leben. Vorher hatten sie mich verlohren gegeben, da sie mich sinken sahen, und der Strom eine gute Strecke weit mich fortgerissen hatte.

6.

## B. Jamerai Düval.

Wie wohl ich von einer ziemlich ernsthaften Gemüthsart war, war ich doch von Natur lebhaft,

schreibt er in seiner Selbstbiographie und dabei oft ein unruhiger Kopf. Sobald ich mich auf dem freien Felde befand, (er war damals gerade Schafjunge auf dem Lande,) so lief ich gern meinen Schafen nach, die ich hüten sollte, und hatte meine Freude daran, wenn sie allerlei Capriolen und Sprünge machten. Gleich am Hofe lag ein Obstgarten und in der Mitte desselben ein Brunnen. Hier hielt ich mein Wettrennen. Einer meiner kleinen Läufer war eines Tages mehr als gewöhnlich zum Laufen aufgelegt, wollte in seiner Hitze über den Brunnen wegsetzen, führte aber seinen Sprung so übel aus, daß er in den Brunnen hinabfiel. Bei dem Anblick der Gefahr, in welcher mein armes Thier zu ertrinken stand, wollte ich verzweifeln. Ich versuchte alle Mittel zu seiner Rettung, und wählte endlich von Unvernunft und Unbedachtsamkeit geleitet, eines, das mich in ein unvermeidliches Verderben hätte stürzen können. Ich ergriff das Brunnenseil, haspelte es ab, und ließ mich mit solcher Hastigkeit in den Brunnen hinab, daß ich mich im Augenblicke auf dem Grunde desselben und 4 oder 5 Fuß hohes Wasser über meinem Kopf sah. Ich verschluckte von dem letztern etwas mehr, als ich zur Löschung meines Durstes nöthig gehabt hätte. Ein Stück Holz das mich glücklicher Weise unterstützte, und das Seil, woran ich mich fest hielt, retteten mich vor dem Ertrinken. Ich arbeitete mich wieder aus dem Wasser heraus

und ergriff das Schaf, das auf dem Punkte war, umzukommen. Voll Furcht, es möchte uns beide ein gleiches Unglück treffen, rief ich aus allen Kräften um Hülfe. Die Tiefe des Brunnens machte, daß man mich nicht hörte, und ich blieb in dieser gewaltsamen Situation, bis ich vor Ermattung und Kälte unter zu sinken im Begriff stand. In diesem Augenblicke führte der Zufall Jemand an den Brunnen, der Wasser schöpfen wollte, und nun meinen Zustand gewahr wurde. Er rief um Hülfe, man eilte herbei und bald sahen wir beide Geschöpfe uns gerettet. Der Pächter unterließ nicht, mir eine tüchtige Strafpredigt über die Gefahr zu halten, der ich wie durch ein Wunder entgangen war. Inzwischen befürchtete er, ich möchte seine Lehre nicht genug zu Herzen fassen, und gab mir am Morgen des andern Tags den Abschied.

## 7.

### Dr. August Pfeifer.

Dieser Mann, der erst Professor zu Leipzig war, und endlich als Superintendent zu Lübeck starb, stürzte als ein Kind zu Lauterbach, wo sein Vater Zolleinnehmer war, aus dem obersten Stockwerke des Hauses herab, und wurde ohne Lebenszeichen als todt aufgehoben. Alle Versuche, ihn wieder ins Leben zurück zu bringen, waren fruchtlos, und man veranstaltete bereits seine Beerdigung. Allein

da seine Schwester, indem er schon im Sarge lag, noch etwas an seinem Sterbekleide anheften wollte, so stach sie ihn unversehens mit der Nadel in die Hand, der Knabe zuckte, gab Lebenszeichen von sich, und wurde endlich glücklich wieder hergestellt.

## 8.

### Johannes v. Palafox,

Bischof zu Angelopolis; geb. 1600. gest im Dez. 1658.

Palafox kam in einem Dorfe des Königreichs Navarra in Spanien, als eine Frucht unehelicher Liebe, zur Welt, Marquis v. Ariza, und Lukretia v. Mendoza, beide ledigen Standes und von altem Adel, waren seine Eltern. Er war kaum gebohren, als er schon in Gefahr gerieth, ein Opfer der menschlichen Vorurtheile zu werden. Denn um ihre Ehre zu retten, entschloß sich seine Mutter, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, und gab ihn, in einer Kiste eingewickelt, einer ihrer Mägde, um ihn ins Wasser zu werfen. Es fügte sich aber, daß, da die Magd im Begriff war, das traurige Geschäft zu vollbringen, der Obercassier über das Bad zu Fitero, Namens Peter Navarro, unvermuthet dazu kam, der aus der ängstlichen Eilfertigkeit und Verwirrung dieser Person schloß, sie müßte in einem gefährlichen Vorhaben begriffen seyn. Er fragte sie, was sie so eilfertig und bekümmert im Kästchen trüge?

Junge Kätzchen, sagte sie, die ich wider meinen Willen ersäufen soll. Aber Navarro begnügte sich nicht mit dieser Antwort, nahm ihr das Kästchen ab, öffnete es, und fand ein fast todtgedrücktes Kind darin. Die Magd gestand sogleich, wer ihr den Befehl gegeben hätte, das Kind ins Wasser zu werfen, Navarro aber nahm sich desselben an, übergab es einer Säugamme und ließ es unter dem Namen Johannes taufen. Der ehrliche Mann veranstaltete alles so behutsam, daß kein Schatten von Verdacht auf die Mutter fiel. Diese aber, welche nur aus Uebereilung zu dem grausamen Entschluß verleitet worden war, konnte sich für Freude nicht fassen, als sie nach einiger Zeit von der Magd erfuhr, daß das Kind nicht nur noch beim Leben, sondern auch in den Händen eines edeldenkenden Mannes wäre, auf dessen Verschwiegenheit sie sich gänzlich verlassen könnte. Sie faßte sogleich den Entschluß, ihren geliebten Marquis zur Beschleunigung ihrer Vermählung zu bewegen. Dieser both beide Hände dazu, und schätzte sich glücklich, daß es noch Zeit war, das Vergehen seiner Geliebten, und das seinem Kinde wiederfahrene Unrecht zu vergüten.

Nach geschehener Vermählung ließ er das Kind unter der sorgfältigen Erziehung des guten Navarro, bis sein ältester Bruder mit Tode abging, und er zum Besitz aller Güter seines Hauses gelangte. Alsdann nahm er den Knaben zu sich nach

Ariza, den Hauptsitz seines Marquisats in Aragonien, um ihn standesmäßig zu bilden.

## 9.

### J. Wilh. Ludw. Gleim.

Als Gleim noch ein kleiner Knabe war, erhielt er eines Tages von seinem Vater Erlaubniß, mit den übrigen Brüdern einen Spaziergang nach dem Dorfe Sinsleben, zu einem Freunde, dem Prediger Limburg daselbst, machen zu dürfen. Zwischen Ermsleben und Sinsleben fließt der kleine Selkabach, der in manchem Frühjahr ein Strom wird. Diesmal war er wirklich zu einem Strome angewachsen, und hatte die Brücke weggerissen; statt derselben hatte man einen langen Baum über das Wasser gelegt. Die beiden andern Brüder gingen hinüber. Den jüngsten Bruder, drei Jahre alt, faßte Wilhelm, ihn hinüber zu führen, bei der Hand, kaum waren sie auf die Mitte des Baumes gekommen, so fiel unser Gleim, — im väterlichen Hause Wilhelm genannt, — in den Strom. Der dreijährige Knabe aber kam glücklich hinüber. Die jenseits des Stromes stehenden Brüder riefen: Wilhelm, Wilhelm! aber das Wasser riß ihn fort bis an einen hineingestürzten Weidenbaum. Ein vorübergehender alter Mann, dessen Namen nicht bekannt geworden ist, wagte sich in den Strom, zog den Hineingefallenen als todt heraus, trug ihn

an das jenseitige Ufer und zu dem Prediger Limburg. Dieser legte den todtscheinenden Knaben, in Gegenwart seiner ihn beweinenden Brüder, in gewärmte Betten, und brachte ihn ins Leben zurück. Damit die guten Eltern von diesem Unglück nichts erfahren sollten, ließ er sie bitten, die vier Knaben ein paar Tage bei ihm zu lassen, ließ die Kleidung des Verunglückten trocknen, ermahnte die übrigen zum Stillschweigen, und brachte sie dann selbst zu den Eltern zurück. — Merkwürdig ist, daß die Kinder das ihnen empfohlene Stillschweigen pünktlich beobachteten, und daß die Eltern erst nach geraumer Zeit etwas von diesem Unglück erfuhren.

## 10.

## Thomas Platter.

Als Thomas Platter noch ein kleiner Geishirte war, durchspähete er eines Tages einen tiefen Abgrund, um Kristalle, oder wie sie von den Hirten und Sennen in den Alpen genannt werden, Strahlsteinchen zu suchen, als er weit über sich einen großen Stein, so groß wie ein Ofen, herabrollen sah. Da er unmöglich entrinnen konnte, legte er sich auf den Boden, und glücklicher Weise fiel das Felsenstück wenige Klafter über ihn nieder, und schwang sich über sein Haupt weg, so daß diese Lebensgefahr ohne Nachtheile für ihn vorüber gieng.

## 11.

### Franziska v. Aubigné,
**Gemahlin Ludwig XIV. Königs von Frankreich, geb. 1635. gest. 1719.**

Daß es in der Geschichte der Menschheit so wunderbare und außerordentliche Beispiele gibt, aus welchen wir schlechterdings von dem mächtigen Einfluß einer über uns waltenden Macht überzeugt werden müssen, die unser Leben erhält und verlängert, dies beweist ganz vorzüglich auch die sonderbare Jugend- und übrige Lebensgeschichte der obgenannten Fr. v. Aubigné, Marquisinn v. Maintenon. Diese nachher am Hofe Ludwig XIV. so berühmte Dame hatte von dem Augenblicke ihrer Jugend an, die sonderbarsten Schicksale gehabt. Sie wurde in einem Gefängniß gebohren, reiste in der Wiege nach Amerika, kam auf dem Wege dahin in die augenscheinlichste Lebensgefahr, war in ihrem Leben bald Aufseherin über Truthühner, bald über königliche Prinzen, und hatte Schäfer, Dichter und Könige zu ihren Geliebten. Ein paar Stellen aus ihrem Leben werden hier vielleicht nicht ohne Interesse gelesen.

Fr. v. Aubigné wurde im Gefängnisse zu Niot gebohren, wohin ihre Mutter ihrem unruhigen Manne gefolgt war. Sie befreiete endlich nach vielen vergeblichen Versuchen denselben aus den Banden, und gieng mit ihm nach Amerika. Bei

kleine Franziska mußte so früh eine so weite und beschwerliche Reise mitmachen. Das arme Kind wird zum Sterben krank, giebt kein Lebenszeichen mehr von sich. Ihre Mutter nahm sie in ihre Mutterarme, und versucht es unter Klagen und Thränen, dasselbe an ihrem Busen zu erwärmen. Ihres Geschreies müde, entriß der Baron v. Aubigné ihr das Kind, dessen Tod sie in Verzweiflung setzte. Ein Matrose nimmt es, um es in die See zu werfen. Eben soll die Kanone gelößt werden. Die Mutter bittet noch um den letzten Kuß, fühlt das Herz schlagen, und erhält das Kind beim Leben.

Nachdem sie auf dem festen Lande angekommen waren, hatte der Bediente das ihm anvertraute Kind am Ufer zurückgelassen. Die Mutter eilt sogleich allein, und in der größten Angst zurück, und sieht, welch Schrecken! die hülflose Kleine von giftigen Thieren umgeben. Sie vergißt ihre eigene Erhaltung, springt mit Heldenmuth hinzu und entreißt die Geliebte dem nahen Verderben.

Wir könnten hier abbrechen, in der Beglaubigung für unsern Zweck als Beitrag zu überaus merkwürdigen Lebensrettungen, sattsam dargethan zu haben, wie wunderbar Gott oft unser Leben erhält, wenn er uns noch zu großen Dingen aufbehalten will. Ich erlaube mir aber, so noch Einiges aus dem Leben dieser merkwürdigen Dame auszuheben.

Sie zeigte in ihrer Jugend viele natürliche Anlagen. Ihre Mutter bildete sie mit großer Sorgfalt aus, und sie las schon in der Jugend Plutarchs Lebensbeschreibungen zu ihrem Zeitvertreibe. Ihr Vater starb früh, und die Mutter gieng nun arm und verlassen in ihr Vaterland, nach Frankreich zurück. Die Mutter, der Tochter nicht unwürdig, hatte eine erhabene Seele, und war eine Frau, die nichts erschüttern konnte. Sie sah gelassen in die Flammen, die ihr Haus in Amerika verzehrten. Die kleine Franziska weinte bei diesem Anblick, die Mutter verwies es ihr, und sagte: Man muß über den Verlust eines Hauses nicht weinen! Die Standhaftigkeit, und diesen Muth ererbte die Tochter von der Mutter.

Fr. v. Villeté nahm die unglückliche Familie großmüthig in ihren Schutz. Sie war eine Hugenottin*), und brachte der kleinen Franziska diese Grundsätze bei. Die Mutter wollte einst die

*) Mit dem Namen Hugenotte, werden in Frankreich die Anhänger der evangelischen Kirche benennt. Woher er entspringe, weiß man nicht gehau. Unter der Regierung Karls IX. und Heinrich III. begannen die Hugenottenkriege, an deren Spitze der Prinz Condé stand. Heinrich IV. machte ihnen ein Ende, der selbst ein Protestant war, und durch eine augenblickliche Politik bewogen, 1593 zur katholischen Kirche übertrat.

Tochter mit in die Kirche nehmen, sie weigerte sich. Doch mußte sie ihr endlich mit in die Messe folgen, und als sie dem Altar den Rücken zukehrte, und darüber eine Ohrfeige bekam, hielt sie den andern Backen auch hin, und sagte: Schlagen sie zu, liebe Mutter, es ist schön um der Religion willen zu leiden. Dies bewog die Mutter, sie in die Hände der Madame Neuillant, einer Anverwandtin, zu geben. Hier ward sie sehr hart behandelt, und mußte das Hühnervieh warten. In ältern Jahren scherzte sie darüber oft, und sagte: Ich fieng früh schon an Aufseherin zu werden, in meiner Jugend war ich es über Truthühner, und nun im Alter bin ich es über Prinzen geworden.

Ihre aufblühende Schönheit verführte einen jungen Schäfer ihr seine herzlichste Liebe zu schenken; dies bewog ihre Pflegemutter sie ins Kloster zu Niot zu geben. — In der Folge kam sie nach Paris. Ihre Liebenswürdigkeit zog alles an sich, und sie wurde Freundin der berühmten Ninon von Lenclos. Ganz von ohngefähr ward ihr Name bei der Königinn genannt; sie kommt in der Folge an den königlichen Hof, in die Umgebungen der Madame Montespan, und wird Erzieherin des königlichen Prinzen, ja selbst nachher Balldame der Königinn. Sie erhält bei Paris das schöne Gut Maintenon als ein Geschenk Ludwig XIV. der sie zur Marquisin unter diesem Namen erhebt, und nun steigt sie von Stufe zu Stufe des Glücks

empor, und da dessen Gemahlinn 1683 mit dem Tode abgieng, — heirathet sie der König; denn ohne dies hätte sie sich dem König nicht ergeben. Der Erzbischof von Paris, Herr v. Harley segnete ihre Ehe 1685 in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen ein. Doch blieb diese Verbindung ein Geheimniß.

Aber auch in dieser scheinbaren beneidenswerth glücklichen Lage, zu welcher sie die Vorsehung erhoben hatte, schrieb sie doch an ihre Nichte: Ich habe alles genossen, finde aber gleichwohl, daß ich immer auf den Ausspruch Salomons zurückkomme: Alles ist Betrübniß der Seele! — Ludwig starb 1715. Maintenon begab sich in die Einsamkeit. Man bewies ihr aber auch hier die schuldige Achtung, und sie behielt ihr Jahrgeld. „Ich habe, sagte sie hier oft, auf der Welt keinen Freund mehr; das Vergnügen zu geben bleibt mir allein übrig.“ Bei Betrachtungen über ihre Jugend, sagte sie oft, „ach, ich hatte da noch keinen Ehrgeiz, der mich mit seinem Gefolge nach dem Gespenste der Glückseligkeit trieb. Ich war in meiner Armuth glücklicher als bei alle dem glänzenden Elende in dem ich jetzt stehe. Kummer, Gram, Verdruß flohen da noch meine niedrige Hütte, die mich hernach im königlichen Palast heimsuchten.“ Peter der Große, Czaar von Rußland besuchte sie 1717 auf ihrem Krankenlager, und sie gefiel ihm noch in

ihrem Alter. In ihrem 84sten Lebensjahre starb sie 1719 mit aller Gelassenheit.

## 12.

## Heinrich Jung, genannt Stilling.

Dem jungen Stilling begegnete einst, da er noch Schulmeister zu Dorlingen war, ein Zufall der ihm leicht das Leben hätte kosten können, wenn ihn der gütige Vater der Menschen nicht sonderlich bewahret hätte.

Er mußte sich des Morgens selbsten Feuer in den Ofen machen; als er nun einmal kein Holz fand, so wollte er sich etwas holen; nun war über der Küche eine Rauchkammer, wo man das Fleisch räucherte, und zugleich das Holz trocknete. Die Dreschtenne stieß an die Küche, und von dieser Tenne gieng eine Treppe nach der Rauchkammer. Es waren just sechs Tagelöhner am Dreschen. Heinrich lief die Treppe hinauf, machte die Thüre auf, aus welcher der Rauch, wie eine dicke Wolke herauszog; er ließ die Thüre offen, that einen Sprung nach dem Holz griff etliche Stücke, indessen wirbelte einer von den Dreschern auswendig die Thüre zu. Der arme Stilling gerieth in Todesangst, der Rauch erstickte ihn, es war stockfinster da, er wurde irre, und wußte nicht mehr wo die Thüre war. In diesem erschrecklichen Zustand that er einen Sprung gegen die Wand, und

traf just gerade gegen die Thür, dergestalt, daß der Wirbel zerbrach, und die Thüre aufsprang. Stilling stürzte die Treppe herunter bis auf die Tenne, wo er betäubt und sinnlos hingestreckt lag.

## 13.

### Johann Wesley,

Stifter der Methodisten, geb. im Juni 1703.

Wesley befand sich in seinem sechsten Lebensjahre, als eben des Nachts zwischen zwölf Uhr in dem Hause seiner Eltern Feuer ausgekommen war, in großer Lebensgefahr, von der Flamme verzehrt zu werden. Schon waren die Eltern gerettet, und hatten auch sieben Kinder nach und nach um sich glücklich versammlet. Aber ach, während alle Gott für ihre Errettung dankten, hörte der Vater noch eins in der Kinderstube schreien, und um Hülfe und Rettung flehen. Er suchte die Treppe hinauf zu kommen, aber sie stand schon in Flammen, und würde ihn nicht mehr getragen haben. Da er es unmöglich fand, kniete er nieder, und empfahl die Seele seines Kindes den Händen Gottes.

Wir wollen aber Wesleyn selbst reden lassen, und hören, wie er uns diese Lebensgefahr und seine glückliche Rettung beschreibt. — — „Ich erinnre mich, sagt er, aller Umstände so genau, als wenn es gestern geschehen wäre. Als ich das Zimmer so hell sah, rief ich das Mädchen, mich aufzunehmen.

Da niemand antwortete, steckte ich meinen Kopf aus den Bettgardinen, und sah Feuerstrahlen oben an der Decke. Ich sprang auf, rannte nach der Thür; aber weiter konnte ich nicht, denn der ganze Flur stand in Feuer. Darauf kletterte ich auf einen Kasten, der nahe am Fenster stand; irgend Jemand im Garten erblickte mich, und rieth, eine Leiter zu holen. Ein andrer erwiederte, das wird zu lang. Ich will etwas anders versuchen. — Ich will mich gegen die Wand stemmen; laßt einen Andern auf meine Schultern steigen! Es geschah, und dieser nahm mich aus dem Fenster. In demselbigen Augenblick stürzte das ganze Dach ein, aber es fiel einwärts, sonst hätte es uns alle zerschmettert. Als sie mich in das Haus, wo mein Vater war, brachten, rief dieser: Kommt Nachbarn, laßt uns niederknien; laßt uns Gott preisen. Er hat mir alle meine Kinder gerettet. Schade für das Haus! Ich bin reich genug!"

Den nächsten Tag als er (sein Vater war nämlich Landprediger zu Epworth, in England) in den Garten gieng und die Ruinen des Hauses ansah, hob er ein Blatt aus seiner Polyglotten-Bibel auf, auf welchem noch die Stelle lesbar war: Geh', — verkaufe was du hast, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach.

## 14.

## Josua Mahler,

von Zürich.

Der Vater dieses Josua Mahler war Mönch in Königsfelden gewesen, bis die Reformation eintrat, wo er dann das Kloster 1524 verließ, die beiden Kappeler-Schlachten freiwillig mitmachte, und dafür im Jahr 1532 mit dem Burgerrecht zu Zürich beschenkt wurde. Er widmete sich nachher der Buchdruckerkunst, und vereinigte sich mit dem berühmten Buchdrucker Froschauer.

Sein Erstgebohrner war obgenannter Josua, dessen Errettung von Räubern auf einer Reise wir jetzt weiter erzählen wollen. Nach dem Wunsche der Eltern sollte er sich dem Kirchendienste widmen. Der Rath in Zürich, dem alles daran lag, junge Männer im Lehrstande zu sehen, die alle nöthige Eigenschaften und Kenntnisse besäßen, um der Kirche in jener schwierigen Zeit Ehre und Stütze zu seyn, schickte diesen talentvollen, an Kopf und Herz gleich schätzenswerthen Jüngling im Jahr 1549, nebst noch einem andern jungen Studierenden, auf Unkosten des Staats, nach Lausanne. Kaum war er aber anderthalb Jahre daselbst, so erhielt er eine neue Weisung von Zürich, sich ungesäumt nach England, auf die berühmte Akademie zu Oxford, zu begeben, und dabei die Reise über Frankreich nach Paris zu machen. Diesen Befehlsbrief erhielt er durch einen andern jungen Züricher, Rudolf

Hüslin, der ihm zum Reisegefährten bestimmt, und mitgegeben wurde, und dem ihn der damalige Rector des Gymnasiums, J. J. Ammann, in einem sehr humanen, von seiner Zuneigung gegen Mahlern laut redenden Briefe, dringend empfahl. In der Reiseinstruction schrieb er ihm zu: „Wir wollend aber, daß ihr diese Reyß an d'Hand nehmind ob allen Dingen mit Anrüffung des göttlichen Nammens, fürsichtiglich, behutsam, nüchter und huslich.“ — Zu diesem letztern war freilich die Regierung diesen beiden Jünglingen sehr behülflich, da dieselbe jedem von ihnen für die ganze Reise, von Lausanne nach England, mehr nicht, als 20 Züricher Gulden gab.

Mit diesem Reisegeldchen und einigen Empfehlungsschreiben von dem damaligen Antistes Heinr. Bullinger, begaben sich dann die beiden jungen Züricher den 25. Febr. 1551 ungesäumt auf den Weg. Sie hatten in der That keine Zeit zu verlieren, weil sie im Herbst, nach der ausdrücklichen Anzeige des Rectors, schon wieder zu Hause seyn mußten. Ihr Weg gieng über Morsee nach Genf, wo sie den berühmten Typographen Robert Stephanus, mit dessen beiden Söhnen Josua schon in Lausanne gute Bekanntschaft gemacht hatte, antrafen. Sie hielten sich in Genf nicht auf, weil sie diese Stadt von Lausanne aus, schon früher kennen gelernt hatten, und auch derjenige Mann, der allein im Stande gewesen wäre, sie dort einige

Tage bleiben zu machen, der berühmte Calvin, nicht zu Hause war; sie hatten ihn auf der Straße bei Nyon angetroffen, und da die Briefe von Bullinger abgegeben. Als er das Vorhaben des jungen Mahlers und seines Gefährten vernahm, nach England zu reisen, bedauerte er sehr, solches nicht früher gewußt zu haben; denn vor wenig Tagen habe er nach England zum dortigen Erzbischof, Thomas Cramer, seinen Famulus abgesandt, der sie sehr bequem hätte mitführen können. „So hat uns aber“ — setzt Josua hier in seinem Tagebuch eben so wahr als treuherzig hinzu, — „der lieb' und gnedig Gott ohn das, wol und sicher hindurch geführt und begleitet.“ Wirklich rettete die Vorsehung ihr Leben, als sie in der Gegend zwischen Genf und Lyon, wohin sie sich nun begaben, Gefahr liefen, Räubern und Mördern in die Hände zu fallen. Es sagte ihnen nämlich jemand in einem Wirthshause, wenn sie eilen möchten, so würden sie noch vor Anbruch der Nacht das Städtchen Chardün erreichen. Diesem Vorgeben trauend, eilten sie, so viel sie konnten. Auf der Straße trafen sie einen Schweizer, der bei einem Hauptmann in Solothurn in Diensten stand; diesen erkannte Mahler, grüßte ihn und fragte, ob sie auf der rechten Straße nach Chardün seyen? Er bejahete [redacted] wunderte sich aber sehr, daß ihnen Jemand sollte gerathen haben, noch diese Nacht dorthin zu reisen, indem es nicht nur viel weiter bis

dorthin wäre, als man ihnen vorgegeben, sondern daß sie auch in der Nacht durch einen großen Wald gehen müßten, welcher wegen Räubern sehr unsicher sey. Er rieth ihnen also, heute nicht weiter zu gehen, als in das nächste Dorf, und daselbst zu herbergen. Sie folgten seinem Rathe, und am folgenden Tage sahen sie erst das Heilsame dieses Rathes ein, indem wirklich in eben derselben Nacht eine Mordthat in diesem Walde verübt worden, und es sich fand, daß jener Unbekannte, welcher ihnen die Reise bis Chardün fortzusetzen anrathen wollte, einer von dieser Räuberbande gewesen war.

So stellt uns oft die Vorsehung in unsern Freunden und Bekannten Schutzengel auf den Weg, die uns vor einer Gefahr, der wir unwissend oder unvorsichtig entgegen eilen, zurückhalten sollen. Wohl dem Jüngling, der gern und dankbar folgt!

## 15.

## Olivier Cromwell.

Als Cromwell einst, bald nach seiner Geburt, bei seinem Großvater war, und in einer Wiege ohne Aufsicht schlief, nahm ihn ein großer Affe aus der Wiege, und trug ihn auf das Dach des Hauses. Sobald man seiner Gefahr gewahr gewor[illegible]breitete man Betten und wollene Decken, [illegible]n beim Herabstürzen aufzufangen, allein der [illegible]ffe brachte ihn glücklich wieder zurück in des Großvaters Zimmer.

In seiner Jugend war Cromwell in Gefahr, im Wasser umzukommen, wurde aber durch einen Dorfprediger, Namens Johnson, zeitig genug gerettet.

16.

J. Andreas Cramer,
Kanzler in Kiel, geb. 1724. gest. 1788.

Cramer war der Sohn eines Predigers zu Jöstadt oder St. Georgenstadt im Erzgebirge. Als Knabe sammelte er einstmals Erdbeeren, als eben im Bergwerke Steine gesprengt wurden. Ein herabgeworfenes Felsenstück zerschmetterte sein Töpfchen, das er neben sich stehen hatte; er aber blieb unverletzt. — Von ihm siehe noch etwas in seines Sohnes Haus-Chronik p. 225.

17.

Johann Christ. Hendel,
der hallischen Buchdrucker Senior und Buchhändler; geb. den 7. Mai 1742. gest. den 7. Oct. 1823.

Hätte nicht die gütige Vorsehung schon früh ihre schützende Hand über ihn gehalten, so wär er schon in seiner zarten Kindheit auf eine traurige Weise ums Leben gekommen. — Er war der Sohn des Buchdruckers J. Christ. Hendel von Halle, und noch hatte der Knabe das 5te Jahr nicht erreicht, als

Doch die göttliche Vorsehung wollte nicht, daß ich auf eine so traurige Weise mein junges Leben hier aufopfern sollte, und führte einen Umstand herbei den freilich Viele für einen bloßen Zufall halten dürften. — Was wohl höchst selten, oder noch nie der Fall gewesen, mußte sich diesmal zutragen! Mein Vater hatte ein in der Kirche unentbehrliches Buch mitzunehmen vergessen, und sah sich genöthiget vor der Predigt noch, nach Hause zu eilen. Er trat in das Gemach dessen Fenster nach dem Garten giengen, und vernahm alsbald mein Jammergeschrei, das unter der umgefallenen Gartenthüre hervor, zu ihm hinauf drang. Schleunigst eilte er zur Hülfe herbei, und trug mich nach Hause.

Nachdem der herbei gerufene Arzt die nöthige Untersuchung mit mir vorgenommen, erkannte er, daß außer einigen nichtgefährlichen Quetschungen kein einziges Glied weder schwer verletzt, noch gebrochen sey, was allen unbegreiflich zu seyn schien! Daher nöthigte mich bloß der Schrecken und die Heilung einiger Fleischwunden, ein paar Wochen das Zimmer zu hüten.

Einer meiner Jugendfreunde, der als Studiosus der Theologie in Jena nachher verstorbene hoffnungsvolle Jüngling, Bauerfeindt, welcher innigen Antheil an meinem Unfall nahm, schrieb mir damals in mein Stammbüchelchen — denn die kleinen Quartaner wollten es den großen Primanern darin nachthun:

Der fünfte May, die Gartenthür —
Sey unvergeßlich dir und mir!'

---

## XVI.

## Jugendliche Freudigkeit und Standhaftigkeit im Tode.

### 1.

### Jonas Eiler,

von Timmel, in Ostfriesland, geb. im Jahr 1768.

Jonas, war der Sohn armer, aber rechtschaffener Eltern, die ihn fleißig zur Schule schickten, wo er so viel lernte, daß er in seiner Krankheit, — er war nämlich von seinem zweiten Jahre an sehr mit Krämpfen geplagt, — sich mit Lesen die Zeit oft angenehm verkürzen konnte. Daher war ihm die heilige Schrift im siebenten Jahre schon so verständlich, daß er viele Stellen auswendig, und andere sich zu erklären wußte. In seinem krampfhaften und gichterischen Umständen, sah er wohl und fühlte deutlich, daß die Welt mit ihrer Lust vergehe, und daher konnte er schon als Knabe nicht leiden, wenn andre ungezogene Kinder zu ihm kamen und unnützige Reden führten. Er benutzte auch jede stille Gelegenheit, wenn es seine Schmerzen

vollkommensten Ergebung in den Willen Gottes. Ganz England beweinte seinen frühen Tod, weil er schon in seiner frühen Jugend für ein Wunderwerk des Verstandes, der Gottesfurcht und Tugend gehalten wurde. Er besaß von seinem Reiche die genaueste Kenntniß, und wußte von seinen Ministern das richtigste Urtheil zu fällen.

Nichts lag ihm mehr am Herzen als das Werk der Reformation. Er beförderte dasselbe aus allen Kräften, und weinte, wenn er dachte, daß, wenn seine Schwester Maria ihm in der Regierung folgen sollte, solches wieder zerstört werden dürfte. — An seinem Sterbetage den 6. Juli 1553, da er meinte daß er ganz allein sey, und niemand sich um ihn befände, betete er unter andern also: „Herr, erlöse mich aus diesem jammervollen und verderbten Leben, und nimm mich auf in die Zahl deiner Auserwählten; jedoch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Herr, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Du weißt, Herr, wie wohl mir ist, bei dir zu seyn; doch um der Liebe zu deinen Kindern willen, schenke mir das Leben und die Gesundheit wieder! Herr Gott, segne dein Volk und erhalte dein Erbtheil! Gesegnet sey das Volk das du erwählet hast in England! Herr Gott, behüte dies Reich vor dem Pabstthum! erhalte die wahre Religion, auf daß ich und mein Volk, deinen heiligen Namen loben, um der Liebe Christi willen!“— So betete der fromme Prinz und entschlief im Frieden!

3.

## Hans Rudolf Stadler,

von Zürich, Uhrmacher zu Ispahan in Persien, geb. 1605, stirbt den Märtertod daselbst.

Stadlers Vater betrieb in seiner Vaterstadt die Hafner- und Ziegler-Profession, und ließ seinen Sohn Rudolf die Uhrmacherkunst erlernen, in welcher er es zu einer großen Geschicklichkeit brachte Ehe er sich aber in Zürich niederließ, suchte er zuvor Erfahrungen und Weltkenntniße auf Reisen zu sammeln, wozu ihm die Bekanntschaft mit dem Freyherrn Rudolf Schmied v. Schwarzenborn — von dem wir weiter oben gesprochen — behülflich war. Der Kaiser Ferdinand II. hatte denselben zum Gesandten am türkischen Hofe ernannt, und als solcher, nahm er unsern Rudolf, ohne Zweifel von Wien aus, mit nach Konstantinopel, wo er dem Gesandten 1 Jahr lang, wahrscheinlich um die Reisekosten abzuverdienen diente, und weil seine Kunst von den Türken hochgeschätzt wurde, in der Folge auf eigene Kosten arbeitete.

Als sich zur Zeit des 30jährigen Krieges Gustav Adolf, König v. Schweden in Teutschland befand, um der leidenden evangelischen Kirche zu Hülfe zu eilen, konnte der protestantische Jüngling, Stadler über dessen Fortschritte seine Freude

nicht verbergen, und erlaubte sich unbesonnener Reden gegen den teutschen Kaiser, wodurch er sich den Haß des dortigen östreichischen Gesandten zuzog, der ihn deßhalb mit dem Tode bedrohete. Zum Glück befand sich eben damals ein um des Glaubens willen vertriebener Böhme in Diensten des holländischen Gesandten am türkischen Hofe. Dieser hatte sich früher eine Zeitlang in Zürich aufgehalten, viele Gutthaten dort genossen, und derselben eingedenk verschaffte er dem Uhrmacher Schutz und Sicherheit.

Den fernern Verfolg der Schicksale unsers Stadlers erzählen wir aus den Reisen des Johann Baptist Tavernier, so weit er als Augenzeuge davon redet. „Die Kane, sagt er, oder Statthalter der Provinz des persischen Reichs, sind den Fremden hold, besonders wenn es Leute sind, die ihnen gefallen, und etwas zur Neugierde mitbringen. Als ich von Konstantinopel meine erste Reise nach Persien antrat, hatte Herr Schmied einen jungen Mann von Zürich in seinen Diensten, einen guten Uhrmacher, und bat mich, denselben als Gefährten anzunehmen. Bei unsrer Ankunft in Erwan (die Hauptstadt in persisch-Armenien) bezeugte der Kan welchem wir sogleich die Aufwartung machten, daß wir ihm willkommen seyen. Damals waren die Uhren in Asien noch eine Seltenheit, und Rudolf, laut dessen, was uns der

Kan sagte, der erste Uhrmacher, der Persien betrat. Er mußte ihm eine Uhr zurecht machen, die er von einem Kaufmanne hatte, und sowohl um das Vergnügen zu haben, ihn arbeiten zu sehen, als daß wir ihm täglich Gesellschaft beim Trinken leisteten, gab er uns Herberg in einem Gemach, nahe bei dem seinigen. Er war ein starker Liebhaber des Weins, und um seine Freundschaft besser zu gewinnen, mußten wir ihm, sobald die Tageshitze nachließ, von 4 Uhr Abends bis lang in die Nacht hinein Bescheid thun und Stand halten und mittrinken."

„Als wir in Ispahan (der Hauptstadt Persiens) angelangt waren, setzte sich Rudolf an die Arbeit und verfertigte eine sehr kleine Uhr in der Größe eines Thalers, welche er an die Engländer um 200 Thlr. verkaufte. Sie gelangte in die Hände des Königs, der einen großen Wohlgefallen daran fand. Er ließ eine goldene Kette durch den Ring ziehen, und trug sie am Hals so daß sie sich unter sein Kleid senkte. Man hatte in Persien noch keine so kleine Schlaguhr gesehen, wie diese, weil die Uhrmacherei damals noch sehr unbekannt war. Es war dies des Königs erste Uhr, und wie er den Schlüssel bei dem Aufziehen derselben unrecht drehete, zerbrach ihm die Uhr, und konnte nicht mehr ihren Dienst leisten. Dieser Zufall machte ihn sehr verdrießlich, und wie er vernahm, daß der, welcher sie gemacht hatte, zu Ispahan sey, gab er

Befehl, ihn schleunig nach Kasbin,*) wo er sich damals gerade befand, kommen zu machen. Rudolf stellte nach seiner Ankunft die Uhr sogleich wieder in guten Stand, und der König befriediget von seinem Werk und seiner Person, ordnete ihm einen Gehalt von 450 Thlr., mit Lebensmittel für ihn, einen Diener und zwei Pferden, und gab ihm Auftrag, ein anderes Uhrwerk zu verfertigen.

„Rudolf war verpflichtet, sich alle Morgen früh bei dem König einzufinden, und die Uhr aufzuziehen, und weil er die türkische Sprache sehr gut redete, hatte der König ein Belieben sich zu erkundigen, was er neues vernommen hätte, und mehrere Fragen an ihn zu richten. Alle Morgen, wann er vom König weggieng, reichte man ihm Ehrenhalber eine Schale Wein, und der König hatte am Ende eine so große Zuneigung zu ihm, daß um es einzuleiten, daß Rudolf lebenslang in seinen Diensten bliebe, er ihn mehrmals ersuchte, und durch die ersten des Hofs ersuchen ließ, die christliche Religion zu verlaßen, und ein Mahomedaner zu werden.„

Eben als unser Rudolf daselbst war, schickte der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp eine

*) Eine große Persische Stadt, 1806 mit 60,000 nach andern nur mit 25,000 Einw. hat vortreffliche, Säbelklingen- und Tapetenfabriken, Werkstätte für Ackergeräth, Reiß- und Seidehandel.

ansehnliche Gesandtschaft an den persischen Hof, um sich, oder vielmehr der Stadt Hamburg einen Handelsverkehr mit Persien zu eröffnen. Da diese vernahmen, daß Rudolf bei dem König sehr beliebt wäre, suchten sie denselben für ihre Angelegenheiten zu gewinnen, was ihnen auch glückte.

So war der gute Rudolf ein Mann von Wichtigkeit am Hofe eines großen Königs, weil er täglich freien Zutritt und offenes Gehör bei demselben hatte, und eine europäische Gesandtschaft setzte Werth auf seine Zuneigung. Zudem waren ihm die Holsteiner als Leute teutscher Zunge vor anderu angenehm, und er ging daher damit um, mit ihnen in sein Vaterland heim zu kehren, und die Rückreise der Holsteiner schien ihm die beste Gelegenheit, welchen er darum desto beflißener Gefälligkeiten erwies. Er hielt daher um seinen Abschied an. Der König aber, weil er ihn nicht gerne mißen wollte, anerbot ihm 400 Thlr. zu verehren, in so fern er noch zwei Jahre bliebe. Der Uhrmacher ließ aber, dieses Anerbietens ungeachtet, durch die Gesandten ferner um die Entlaßung anhalten.

Unterdessen brach in der Nacht ein Dieb bei ihm ein, vielleicht in der Meinung, als hätte der König die verheißene Belohnung ihm bereits ausgezahlt. Rudolf befand sich eben bei dem Holsteinischen Gesandten um einen Abendtrunk zu genießen. Er gieng diesmal vor Nacht nach Hause, als er im Hofe den Dieb, der ein Bruder von

einem der königlichen Pförtner war, antraf. Der junge Perser war wohl kein Dieb, sondern ein Liebhaber von Frauenzimmern der zu einer Sclavinn in Rudolfs Hause kam. Dieser, überrascht von der frühen Heimkunft des Hausherrn, glaubte, daß es für ihn das richtigste wäre, die Flucht zu ergreifen, und machte sich über die Mauer des Gartens weg. Rudolf der ihn kannte, ließ folgenden Tags dem Pförtner sagen, daß er seinen Bruder in seinem Hause betroffen habe, und daß er zu seinem Heil ihn gewarnt haben wolle, nicht wieder zu kommen, weil wenn er ihn je wieder da fände, er übel mit ihm verfahren würde. Das nämliche ließ er dem jungen Menschen selbst sagen, und hoffte daß derselbe darauf die Frechheit nicht mehr haben werde, den Fuß in seine Wohnung zu setzen.

Einige Tage nachher gaben die Holsteinischen Gesandten ein großes Mal, wozu sie alle Franken, d. h. alle europäischen Christen luden. Bei solchen Anläßen verläßt man die Gesellschaft nicht vor Mitternacht, weil man erst gegen Abend anfängt sich recht zu belustigen, und die Tänze anzustellen. Dem Rudolf, der ein wenig getrunken, kommt der junge Perser zu Sinnen, und ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, geht er allein nach Hause, öffnet leise die Thüre, und trifft den jungen Buhler wieder an. Dieser will wieder über die Gartenmauer springen, aber Rudolf läßt ihm dazu keine Frist; sogleich auf ihn zuspringend mit Hülfe der

Sklaven, welche auf das Getümmel herbeiliefen, bindet er ihn um die Arme und den Leib an einen Baum in seinem Hofe.

Wie der Perser solcher Maßen gebunden war, sagte Rudolf, er wolle morgen mit ihm sprechen, und weil er ein wenig Wein im Kopfe hatte, warf er sich auf eine Matratze. Da seine Diener ihn nicht mehr im Saale des Gastmahls sahen, und dachten, er wäre in der Stille nach Hause gegangen, folgten sie bald nachher ihm dahin; und als sie den bekannten Perser an den Baum angebunden fanden, wollte ihn jeder am meisten necken. Einer unter ihnen, der gar nahe sich an ihn machte, um ihn mehr zu necken, und ihm seine Dummheit um die Nase zu reiben, daß er sich so habe binden lassen, bekam bei der Gelegenheit einen Fußtritt, welchen der Perser, der die Beine frei hatte, aus Raserei sich in diesem Zustande zu sehen, mit aller Macht ihm in den Unterleib versetzte. Er fiel ohnmächtig zu Boden, und war beinahe des Todes. Die Diener erhoben ein Geschrei, und einer weckte den Rudolf, welcher den Vorfall vernehmend, zu einer Pistole griff, die mit zwei Kugeln geladen war, und dem Perser vor den Kopf schoß. — So erzählt Ravenier den Vorfall.

„Ohne über den Tod des jungen Menschen sehr erschrocken zu seyn, fährt derselbe Reisende fort, und sich beruhigend mit der Gewogenheit des Königs, ritt er morgens üblicher Weise an den Hof, um

ihm die Uhr aufzuziehen. Der König, der ihn wie gewohnt fragte, ob er nichts neues wisse, war ein wenig betroffen, da Rudolf kaltblütig sagte, er habe den Bruder eines seiner Pförtner getödtet, dafür, daß er ihn zwei mal in seiner Wohnung angetroffen, nachdem er's ihm habe untersagen und auch den Pförtner bitten lassen, den Bruder zu warnen, daß er sich nicht mehr dahin wage."

„Der König sagte ihm auf diesen Bericht, er habe ihm recht gethan, und der Todte sey ihm geschenkt, nach der Redensart der Perser, das heißt, er habe ihn gerechter Weise bestraft; da die Eifersucht es nicht erlaubt, daß wer es immer seyn mag, sich dem Gemache nähere, worin Weiber sind. Rudolf, der sobald seine Begnadigung vom Könige erhalten hatte, verneigte sich tief, und begab sich wieder nach Hause."

„Mirza Takó, der Großschatzmeister war aber dem Rudolf nicht hold, und hatte wohl dazu einige Ursache, weil dieser einige Zeit vorher beleidigende Reden über diesen Minister gegen dessen Dienerschaft ausgestoßen hatte. Mirza Takó mußte sich alle Morgen von Amtswegen beim Könige einfinden, und berichtete ihn von allem, was Erhebliches den Tag und die Nacht vorher sich in der Stadt ereignet hatte. Unter den Neuigkeiten, welche er denselben Tag anzubringen wußte, ermangelte er nicht Sr. Majestät zu sagen, daß Rudolf den Bruder eines der Pförtner des Palastes getödtet

habe; worauf der König versetzte: er wisse das schon von Rudolf selbst, er habe ihn aber begnadiget, weil er Ursache gehabt, den Kerl zu tödten. Der Großschatzmeister der ein gutes Spiel gefunden zu haben glaubte, den Rudolf zu Grunde zu richten, machte bei dem König die That viel schlimmer, und sagte ihm, Rudolf habe sie ihm vermäntelt. Er machte sodann dem König weis, das wäre ein schöner Anlaß den Rudolf zu nöthigen, sich beschneiden zu lassen, und ein Mahomedaner zu werden, weil, wenn ein Christ einen Muselmann getödtet habe, nichts als das Blut des Christen die Missethat tilgen könne; es sey denn, daß er sich zum Gesetze Mahomeds bekenne. Er stellte unter andern dem König vor, er wisse von guter Hand, Rudolf habe die Absicht, den Dienst Sr. Majestät zu verlassen, und mit den Holsteinischen Gesandten nach Europa zurück zu reisen."

„Der König, durch den Schatzmeister überredet, daß Rudolf fehlbar sey, und daß er die Sache nicht erzählt habe, wie sie sich verhalte, ließ ihn vor sich kommen, und nachdem er ihm gesagt, daß er von der That nun besser unterrichtet sey, kündigte ihm an, daß er sich entschließen müsse, entweder ein Mahomedaner zu werden, oder zu sterben. Rudolf, ohne sich zu erschüttern, antwortete in festem Tone: er werde den mahomedanischen Glauben niemals annehmen, hielt sich gegen das Zureden der anwesenden Großen standhaft, so

sehr sie ihn auch ermahnten, zu thun, was der König wünsche. Wie der König seine Entschlossenheit sah, glaubte er durch Strenge besser zum Zwecke zu kommen, und ließ Rudolfen in Verhaft bringen, mit drei kreuzweise an einander befestigten Gräben am Halse, wie man die Verbrecher in Persien zu behandeln pflegt."

„Acht Tage darnach ließ ihn der König, der ihn sehr lieb hatte, und bedauerte, sich in der Nothwendigkeit zu sehen, ihn dem Tod zu überlassen, wenn er nicht ein Mahomedaner werden wollte, in den Palast kommen. Nachdem er neuerdings vergeblich ihm zugesetzt hatte, dem Christenthum zu entsagen, und 30,000 Thaler zu geben versprochen, fand er ihn fest und standhaft wie vorher im Glauben an Jesum Christum. Der König, sehend, daß er seinem Sinne nichts angewinnen konnte, schickte ihn wieder in Verhaft, wo er noch etliche Tage verblieb."

„Das Bedauern, welches der König hatte, das Wort zurück zu nehmen, welches er früher Rudolfen gegeben, als er ihm gesagt, er habe recht gethan den Menschen getödtet zu haben, machte ihn alle Arten von Mittel erfinnen, ihn zu reizen, Mahomeds Glauben anzunehmen, weil dies der einzige Weg war, ihn zu retten. Er ließ ihn zum zweiten mal kommen, und anerbot ihm bis auf 150,000 Thaler und ein Weib aus seinem Frauenzimmer mit allen ihren Kleinoden. Rudolf schlug auch

diese so großmüthige Anerbietung mit derselben Entschlossenheit aus, die er schon dem König und den Großen des Hofs gezeigt hatte. Man bemerkte sogar, daß er nie die Farbe geändert, und allezeit mit festem Tone zum König sprach: wenn er ihn wolle leben lassen nach seiner Gewohnheit in seiner Religion, so wolle er weiter mit gutem Herzen ihm dienen — wo nicht, so könne er ihn zum Tode bringen lassen."

„Der König, aufgebracht über diese Beharrlichkeit Rudolfs, und weil er sah, daß er nichts mehr von ihm zu hoffen hätte, überlieferte ihn nach Landesssitte dem Bruder des Entleibten ihn auf den großen Marktplatz zu führen, und hinzurichten. Die Holsteinischen Gesandten hofften von Tag zu Tag, bei dem König Gehör zu bekommen, und den Rudolf von demselben zu erbitten. Aber der Schatzmeister, der ihre Absicht merkte, hinderte es, daß sie kein Gehör bis nach Rudolfs Hinrichtung erhielten."

„Als Rudolf am Morgen auf den Markt geführt ward, um hingerichtet zu werden, verfehlte der Bruder des Entleibten, welchem es nach dem Landesgesetz zukam die Hinrichtung zu vollziehen, den ersten Streich. Der Säbel, welcher abglitschte, fuhr dem Scharfrichter in den rechten Schenkel, und verletzte ihn stark. Das Volk machte hierauf ein großes Geschrei, und um den Verurtheilten sich reihend, verwehrte es die Hinrichtung."

„Sogleich wurde der König dessen berichtet, ließ ihn wieder in's Gefängniß bringen, und nach etlichen Tagen zum dritten mal vor ihm erscheinen. Einige vornehme Herren drangen stark in Rudolfen, den Glauben zu ändern, wenigstens zum Scheine, und nur für einige Zeit. Selbst der König setzte ihm zu, und anerbot ihm jetzt bis auf 300,000 Thaler; aber die Standhaftigkeit Rudolfs konnte nicht wankend gemacht werden."

„Da der König sah, daß auf Rudolf die Verheißungen eben so wenig als die Drohungen wirkten, und daß er keine Hoffnung hätte, ihn damit zu überwinden, übergab ihn wieder den Händen der Blutfreunde des Entleibten, die ihn alsbald auf den Platz führten. Rudolf sagte, nach einem kurzen Gebet, das ihm zu thun bewilligt wurde, zu dem, welcher die Hinrichtung vollziehen sollte, daß er zuschlagen könne. Worauf man ihm den Kopf abhieb. Der König befahl sodann, daß ihm auf dem Kirchhof der Armenier ein Grabmal errichtet werden solle. Auch steuerten alle Franken zusammen, ihm ein Grabmal zu machen, welches mit einer Kuppel bedeckt ward und auf 4 Säulen ruhete, die 10 oder 12 Schuh Höhe hatten."

„Der Großmeister, der nichts vergaß um sich an Rudolf zu rächen, hatte dem König am meisten vorgestellt, daß, wenn jener den Eigensinn hätte, eher zu sterben als ein Mahomedaner zu werden, man beinahe in einem Sclaven, den Rudolf die

Uhrmacherei gelehrt hatte, das finden würde, was man an ihm verlöhre — welches den König geneigt machte, in seinen Tod zu willigen. Aber 8 oder 10 Tage nachher, als die Uhr, die der König immer bei sich trug, nicht recht gieng, und der Lehrbursch sie nicht in Ordnung bringen konnte, entrüstete sich der König aus Verdruß und Zorn wegen Verlustes seines Uhrmachers über den Schatzmeister und warf ihm die Uhr mit den Worten an den Kopf: „Nimm „sie, Hund, der du bist, du hast mir gerathen den „Rudolf sterben zu lassen, den besten Meister sei„ner Kunst, der jemals wird mein Reich betreten „können; du würdest verdienen, daß ich dir den „Bauch aufschlitzen ließ. Aber ich schwöre bei mei„nem Thron, daß ich nimmer einen Christen um „seines Glaubens willen werde tödten lassen. Ja „es ist vielleicht unter euch allen nicht einer, der „das Herz hätte, eben so für den mahomedanischen „Glauben zu sterben.“ — So weit Tavenier, dessen Nachrichten (Reisen in die Türkei, nach Persien und Indien, Theil 1, Buch 1, Capit. 3.) bis aufs Jahr 1667 reichen.

„Sogleich wurde der König dessen berichtet, ließ ihn wieder in's Gefängniß bringen, und nach etlichen Tagen zum dritten mal vor ihm erscheinen. Einige vornehme Herren drangen stark in Rudolfen, den Glauben zu ändern, wenigstens zum Scheine, und nur für einige Zeit. Selbst der König setzte ihm zu, und anerbot ihm jetzt bis auf 300,000 Thaler; aber die Standhaftigkeit Rudolfs konnte nicht wankend gemacht werden."

„Da der König sah, daß auf Rudolf die Verheißungen eben so wenig als die Drohungen wirkten, und daß er keine Hoffnung hätte, ihn damit zu überwinden, übergab ihn wieder den Händen der Blutfreunde des Entleibten, die ihn alsbald auf den Platz führten. Rudolf sagte, nach einem kurzen Gebet, das ihm zu thun bewilligt wurde, zu dem, welcher die Hinrichtung vollziehen sollte, daß er zuschlagen könne. Worauf man ihm den Kopf abhieb. Der König befahl sodann, daß ihm auf dem Kirchhof der Armenier ein Grabmal errichtet werden solle. Auch steuerten alle Franken zusammen, ihm ein Grabmal zu machen, welches mit einer Kuppel bedeckt ward und auf 4 Säulen ruhete, die 10 oder 12 Schuh Höhe hatten."

„Der Großmeister, der nichts vergaß um sich an Rudolf zu rächen, hatte dem König am meisten vorgestellt, daß, wenn jener den Eigensinn hätte, eher zu sterben als ein Mahomedaner zu werden, man beinahe in einem Sclaven, den Rudolf die

Uhrmacherei gelehrt hatte, das finden würde, was man an ihm verlöhre — welches den König geneigt machte, in seinen Tod zu willigen. Aber 8 oder 10 Tage nachher, als die Uhr, die der König immer bei sich trug, nicht recht gieng, und der Lehrbursch sie nicht in Ordnung bringen konnte, entrüstete sich der König aus Verdruß und Zorn wegen Verlustes seines Uhrmachers über den Schatzmeister und warf ihm die Uhr mit den Worten an den Kopf: „Nimm „sie, Hund, der du bist, du hast mir gerathen den „Rudolf sterben zu lassen, den besten Meister sei„ner Kunst, der jemals wird mein Reich betreten „können; du würdest verdienen, daß ich dir den „Bauch aufschlitzen ließ. Aber ich schwöre bei mei„nem Thron, daß ich nimmer einen Christen um „seines Glaubens willen werde tödten lassen. Ja „es ist vielleicht unter euch allen nicht einer, der „das Herz hätte, eben so für den mahomedanischen „Glauben zu sterben.“ — So weit Tavenier, dessen Nachrichten (Reisen in die Türkei, nach Persien und Indien, Theil 1, Buch 1, Capit. 3.) bis aufs Jahr 1667 reichen.

## XVII.

## Anhang.

### Carl Jakobi,
### ein Jägerbursch am Fichtelgebirge.

Der junge Jakobi hatte sich der Jägerei gewidmet, und durch Treue und Pflichteifer durch Pünktlichkeit und Ordnungsliebe in seinem Berufe als Jägerbursch in königl. baierischen Diensten am Fichtelgebirge, sich das Zutrauen seiner Obern in dem Grade erworben, daß er sich zu einer baldigen Beförderung auf eine Unterförster-Stelle die sicherste Hoffnung machen durfte, wie wohl er erst noch ein Jüngling von 20 Jahren war. Aber eben durch seinen Diensteifer, machte er sich die Wildschützen oder Wildpretsdiebe der dortigen Gegend aufsätzig, weil er ihnen bei Tag und Nacht in den Weg trat, und manchen schönen Eber und fetten Rehbock wieder abjagte, den sie schon fast in ihren Klauen hatten.

Seine Mutter eine Wittwe zwar von guter Familie aber arm, lebte in stiller Abgezogenheit von der Welt mit ihren Kindern, unter denen auch Carl, von den Ueberbleibseln, die sie aus dem Schiffbruch ihres verstorbenen Mannes, gerettet hatte, in einem armseligen Dörfchen Wendern am Fichtelgebirge, nahe an der Böhmischen Gränze. Die einsame, aber wildromantische, waldige Gegend

war reich an allerlei Wildpret, und zog eben darum die nahen Böhmen häufig herbei, um hier gelegener als anderswo den wilden Schweinen Hirschen und Rehböcken heimlich nachstellen und ihre Beute sicher über die Gränze bringen zu können.

Carl aber hatte noch einen Privatgrund, warum er diese ungebetene Gäste immer auf den Ferse verfolgte und sein Revier vor ihnen rein erhalten wollte. Sie hatten nämlich der guten Mutter ein fett gemästetes Schwein, das in wenigen Tagen geschlachtet werden sollte, und worauf sich — man kann sich es denken — die ganze Familie innig freute, aus dem Stall entwendet; in dieser sichern Vermuthung stand nämlich die ganze Familie. — Doch wir gehen wieder zu unserm Jägerburschen!

An einem schönen Herbstmorgen des Jahrs 1815, als kaum der Tag grauete, hieng er seine Büchse um, schnallte den Hirschfänger an die Seite, ergriff seine Jägertasche an welcher, nach dortigem Weidmanns Brauch, sein Name mit Silberbuchstaben niedlich eingelegt war, und begab sich auf den Anstand. Daß er so frühe die Heimath verließ, und ehe noch von den Seinen jemand wachbar geworden, konnte wohl Niemand, auffallen; dies ist ja des Jägers Sitte! Daß er aber spät Abends nicht heimkehrte, selbst am folgenden Morgen noch nicht zugegen war, machte doch die gute Mutter und Geschwister etwas ängstlich. Da dies aber nicht zum ersten mal geschah, beruhigte sie sich wie-

der, in der Erwartung: er werde wohl auf den Mittag eintreffen. Da er aber gleichwohl nicht erschien, am folgenden Abend abermals in der Familie fehlte, Niemand etwas von ihm wußte, keine Nachricht von ihm eingieng, kein Mensch ihn wollte gesehen haben, und alle Nachfragen unbeantwortet blieben — so wurden so wohl die zärtliche Mutter, als die übrigen Geschwister jetzt aufs ängstlichste bekümmert; denn man vermuthete nichts sicherers, als ein Unglück müsse ihn betroffen haben.

Man sandte daher Boten aus, hielt nahe und ferne Nachfragen, und that alles, was man nur von einer Mutter verlangen kann, die mit Liebe und Zärtlichkeit an ihrem geliebten Sohne hieng. Aber ach, alle Nachforschungen und Erkundigungen waren vergeblich! Man konnte dem guten Jüngling durchaus nicht auf die Spur kommen; und so verstrich ein banger Tag nach dem andern, eine traurige Woche nach der andern, und man wußte am Schluß des Monats so viel, als am Anfang.

Die ganze Gegend, ja alle, die den schönen Jägerburschen gekannt hatten, nahmen den herzlichsten Antheil an diesem harten Begegniß, und Alles zerbrach sich die Köpfe mit Muthmaßungen über sein plötzliches Verschwinden! Niemand aber erschien, der im Stande gewesen wäre, dieses Räthsel zu lösen, oder das Dunkel, in welches sein Schicksal verborgen lag, zu erhellen! Was konnte am Ende die betrübte Mutter, die die Bosheit der

dortigen Wildschützen kannte, und was von dieser Art Menschen zu befürchten sey, wohl wußte, anders muthmaßen, als daß sie ihm hinterlistig nachgestellt, heimlich weggeschossen, und verstohlens im Walde möchten verscharrt haben! — Mit so traurigen Gedanken und peinlichen Muthmaßungen quälte sich die gute Mutter Jahre lang, und weinte im Stillen oft manche Thräne der Wehmuth und des Schmerzes.

Aber der Ausgang beweist, wie sich der Mensch bei unangenehmen Begegnissen des Lebens öfters irrt, indem er ein Ungemach, das ihm begegnet, seinem Feinde beilegt, woran jener vielleicht gar nicht gedacht hat. Ohne hinreichenden Grund zürnt er mit ihm, haßt ihn, und sucht auf alle Weise Gelegenheit, ihm seine Abneigung recht fühlbar zu machen. So geht's nicht selten im täglichen Leben! Die trauernde Mutter, bei der sich ein mal der Gedanke bis zur Gewißheit fest gesetzt hatte: die Wildschützen haben mir meinen Karl geraubt, heimlich erschossen, wie ein Aas im Walde verscharrt, zürnte doch mehr oder weniger mit allen denen, die in der Gegend als heimliche Wildpretsdiebe bekannt waren, und allemal gieng ihr ein Stich durchs Herz, wenn ihr ein solcher verdächtiger Mensch begegnete. Aber wie sehr sie sich irrte, wie unrecht sie der bösen Welt that, beweist der Ausgang dieser Geschichte.

Mehrere Jahre nachher empfieng ich (der Herausgeber) aus der väterlichen Heimath die ganz unerwartete Nachricht: man habe nach einem Zeitraume

von 3 Jahren die vermoderten Gebeine des lang Vermißten an einem gähen Felsengrunde, in einer fast ungangbaren entlegenen Gegend aufgefunden, und die traurigen Ueberbleibsel für die Gebeine des verunglückten Jünglings an den silbernen Namenszügen in der Jägertasche deutlich erkannt. In einem verschrumpften ledernen Geldsäckelchen 9 Batzen Geld, und seine verrostete Uhr in der Hosentasche, von seinem Gewand aber nur noch einzelne Fetzen gefunden. Genug, aus allen Anzeigen gieng sattsam hervor, der junge Mensch sey aller Wahrscheinlichkeit nach, beim Verfolgen eines Stück Wildprets die gähe Felsenwand herabgestürzt, und habe so sein junges Leben jämmerlich geendet. — Wurde nun gleich bei der tiefgebeugten Mutter die kaum in etwas geheilte Wunde jetzt wieder aufgerissen, so dankte sie doch Gott, und war froh, sich aus der Ungewißheit über das Schicksal ihres geliebten und lang vermißten Kindes, herausgerissen zu sehen. Und wenn gleich die Thränen trauernder Liebe hier in der Welt nimmer ganz versiegen, so kehrte doch nach und nach Ruhe und etwelche Heiterkeit wieder in ihre Seele zurück.

Feierlich wurden die entseelten Gebeine im Gottesacker beigesetzt; und wer jetzt den Ausgang dieser Geschichte gehört hatte, nahm innigen Antheil an dem unerwarteten Gang dieser traurigen Begebenheit.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Neuer

# Tugendspiegel,

oder

Anecdoten und Characterzüge

aus

dem Jugendleben denkwürdiger Personen, alter und neuer Zeit.

---

## Poetischer Theil.

Herausgegeben

von

Johannes Dalp.

---

Jugend, schöner Stern im Lebensraume,
Der jede unsrer Kräfte stählt und hebt,
Wie auch manch Wetter Dir mit dunklem Saume
Entgegenzieht und graunvoll dich umschwebt,
Kühn, wie ein Bergwald mächt'gem Wogenschaume
Mit tönendem Gezweig entgegenstrebt,
Wird Jugend sich in allen Schicksalsstürmen
Mit Tugendmuth und Unschuldswaffen schirmen!
Sie sind die Schildgefährten, die Genossen,
Die edle Jünglinge zur Schlacht geleiten;
Sie schlingen frische, ewig grüne Sprossen
Um jede Brust in ritterlichem Streiten;
Wahrt beide wohl! Schon viele Thränen flossen
Um diese Genien seit grauen Zeiten, —
Doch mögt Ihr ihre Fahne stets erhöhn:
Bei Gott! das Schwerste werdet Ihr bestehn!

Fr. Krug v. Nidda.

# I.

## Religiöser und hoher Sinn.

Die Religion ist der Vernunft ein Anker, der sie bei Stürmen auf dem Meere des Lebens, gegen die der Tugend und Gemüthsruhe gefährlichen Klippen und Sandbänke sicher stellt.

### 1.

### Jesus,

als zwölfjähriger Knabe im Tempel zu Jerusalem.

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“
Joh. 14, 6.

Verehrungswürdig war Religion und Pflicht
Den Eltern Jesu, sie versäumten nicht,
Zur Landeshauptstadt mehrmals hinzureisen,
Um ihren Gott im Tempel öffentlich zu preisen.
Als Jesus nun im zwölften Lebensjahre war,
Da nahmen sie an ihm ein groß Verlangen wahr,
Zum Osterfeste mit zur Hauptstadt hin zu gehen,
Um da des Festes Feyer selbst mit anzusehen.
Dem guten Sohne wird sein Wunsch gewähret,
Und was er nun im Tempel sieht und höret,
Erregt bei ihm im höchsten Grad Begeisterung.
Der Priester Worte hört er mit Verwunderung.
An Eltern und Verwandte denkt sein Herz nicht hier,
Aus Leichtsinn nicht, nein, nur aus großer Wißbegier.

Nun endigt sich das Fest, zur Heimat reiset jedermann;
Auch seine Eltern schicken sich zur Rückreis' an.
Und siehe da, ihr Sohn ist ganz verschwunden,
Und wird auch nirgend in der Stadt gefunden.
Maria ängstigt sich. — O Mutter, grämʼ dich nicht!
Spricht Joseph, heilig war ihm immer Kindespflicht.
Er ist voraus, vermuthlich unter Freunden und Bekannten.
Die Mutter eilt der Karawane nach, sucht unter den Verwandten
Umsonst, ihr Sohn ist in dem ganzen Zuge nicht zu finden.
Sie weinet bitterlich, und allʼ ihr Muth will ganz verschwinden.
Komm Mutter mit zurück, sprach Joseph tief gerührt,
Vielleicht hat ihn Jerusalem sehr angezogen.
Du weißt ja, wer ihn sieht, ist ihm ja gleich gewogen.
Wer weiß, zu wem ihn dort sein gutes Herz geführt.
Sie gingen wirklich nach Jerusalem zurück,
Und jedes wohlbekannte Haus durchspäht ihr Blick.
Am dritten Tage führt ihr Weg sie nach dem Tempel hin.
Ihn da zu finden, kam den Jammernden nicht in den Sinn,
Und dennoch war er da, saß in der Lehrer Mitte,
Hört ihnen zu, denkt nach, thut gar an sie die Bitte,
Was unverständlich für ihn war, ihm zu erklären.
Er fragt, und Jeder ist geneigt, mit anzuhören,
Was dieser Knabe da von der Religion schon spricht.

Erstaunen drückt sich aus auf aller Priester Angesicht.
Die Mutter eilt mit offnen Armen auf ihn zu.
Ach Sohn, sprach weinend sie zu ihm, was thatest du?
O welchen Schmerz hat dein Entfernen uns gemacht!
Du gute Mutter! sprach er sanft, doch mit Bedacht,
Was suchtest du so ängstlich mich? Ich muß ja seyn
In dem, was meines Vaters ist, muß früh mich weih'n
Zu dem Beruf, durch Vortrag seiner Lehren
Ihn als den Menschenvater zu verehren.
Das sind — dacht' hier das Elternpaar, das sind uns dunkle Worte —
Er aber ging von dem so schätzbar ihm gewordnen Orte,
Im Arm der frohen Mutter zu der Heimath hin,
Verehrte sie mit einem treu ergebnen Sinn,
Nahm zu an Alter, zeichnete sich durch Verstand
Und Herzensgüte aus, geführt an Gottes Vaterhand.

Reinhardt.

## 2.

## Johannes der Täufer,

### Vorläufer und Verkündiger unseres Herrn.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell
Entreißt Johannes sich bewohnten Städten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Niedres kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht von Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit seel'gem Staunen überdenket.

Es ist der Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen Dich wie bin ich streng und wild!

3.

## David,

**Sohn des Bethlehemiten Isai vor König Saul.**

„Feige zittern, und Sklaven schweigen;
Stille des Todes wohnt im Pallast;
Der Argwohn flüstert, Verräther schleichen;
Des Königs Herz hat nimmer Rast. —
Nach so viel Triumpfen, nach so viel Siegen
Nach solcher Arbeit — solche Pein!
Nur einen Augenblick, mich sorglos einzuwiegen,
Des Bettler-Glücks, des Schlafes mich zu freun!

„Als Jünglings-Kraft mir im Herzen schlug,
Wie stolz flog meiner Hoffnung Flug
Empor, wo große Thaten glänzen!
Und ruhmbegierig erhob sich die Brust

Voll edler Sehnsucht nach Kampf und Lust
Und nach unsterblichen Lorbeer-Kränzen!

„Wehe mir, wehe! wie anders gestaltet,
Ist nun am Ziele die mühvolle Bahn!
Ein Finsterer Richter über mir waltet,
Und tausend Stimmen klagen mich an,

„Der Welt Herrlichkeit trank ich mit kühnem Muth,
Zu den Göttern vermaß sich der stolze Sinn
Ich leerte den Becher — er war voll Blut
Und ewiger Durst war darin!

„Was kocht und brennt in der engen Brust?
Vorbei ist Alles! vorbei!
Ein Hohn-Gelächter grinst aus dem Rausche der Lust,
Aus dem Taumel des Tanzes ein Mord-Geschrei!
Und, weh' mir! die Töchter der alten Nacht
Treten daher in Schreckens-Gestalt!
Ihr schlummerlos Auge ewig wacht!
Ihre Brust ist eisern und kalt!
Weg, Schlangen, euch bleibt die Beute gewiß!
Was wollt ihr schon jetzt mich vernichten?
Laßt ab mit giftigem Natter-Biß!
Weg! weg mit den grausen Gesichten!

„Mein Thron — da steht er, von Leichen erbaut
Mein Schmuck — von Thränen gesammelt!
Im Winde heult die Verzweiflung laut
Und die trostlose Unschuld stammelt:

Und das Scepter brennt in der blutigen Hand!
Der Glanz meines Ruhmes iſt Welten-Brand!
Wehe mir'! weh'!"

Und es trat der Hirten-Knabe
Zu dem kranken König hin;
Seine zarten Hände gleiten
Durch der Harfe goldne Saiten
Und er ſingt mit heiterm Sinn:

„Athem Gottes, ſüßes Leben,
Luſt und Liebe bekränzen dich!
Froh, wie im Haine die Lüftchen ſchweben!
Seelige Stunden, ſo ſchwebt um mich!

„Der Tag erwacht! die Berge glühen,
Im lieben friſchen Morgen-Strahl!
Mit meiner Heerde laßt mich ziehen,
Mit meiner Flöt' ins Blüthen-Thal!

„Da ſchatten die vertrauten Bäume,
Da hüpft der Quell im muntern Lauf,
Und heller werden meine Träume,
Und froher geht das Herz mir auf!

„Und hat Gewitter mich umzogen,
Verſtummt der Sänger fröhlich Chor —
Geduld! ein ſchöner Regen-Bogen
Steigt bald aus meiner Nacht empor!

„Was iſt die ſchönſte Blüthe
Der blüthenreichen Welt?

Ein ruhiges Gemüthe,
Ein Herz, das Gott gefällt!“

Das schnitt dem König ins tiefste Gemüth!
Ihn ergriff ein wüthender Schmerz!
„Für mich hat diese Welt ausgeblüht!
„Um mich schlage kein glückliches Herz!“ —
Und er raffte sich auf, und er blickte umher,
Voll Wuth der Besinnung beraubt,
Und schleuderte grimmig den schweren Speer
Nach des Knaben unschuldigem Haupt!
Aber ein Engel nahm des Kindes wahr;
Vorüber sauste die Todes-Gefahr;
Der Knab' entwich, und vor der Pforte
Erklangen leise noch die Worte:

„Laß mir mein still zufriednes Leben!
Bei meinem Liede vergiß den Schmerz!
Dir ward Gewalt und Macht gegeben;
Mir Armuth und ein menschlich Herz!“

Mahlmann.

4.

Carolo Borromäo,

der Heilige; geb. den 1. Oct. 1538 zu Arona, gest. am 3. Nov. 1584.

Er gehörte einer gräflichen Familie im Mailändischen an; schon als Jüngling zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit aus und war ängstlich streng gegen sich selbst; die ihm früh übertragenen Civil-

Dessen Glanz, Gerechtigkeit und Ordnung
Alles Irdische geduldet hätte;
Jedes würde dann des Herrschers Zeichen
Willig auch in Gold und edeln Steinen,
Auf der Brust getragen, kniebeugend
Angebetet haben auf sein Winken,
Und das wahre Kreutz, der Pfahl der Schmach,
Wäre unbekannt uns dann geblieben."
Still ließ Karl die gold'ne Zierde nieder,
Und sah' forschend nach des Lehrers Miene.
„Aber unser Herr" — sprach dieser weiter —
„Schloß sein Ohr der Stimme der Versuchung,
Die ihn in der Wüste blendend lockte,
Widerstand dem hohen Kraft-Gefühle,
Das zu schneller Wirkung Ihn nach aussen
Drängte: dazu hatte ihn der Vater
Nicht gesandt, nicht unter Blitz und Donner
Ihn, wie Moses angekündet, daß Er
Uns durch Ketten heiliger Gebräuche
Sonderte zum auserwählten Volke!
Nicht zu wildem Kriege uns entflammen,
Islams Stifter gleich; — ein Reich des Friedens
Sollt' Er uns, ein geistig Reich der Liebe
Stiften, wo nicht Zwang, nur freier Wille,
Den nach Gottes Bilde einst Geschaffnen
Wieder zu der angestammten Höhe
Auf der Bahn der Demuth führen sollte.
Dieser Liebe weihte Er sein Leben,
Von der Hütte, wo die reinste Mutter

Ihn gebar, bis zu dem Tod am Kreuze.
„Kindlein, liebet euch einander!“ — sprach Er
Noch bei'm letzten Friedens-Mahl zu seinen
Freunden, — „das ist meine Lehre, ist mein
Neu Gebot, das ich der Welt verkündet;
Wer es hält, hat das Gesetz erfüllet!“
Also sprach der weise Alte, hob dann,
Gleich als wär' er einsam in der Zelle,
Froh den Gott-vertrauten Blick gen Himmel:
„Größ're Liebe hat sich nie erwiesen“ —
Rief er — „als da Einer starb für Alle.
Diese Liebe ist des neuen Bundes
Siegel, ist das allgemeine Band des
Bruder-Sinnes, ohne den die Menschheit
Eine Rotte nur von Mördern wäre;
Diese Liebe ist der Weg des Lebens.
Wer ihn wandelt, — wär' es auch auf Dornen,
Selig ist er — ist wohl dann auch würdig,
Als ein Mit-Genoß der Trübsal Christi
Und Mit-Erbe seiner Herrlichkeit das
Kreutz als Kleinod des Verdienstes zu tragen,
Suchet er noch Ehre vor den Menschen!“
Schon verborgen unter Kleides-Hülle
Lag das fromme Spielwerk, dessen Anblick
Oefters schon die feuervolle Seele
Karls zu Träumen künft'ger Größe hinzog,
Die zu Gottes Ehre alles Gute,
Wär's auch mit Gewalt, befördern sollte.
Und der gute Lehrer, zu vollenden

CIRCULATING LIBRARY

Seiner Worte Eindruck, sprach nun weiter:
„Wer der größte sein will, diene Allen!
Nicht des heil'gen Vaters hohe Krone,
Nicht der Purpur großer Kardinäle,
Nicht des Bischofs Hirten-Stab und Infal
Gelten in dem Reich' des Menschen-Sohnes,
Was ein Herz voll Treue zu den Brüdern.
Und wo Furcht des Herrn und Wahrheit walten
Wenn auch in verlass'ner Armuth Hütte,
Da entsteigen der geheimen Kräfte,
Die des Welten-Schicksals Räder leiten,
Mehr oft als vom Gold-umstralten Throne!"—
Als sie nahe jetzt dem Tempel waren,
Dessen feyerliche Größe noch das
Gold'ne Licht der Sonne mehr erhob, als
Schon der Orgel Jubel-Töne hallten
An ihr Ohr, und mit der Ehrfurcht Stille
Alles Volk zur hohen Feyer strömte,
Floß dem Alten, kaum dem Jüngling hörbar,
Ein Gebet noch von dem reinen Munde:
„Ehre sey und Preis in Ewigkeiten
Dem Gekreutzigten! O daß vom Himmel
Bald Sein Zeichen Allen sichtbar flammte;
Seiner Wiederkunft und seines Reiches
Frohes Zeichen! Komme bald, Erlöser,
Amen, ja! es harren Deiner Alle,
Denen Du Dein Wort in's Herz geschrieben!"
Heiter schritt und liebevoll der Alte
Nun hinan des Tempels Marmor-Stufen;

Aber voll Gedanken, wenig achtend
Auf des Volkes Grüße, das schon damals
Nach dem edeln Knaben staunend blickte,
Folgte Karl — da lag auf hartem Steine
Vor der reich-geschmückten Thür' ein Armer,
Der die welke Hand zur Gabe hinbot.
Stille stand der Knabe bei dem Menschen:
„Nicht besitz' ich jener hohen Männer
Kräfte" — sprach er — „die zwar Gold und Silber
Keines hatten, aber zu dem Lahmen
Sprechen durften: stehe auf und wandle!
Was ich aber habe, geb' ich willig" —
Sprach's, nahm von der Brust das gold'ne
Kreutz, und warf es in den Schooß des Armen.
Dieser lobte Gott; die beiden Edeln
Aber traten in des Tempels Wölbung.

Hegner.

---

## II.

## Kampf und Sieg der Tugend.

### 1.

### Cornelius Scipio, der Afrikaner.

Feuer, das die Herzen schmelzt,
Pfeil, der durch den Panzer dringet,
Riese, der mit Allgewalt,
Jede Menschen-Brust bezwinget.

Gift, daß in den Adern tobt,
Blitz, der seinen Raub verzehret,
Gluth, die nicht im Meer erlischt,
Durst, dem keine Stillung wehret. —

Liebe! sind Triumphe dir
Zahllos, wie des Meeres Wogen;
Hat dein lockend Zauber-Gift
Helden-Seelen auch betrogen:

So verkünde jetzt mein Lied,
Wie dich Scipio bezwungen,
Durch sein unbesiegtes Herz
Dir gewohnten Sieg entrungen!

Scipio, der junge Held,
War nach Spanien geflogen,
Und mit raschem Sieger-Schwerdt
Hatte er das Land durchzogen.

Neu-Karthago sinket ihm,
Stolz gethürmte Zinnen fallen.
Siegend ruht das Römer-Heer
In der Feinde reichen Hallen.

Schätze der Karthager Macht
Bringet ihm der Sieg entgegen;
Doch entzündet für den Ruhm,
Kann nicht Gold sein Herz bewegen.

Doch der Liebe süße Kraft
Aus des schönsten Weibes Blicken,

Droht den unbesiegten Mann
Als Besiegten zu umstricken.

Eine Jungfrau bringt die Schaar,
Schönste Rose aus dem Kranze
Spaniens, ein Mond der Nacht,
Angethan mit Himmels-Glanze.

Juno lieh ihr die Gestalt,
Pallas Zucht und keusche Sitte;
Venus holde Lieblichkeit,
Und Thalia lenkt die Schritte.

Held! was trübet deinen Blick?
Deine Brust, was macht sie schwellen?
Deine Wangen, welche Gluth
Färbt sie aus verborg'nen Quellen?

Was verschließet deinen Mund?
Wohin irren die Gedanken?
Deine Lippe bebt sie nicht?
Sprich, warum die Knie schwanken?

„Edle Jungfrau, zage nicht!
Trockne deines Auges Zähren;
Welcher Name nennet dich?
Sprich, was kann ich dir gewähren?" —

„Junia von edlem Stamm
Der Iberier entsprossen,
Sklavin nun, o tödte mich!
Auf! du findest mich entschlossen."

„Fürst Allucius gewann
Meine Hand und meine Liebe.
Großer Feldherr! tödte mich;
Ford're keine fremden Triebe!"

„Willst du Schätze, willst du Gold
Für die Freiheit, für mein Leben?
Ford're Alles, Alles wird
Eltern-Liebe für mich geben."—

„Nied're Krieger lohnet Gold,
Schätze meine Legionen,
Glück und Leben kannst du nicht,
Jungfrau! mir durch Gaben lohnen."

„Tritt hervor, Allucius!
Nimm die Braut zur Friedens-Gabe!
Du bist frei, ich schenke dir
Alles, was ich kann und habe."

Staunend hat das frohe Paar
Seine Knie fest umschlungen:
„Göttern gleich hast du, o Held!
Uns durch Lieb' und Macht bezwungen."

## 2.

### Prinz Rhando der deutsche Scipio.

Prinz Rhando war ein feiner Ritter
Vom Allemann'schen Königs-Stamm;
Nur gegen Feinde streng und bitter,

Sonst sanft und friedlich wie ein Lamm.
Vernehm't, was von dem biedern Helden
Glaubwürd'ge Chronik-Bücher melden!

Ihm mußte nach viel blut'gen Schlägen,
Geschreckt vom Schwerdt, das Rhando schwenkt',
Rom's Feldherr Zins in Gold darwägen,
Bis an den Rhein zurückgedrängt.
Der Altking, wo der Starke thronet,
Ist rings von freiem Volk umwohnet.

Auch wurde manchem Suev' und Katten
Zurückersiegt des Hauses Kron'.
Entführt die Räuber sie ihm hatten
Mit Faunen-Blick und Faunen-Hohn.
Nein, unbefleckt von Buhler-Sitte,
Beglückt sie wieder seine Hütte.

Hin, wo sich Rhein und Main vermählen,
Lenkt oft den Falken-Blick der Held;
Dort hat Cohorten, nicht zu zählen,
Der Imperator aufgestellt.
Ein Herold naht aus Sodens Thalen:
„Rom weigert, den Tribut zu zahlen." —

„So soll mein Schwerdt hart auf dir lasten,
Volk, daß nicht Wort noch Eide hält:
Soll nimmer ruhen, nimmer rasten,
Bis mir dein Stolz zu Füßen fällt!"
Kriegs-Aufruf, drohend durch die Gauen,
Erregt die Siedler stiller Auen.

Stolz auf des kühnen Führers Namen,
Vertrauend auf sein flammend Schwerdt,
Die Völker deutscher Zunge kamen,
Durch Rhando's Aufgebot empört:
„Eh' wird der Main sich rückwärts wälzen,
Als Adler weh'n auf Altkings Felsen!"

Der Allemannen Schwerdter blitzen
Das ganze Main-Gestad' entlang;
Von blutgefärbter Lanzen Spitzen,
Dräut den Tyrannen Untergang.
Moguntia sah' bald, zum zweiten,
Teutonen über'n Rhenus schreiten.

Auch dort krönt Sieg gerechte Sache
In mancher blut'gen Freiheits-Schlacht.
Der Unterjochung Plan heischt Rache,
Die Rom versucht, doch nie vollbracht.
Voran der Geist von Herrmann schwebet;
Das Volk der sieben Hügel bebet.

Sieh! eine Jungfrau bringt gefangen
Man aus erobertem Kastell,
Die wunderschön an Wuchs und Wangen,
Ganz der Holdseligkeit Modell,
Durch Reihen bärt'ger Krieger schreitet,
Von Liebe, nicht von Spott, begleitet.

Und rechts und links ein Flüstern hebet
Sich aus dem Volks-Getös empor:
„Für Rhando diese Huldin lebet,
Wie Freya schön, schlank wie ein Rohr.

Das Recht, geraubte Frau'n zu lieben,
Darf nur das Römer-Volk es üben?"

Erhaben, wie ein Gott des Sieges,
Steht Rhando vor dem Feldherrn-Zelt,
Und überschaut das Thal des Krieges,
Wo Tyr noch volle Erndte hält.
Jetzt naht gesenkten Blicks die Schöne;
Im Wimper strahlt die Perlen-Thräne.

„Gib mich dem Jüngling, den verwundet
Vom Wahlplatz man landeinwärts trug,
Daß sein ich pflege, bis gesundet
Er wiederfolgt dem Adler-Zug;
So, Prinz, laß deine That bezeugen,
Daß Großmuth Allemannen eigen!"

Wer hat nicht Augenblick' erlebet,
Da Schönheit Wunder-Macht bewies,
Da Weibes-Blick die Brust durchbebet,
Nur Liebe Seligkeit verhieß?
Sich ganz in dieß Gefühl versenken,
Ist: Rhando's Seelen-Zustand denken.

Doch, größer als sein Herz, ermannet
Der Held sich. Die Entscheidung naht.
Der Selbst-Verläugnung Nerv' sich spannet,
Beschlossen ist die Edel-That.
„Sey, Jungfrau! ihm zurückgegeben,
Für welchen deine Zähren beben!"
Und mit Erröthen, mit Erblassen
Die Glückliche sich züchtig neigt,

Des Edeln Hände zu erfassen;
Er aber diesem Kampf entweicht,
Versagt des Danks Erguß der Schönen
Und wendet sich, im Aug' die Thränen.

Versteinert steh'n und schau'n die Krieger
Auf Rhando, auf das schöne Kind,
Begreifen nicht den größern Sieger,
Als den, der eine Schlacht gewinnt.
Mehr siegt der Herrscher eig'ner Seele,
Als wer der Welt ertheilt Befehle.

Das Römer-Heer vernimmt die Kunde
Mit Staunen und Bewunderung;
Die Sage strömt von Mund zu Munde,
Wirbt ungetheilte Huldigung;
Und mancher Harfner sinnt auf Weisen,
Den deutschen Scipio zu preisen.

3.

## Alcides,

(Herkules in der Jugend.)

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schoos der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge
Fühlt er, was er soll und will,
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler itzt und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor,
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten;
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwar erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet.
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —“

Zauber sprühn aus ihren Blicken
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her ein Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt?

Ruhig naht sie wie der Friede;
Aber wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —

„Kleine Freude goldner Tage"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne,
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. —"
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Fürchterlicher eine Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort;
Plötzlich fällt die Eumenide,
Des Gewissens ihm an's Herz!
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.
Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

Tiedge.

Anwendung.

Der Mensch soll zu nichts ohne Mühe in der Welt gelangen, also auch nicht zur Tugend. Die Kraft, die unversucht bleibt, ist nur dem Namen nach eine Kraft.

## III.

## Liebe und Treue gegen Eltern.

Zu allem Großen, was die Menschheit schmückte,
Was je auf Erden Göttliches begann,
Die Sterblichen in Wort und That beglückte,
Brach Liebe durch Begeisterung die Bahn;
Die Herzen einigt sie durch Himmelsflammen
Für Menschenwohl in holder Sympathie,
Was streng sich trennt, das fügt sie mild zusammen,
Und wo nur Geister wirken, herrschet sie! —

### 1.

### Dyteyus und sein Bruder.

Söhne des Adiatorix aus dem Geschlechte der vier Fürsten in Gallo-Gräcien; er war von Antonius zum Oberherrn der Stadt Heraklea in Pontus gemacht worden und soll kurz vor der Schlacht bei Actium, 31 Jahr vor Christi Geburt, die Römer in Heraklea bei Nacht haben umbringen lassen; wurde daher von Augustus dem Sieger mit Weib und Kindern im Triumph nach Rom gebracht um daselbst hingerichtet zu werden.

Hehre Tugend! deiner Hoheit gleichet
Nicht des Goldes, nicht der Kronen Macht;
Jeder Schimmer deinem Glanze weichet,
Ja vor deiner Glorie verbleichet
Selbst der Sterne Licht, der Sonne Pracht.

Als Augustus Roma's Scepter führte,
Und allmächtig, gleich dem Donnerer
In dem großen Weltkampf triumphirte,
Damals in Heraklea regierte
Adiatorix, Fürst der Galater.

Der, von heißer Freiheitsflamme glühend,
Und von angeerbtem Haß entbrannt,
Rache gegen Roma's Söhne sprühend,
Ueberfiel, gleich Wettern sie umziehend,
Einst die Fremdlinge mit blut'ger Hand.

Doch wer mag dem Arme widerstreben,
Der den Donnerkeil der Allmacht führt?
Cäsar's Adlern muß die Welt erbeben,
Adiatorix muß sich ihm ergeben,
Und in Ketten ward der Knecht geschnürt.

Und mit seinem erstgebornen Sohne
Ward zum Tode schmachvoll er verdammt
Und nach Rom, verfolgt von Sklavenhohne,
Zu des stolzen Ueberwinders Throne
Abgeführt mit Weib und Kindern sammt.

Doch an ihrer Schmach soll Rom sich weiden,
Wie's der Väter Barbarei erdacht;
Und so müssen sie, bevor die beiden
Von des Henkers Hand den Tod erleiden,
Schimpflich mehren des Triumphes Pracht.

Drauf zum Richtplatz geht's mit Jubeltönen:
Ach! da faßt sie namenloses Graun;
Denn die Mutter, um das Fest zu krönen,
Soll des Vaters Tod, sammt ihren Söhnen,
Soll das Blut des Erstgebohrnen schaun.

Jetzt, empor die blut'gen Fasces richtend,
Halt! gebeut der Schergen finstre Schaar,
Einen Kreis im Volksgedränge lichtend;

Schon lange ein Groll ihm im Herzen fraß
Auf Huno, den wackeren Grafen,
Der herrschend auf hoher Oldenburg saß;
Er ließ ihn nicht rasten, nicht schlafen.
Und er schleicht und verläumdet ohn' Unterlaß,
Bis voll er gefüllet der Rache Maaß.

Graf Huno beherrschte im Niederland'
Die Friesen, gezähmer durch's Eisen,
Kaum will sich die Freiheit gewohnete Hand
Gelehrig dem Dienste erweisen;
Auf dieses Gebiet, von Gier entbrannt,
Da hielt der Bischof sein Auge gespannt.

Und er flüstert dem Kaiser ins gläubige Ohr:
Graf Huno verletzte die Treue,
Das Panner des Aufruhrs erheb' er empor,
Und es sammle sich Reihe an Reihe,
Und den Schwaben-Herzog ruf er hervor,
Den er, mit Andern zum Kaiser erkor.

Und der Kaiser erläßt ein strenges Gebot
An Huno, zu tilgen die Klage;
Doch dieser erschauend Gefahr und Tod,
Verzögerte Tage um Tage —
Der Kaiser ernster und ernster droht,
Und mächtiger nahend dränget die Noth.

Da endlich beschließt er sein theures Blut
Zu wagen gegen die Lüge,
Zu wahren der Väter erbliches Gut,
Kühn schlagen ihm ehrliche Krieger;

Doch der Bischof den Bann verkünden thut,
Und den Knechten und Rittern erbleichet der Muth.

In die Netze des Feindes muß er nun,
Will er Erbe und Kinder erretten,
Wo die Hasser schon gierig lauernd ruh'n
Und Schergen ihm drohen und Ketten;
Sein Schwerdt umgürtet, besteigt er sein Roß,
Und segnet die Kinder, und läßet sein Schloß.

Und Niemand als Friedrich sein Knabe allein
Begleitet den Graf zum Gerichte,
Den Knaben umglänzet der Jugend Schein,
Die Hoffnung strahlt im Gesichte,
Und wer sie begegnet, grüßt traulich ein:
„Gott segne Euch, ein Engel wird bei euch seyn!"

Und als der Graf auf dem schäumenden Roß,
Das den Kerker des Herrn schon wittert,
Laut schallend einreitet in's Kaiserschloß,
Daß die Brücke vom Hufschlag erzittert,
Umringet ihn flugs der Schergen Troß,
Und umschlingt ihn mit Fesseln und Schloß.

Und roh geschäftig mit Henkers-Faust
Wird auch der Knabe gekettet;
Im Kerker, wo nur die Unke haußt,
Wird dem Grafen das Lager gebettet,
Doch, wie auch der Sturm des Schicksals braußt,
Dem hoffenden Knaben nimmer graußt.

Und mit des liebenden Auges Krystall
Erhellt er dem Vater die Seele,

Und mit des Liedes sinnigem Schall
Erfüllt er die dumpfige Höhle,
Und die Hoffnung, gelockt von dem frommen Hall,
Verkündet Erhörung nach tiefem Fall.

So werden sie vor den Kaiser geführt,
Der Vater mit eisgrauen Haaren,
Der Jüngling mit blonden Locken geziert,
Wie Winter und Frühling zu paaren.
Der Kaiser, vom argen Bischof geschiert,
Gluthhauchend auf Greis und Knaben stiert.

Und finster spricht der Kaiser das Wort:
„Du, Hund! du büßest das Leben;
Des Treue-Bruchs sind drei Zeugen am Ort,
Doch wollen Gnade wir geben,
Wenn im Kampf mit dem Löwen, im Zwinger dort,
Dein Schwerdt das wüthende Thier durchbohrt.“

Und bleich Entsetzen versteinert den Greis,
Und dem Grafen schwanket die Seele,
Wie sollte mit Löwen im Kampfe ein Greis
Zum Siege die Hände sich stählen!
Doch als der Kaiser vom Stuhle ersteht,
Der Knabe muthig zum Kaiser geht.

Und spricht: „ich bin ja des Vaters Blut,
Und Leben biet' ich für Leben
Hierbei, und hoffe mit freudigem Muth:
Gott werde die Stärke mir geben,
Für den Vater zu stehen des Löwen Wuth,
Und kräftig zu wahren der Ahnen Gut.

Da staunend, verwundernd der Kaiser blickt
Zum Jüngling von zartem Gebilde,
Und ein menschlich Gefühl ihm das Herz durchzückt,
Und es ringt der Haß mit der Milde;
Doch der Bischof mit tückischem Haupte nickt,
Und den Kaiser mit neuem Hasse bestrickt.

Und der Kaiser neiget den goldenen Stab,
Und gewährt dem Jüngling die Bitte,
Da hoffet der Bischof ein doppeltes Grab,
Für Stamm und kindliche Blüthe.
D'rauf führt man beide Gefangene ab
Zum Vogte den man zum Wächter gab.

Und wie sie erreichet das stille Gemach,
Begrüßt sie der Vogt mit Erbarmen,
Und der Vater umschließet mit lautem Ach
Den Jüngling mit bebenden Armen.
Jetzt sinnt er erst weinend und weinend nach
Dem Fluchwort welches der Kaiser sprach;

Voll Jammer die Hände er ringend hebt
Zu Gott, zu dem einzigen Retter,
Und aus dem zerfleischten Herzen strebt,
Auf den Kaiser Wehe und Zetter.
Schon sieht er den lieben Knaben entlebt,
Und den Feind, der höhnisch das Grab ihm gräbt.

Doch still, wie in alter Christen-Zeit,
Umbrüllt von wüthenden Thieren,
Ein Jüngling, dem Zorne der Heiden geweiht,
Nicht Angst und Verzweiflung läßt spüren,

Und wie er sich seines Heilands erfreut,
Mit frommer Geduld und Innigkeit:
So liegt der Jüngling an Vaters-Brust,
Und entküßt ihm die bitteren Zähren;
Er ist es sich tief im Herzen bewußt,
Gott werde der Greuelthat wehren;
Er frevle nicht in Uebermuths-Lust —
Er konnte nicht anders, so wie er gemußt.

Da neiget der Vogt sein silbergrau Haupt,
Und die Thränen kann er nicht halten,
Wie er so alles Trostes beraubt,
Im Jammer anschauet den Alten;
Und er sinnt, und ein Mittel erscheint ihm erlaubt,
Von dem er die Rettung des Knaben glaubt.

Schnell macht er die Hoffnung dem Grafen bekannt,
Und verspricht für die Mittel zu rathen,
Und das Wort besiegelt die treue Hand,
Und er eilt von dem Worte zu Thaten.
Da erscheint durch die düstre Gefängniß-Wand
Dem Grafen der Hoffnung grünendes Land.

Doch heimlich in tiefer Verschwiegenheit,
Und bei wohl verschlossenen Thüren,
Wird behutsam das künstliche Werk bereit',
Das zur Rettung und Siege soll führen,
Da entflieht der drei Tage bedungene Zeit,
Und der vierte erscheint zum gefährlichen Streit.

Schon sammelt sich in dem Zwinger dort
Das Volk im regen Gedränge,

Der Marschall macht jetzt den Herrscher kund,
Und dem Kaiser weichet die Menge.
Da rufet der Herold mit lautem Mund
Zum Kampfe den Grafen zu selbiger Stund.

Und frei von Ketten, im Linnen-Kleid,
Das den schlanken Körper umschließet,
Erscheinet der Jüngling mit Heiterkeit,
Und neigt sich dem Kaiser und grüßet.
Der Greis verbirgt mit Behutsamkeit
Im Mantel Geheimes, zur Rettung bereit.

Und rasch wird die Thüre nun aufgethan,
Die in furchtbaren Zwinger geleitet,
Und über den weiten und ebenen Plan
Ist die glänzende Sandfluth gebreitet,
Da schreitet der rohe Wärter heran,
Und fasset die Kette des Gitters an.

Und hinter dem Gitter erbrüllet laut
Der Löwe, heiß hungrig gehalten.
Und die Menge erhebt sich, und zittert, und schaut
Mitleidend den Knaben und Alten;
Doch dem Jüngling nicht vor dem Löwen graut,
Indem er vertrauend zum Himmel schaut.

Und der Wärter schwingt rasch auf die Bühn' sich empor,
Wo die Höhe ihn schützt vor Gefahren,
Und er öffnet klirrend das Eisen-Thor,
Und warnt den Knaben, sich zu wahren,
Der Jüngling zieht muthig sein Eisen hervor,
Und schaut festblickend auf's offene Thor.

Da hebt sich der Löwe mit flammendem Blick',
Und stiert, und späht nach der Beute;
Er ringelt den Schweif und hebt das Genick,
Und stellt sich zum Sprunge, zum Streite;
Und rasch im gefährlichen Augenblick
Schlägt schnell der Greis den Mantel zurück.

Und ein Knäblein von weißem Leder gebild't,
Mit Mark und Geweide der Stiere
Und frischem Blute bedächtig gefüllt,
Dies wirft er entgegen dem Thiere.
Und kaum erschaut er das Menschen-Gebild,
Im lechzenden Hunger er wüthend brüllt.

Im Sprunge erfaßt es der Löwe mit Wuth,
Und schlägt in das Leder die Klauen,
Und wie er sich mästet an Marke und Blut,
Da rasch mit entschloss'nem Vertrauen,
Da springt der Jüngling mit Heldenmuth
Zum Löwen, der auf dem Fraße ruht.

Und blinkend erhebt er das scharfe Schwerdt,
Und bohrt's in die Gurgel dem Leuen,
Da wird ein Ruf des Entsetzens gehört,
Und des Schreckens durchdonnerndes Schreien;
Aus der Wunde reißt schnell der Jüngling das Schwerdt,
Und hält es zur Wehre vor sich gekehrt.

Es springt, mit der Mähne im Blute getaucht,
Laut brüllend der Löwe vom Boden,
Doch schäumend entquillet das Blut und raucht,
Und im Brüllen erstirbt ihm der Odem;

Da durchbohrt ihm die Brust mit schneidendem Stahl
Der Jüngling zum Ende der Todesqual.

Und der Kaiser auf hohem Sitz erbleicht,
Wie der Jüngling sich naht mit dem Schwerdte,
Und die Stimme des Rechts sein Herz erweicht,
Die er im Hasse nicht hörte;
Voll Zorn der arge Bischof entweicht;
Da der Jubel des Volks zum Himmel fleucht.

Und entsöhnet, berührt mit des Scepters Gold
Der Kaiser die Locken dem Greisen,
Und ward ihm wieder gnädig und hold;
Und das Volk ergoß sich im Preisen,
Des Jünglings, der lieber erbleichen wollt',
Als daß er den Vater verlassen sollt'.

3.

## Der Schweizer-Jüngling im Jahr 1499

als Kaiser Maximilian I. die Schweizer zwingen wollte sich bei Grenzstreitigkeiten mit den Tyrolern nicht nur den Gesetzen des Landfriedens sondern auch dem deutschen Reichskammer-Gerichte, welches er gestiftet hatte, zu fügen.

Krieges-Stimmen hallen laut;
Fahnen wehen, Schwerdter glänzen,
Fremde Waffenmacht bedroht
Wiederum die Schweizer Gränzen.

Auf Schafhausen ziehet Max.
Fünfzig gute Bürger stehen
In der Warte vor der Stadt.
Rings die Feinde auf den Höhen.

Konrad führt die Schweizer an;
Siegen oder muthig sterben,
Schwören alle. Tobend naht
Von den Hügeln das Verderben.

Wilhelm, Konrad's wackrer Sohn,
Knabe noch, im Männer-Streite
Ungeübt, sieht von der Stadt
Nach dem Vater in die Weite.

Und er eilet an den Thurm,
Edel zürnen seine Worte:
„Vater, soll ich ferne stehn?
Vater, öffne mir die Pforte!“
„„Knabe, fleuch! Was willst du hier?““
„Zürnet nicht! Ich bringe Pfeile,
Balsam, und die Mutter grüßt —“
„„Sohn, entflieh in schneller Eile!““

„O so lasset einmal noch
Eure lieben Hände küssen!“ —
„„Sohn, verlaß uns! bald erreicht
Dich der Feind mit seinen Schüssen.““

„Vater, rettet mich! der Feind
Schlich heran auf dunkeln Wegen!
Seht, ich kann nicht mehr zurück;
Kommt, o kommt mir schnell entgegen!

Und die Pforte nimmt ihn auf;
Und der Strom der Feinde brauſet
Tobend um die Warte her,
Und der Pfeile Hagel ſauſet.

Wilhelm ſteht, nach Knappen Art,
Eng an Konrad angeſchloſſen,
Reicht ihm Stein und Lunte hin,
Trotzt den tödtlichen Geſchoſſen.

Schweizer ſinkt auf Schweizer hin;
Doch vom wohlbeſchützten Thurme
Flieget mannigfacher Tod,
Wehrend übermächt'gem Sturme.

Zürnend läßt mit Feuers-Gluth
Max die Männer nun bekämpfen;
Kraft, die nicht der Stahl bezwang,
Sollen Flammen-Wirbel dämpfen.

Feuer-Kränze ſprühen auf,
Und die rothen Schlangen dringen
Ziſchend auf die Helden ein,
Sie verzehrend zu umſchlingen:

Treu dem Schwure ſterben ſie:
Aber Sohn und Vater ſenden
Von der höchſten Zinne her
Pfeile noch mit blut'gen Händen.

Jetzt erreicht die Lohe ſie.
Hier die Tiefe, dort die Flammen.

Grauſe Wahl! „Umarme mich,
Sohn, dann ſterben wir zuſammen!“

Nieder von den Zinnen ſtürzt
Wilhelm in des Vaters Arme,
Doch von Engeln mild beſchützt,
Finden ſie vor Max Erbarmen.

Er begrüßt das wackre Paar,
Würdig ſchönſter Helden-Kränze.
Friede blühet aus dem Kampf —
Und das Heer verläßt die Gränze.

Möller.

4.

## Julia Alpinula,

Tochter des Julius Alpinus eines vornehmen Helvetiers im Jahr 69 nach Chriſti Geburt.

Hier im Glanz der ſpäten Abendſonne,
Unter morſchen Trümmern von Aventicum,
Eilt mein Geiſt, mit ſchauervoller Wonne,
In der Vorzeit graues Heiligthum,
Da der Römer, der die Welt beſiegte,
In die Feſſel alle Völker ſchmiegte,
Des Helvetiers Kühnheit nicht gebeugt,
Den zum Sklaven nie ſein Land erzeugt.

Wo nur karge hingeſunkne Reſte
Jetzt vermodern, der Zerſtörung nah,
Hoben ſich einſt Tempel und Paläſte,
Heilig Göttin dir Aventia!

Wehmuthsvoll verweilen die Gedanken
Am vermooſten Stein, den wilde Ranken
Dicht umſchlingen, wo des Weſtes Hauch
Bebt im duftenden Hollunderſtrauch.

Er bedeckt der Unſchuld ew'gen Schlummer,
(Ruhig nun, im Sturm der Zeit verſchont,)
Die ſchon früh gewelkt vom ſchweren Kummer,
Da noch Roma's Götter hier gethront,
Da die Stamme der Helvetier alle
Kamen zu der Hauptſtadt weitem Walle,
Wo dein Wort entflammte kühn und heiß,
Julius Alpinus, edler Greis!

„Tapfre Männer, „ſprachſt du, „liebe Brüder!
„Frech verheert der Römer unſer Land,
„Raubte mit Gewalt die Lohnung wieder,
„Die wir unſern Streitern zugeſandt.
„Sollen wir den Räuber-Legionen
„Ewig nur als feige Knechte frohnen?
„Trotzt man ſo den Bundesſchwur uns ab,
„Den die treue Hand dem Galba gab?"

„Auf denn, ruft zum Krieg im ganzen Lande;
„Durch die Berge führt das Volk in Eil",
„Und bei Vindoniſſa tilgt die Schande;
„Nur ein Schwert-ſey unſer künftig Heil! —
„Wie den Caſſius die Väter ſchlugen,
„Und den höchſten Ruhm der Waffen trugen,
„Anders führt man die Gereizten nicht:
„Unſre Göttin mir den Sieg verſpricht."

Und sie zogen aus zum heißen Streite;
Aber blutig büßten sie die Wahl.
Jene wilden Rhätier an der Seite,
Siegte bald des Römers Kunst und Zahl.
Leichen sich auf Leichenhügel thürmen,
Und Cäcinas gier'ge Adler stürmen,
Brand, Verheerung, Schrecken rings herum,
Hin zum bebenden Aventicum.

Schnell muß auch die Stadt dem Sieger pflichten;
Doch der stolze Römerfeldherr spricht:
„Mag der Kaiser eure Frevel richten,
„Ich erlaß euch meines Zorns Gewicht;
„Könnt ich schon wie Würmer euch zertreten. —
„Den Alpinus aber werft in Ketten,
„Der zuerst geschürt des Krieges Gluth,
„Tilgen soll er sie mit seinem Blut."

„Das Empörerhaupt herab zur Stelle!"
Sieh da! Blaß mit aufgelöstem Haar,
Stürzt die Priest'rin aus des Tempels Schwelle;
Zitternd wirft sie sich dem Sieger dar:
„Ach Erbarmen! harter Mann, Erbarmen!
„Nicht der Tochter reiß ihn aus den Armen!
„Strafe nicht des besten Vaters Schuld,
„Groß wie Cäsar sey, und voller Huld!" —

„Dieses Greisen Scheitel ehr' vor allen,
„Denn die Gottheit rächet solch Vergeh'n;
„Muß dem Zürnenden ein Opfer fallen,
„Mich laß den willkommnen Tod erfleh'n!" —

Seht die Jungfrau zart in goldnen Locken!
Hört der sanften Stimme bebend Stocken!
Ihre Thränen und ihr banger Schmerz
Rührten selbst der rauhsten Krieger Herz.

Aber nicht Cäcinas ehr'ne Seele! —
„Fort mit Weibern! dieser bleibt verdammt!
„Ihr gehorcht, Lictoren, dem Befehle,
„Und vollstrecket euer Schergen-Amt!"
Und zum letzten Mal mit bitterm Harme
Preßt der Greis sein Kind im Vaterarme,
Schmerz und Tod ihm nicht die Freiheit raubt; —
Also fiel des Volk's verehrtes Haupt.

Gute Tochter, deren sanfte Tugend,
Todesgram zum bittern Lohn erwirbt,
Folgtest bald dem Pfleger deiner Jugend;
Wie an dürrer Ulm' die Rebe stirbt! —
Sinkt nur hin, ihr Städte der Barbaren,
Morsch zerstäubt nach hingeschwund'nen Jahren.
Doch ein Genius der Liebe weiht
Schöne Thaten der Unsterblichkeit.

Und auch dich, Alpinula, du Hehre!
Rettet er auf unsichtbarer Spur
Wandellos blüht deines Namens Ehre,
Durch den ew'gen Wandel der Natur.
Da dein Tempel längst schon hingefallen,
Unter'm Gras die Straßen und die Hallen; —
Schützten Engel sorgsam dein Gebein,
Und die Schrift am tausendjähr'gen Stein.

Komm Wandrer, lies den Spruch der alten Weise:
„Hier ruht Alpinus Tochter, Julia
„Unglücklich Kind dem unglückſel'gen Greiſe
„Und heil'ge Prieſt'rin der Aventia.
„Sie rang umſonſt mit Flehen und mit Zähren,
„Vom Vaterhaupt den Todesſtreich zu wehren,
„Der hart ihm vom Geſchick beſchieden war, —
„Und ſtarb im zwanzigſten und dritten Jahr."

Anwendung.

In den heitern Regionen,
Wo die Schatten ſelig wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr den Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.

## IV.

## Freundſchaft bis zum Tod.

Die Natur zerreißt im Tode die Bande nicht, die ſie geknüpft hat; ſie löſet ſie auf.

### Conradin und Friedrich.

Conradin, Sohn Kaiſer Konrads IV., letzter Sprößling des großen Hohenſtaufiſchen Geſchlechts; ſtarb 16 Jahr alt am 29. Oct. 1268 in Neapel auf dem Blutgerüſt; ſein Loos theilte ſein Freund der einige Jahre ältere, Friedrich, Prinz von Baden. Carl von Anjou verurtheilte ſie, rachſüchtig als Friedensſtörer, nach einer Verhaftung von zwei Monaten.

„Lebt wohl, ihr Hallen, ihr geliebten Höhen,
„Mich treibt hinaus des Geiſtes Macht-Gebot.

„Mit einer Krone nur darf ich euch wiedersehen;
„Ruhm werde Friedrichs Enkel oder Tod.“
So ruft er scheidend; Ahnungs-Schauer laufen
Durch die verlaßne Burg der Hohenstaufen.

Sein Erbtheil will er kühn mit Blut erstreben,
Neapel's Thron in ritterlichem Streit,
Friedrich mit ihm, der Freund auf Tod und Leben,
So ziehn sie hin, zum edlen Kampf bereit:
Wie Blumen frisch, in schöner Jugend blühend,
Und Löwen gleich von heißem Muthe glühend.

Und siegend stehn sie im ersehnten Lande,
Doch herzlos ist und neidisch das Geschick. —
Verrathen fallen sie in Feindes Bande,
Und hin ist ewig Hohenstaufens Glück!
Roh, wie das Schicksal, war des Feindes Wüthen,
Er brach mit blut'ger Hand die edlen Blüthen.

„Kann Nichts der Staufen Untergang verweilen,
„Und wird der Jugend Licht mir schon geraubt?
„Trotz doch dem Feind! ihn wird mein Fluch ereilen.“
Sprach's küßte Friederich's gefallnes Haupt.
„Nun hin zum Tod, und laßt mein Blut verrinnen,
„So will ich Freund und Kronen doch gewinnen!“

Er fiel: und schnell in ihren tiefsten Gründen
Erzitterte in Schwabens fernen Gau'n
Die heil'ge Burg, und aus des Berges Schlünden
Hört man's erbeben laut, mit Angst und Grau'n.

Und nächtlich wiederhallt's in öden Hallen:
Gefallen ist das edle Haupt! — gefallen! —
Bockshammer.

Wo die Erde den Faden des Lebens abreißt, da knüpft der Himmel ihn wieder an.

---

## V.

## Selbstopferung für das Vaterland.

Nichts Göttliches kann je mit dem Körper sterben.

### 1.

### Marcus Curtius,
ein junger römischer Patricier.

Du, die mir so oft geredet hat,
Wenn der Sänger zum Genius sprach.
Was ist die größeste Mannes-That?
Sprich, Lyra, und halle sie nach! —
In heiligen Stunden den goldenen Saiten
Viel goldene Himmels-Sprüche entgleiten.

Nicht dem Starken der Schlacht, wo die Seele glüht,
Nicht dem Fechter im isthmischen Spiel,
Dem Kecken nicht, der die Meere durchzieht,
Zum gefährlich verschleierten Ziel,
Nicht dem, der die mächtige Erde bezwungen,
Ist der Mannes-Thaten größte gelungen.

Doch der mit kalter Besonnenheit,
Wenn's um Menschheit und Bruder-Weh gilt,

Das Leben dem finstern Orkus weiht,
Der hat das Höchste erfüllt;
Denn das Köstlichste ist das holde Leben,
Und groß ist, opfernd es hinzugeben.

Die schwärzeste Nacht tritt in den Tag,
Und verlöschet sein heiliges Licht,
Der Eurus, der Fluren-Verheerer, wird wach,
Und die Eiche splittert und bricht,
Von finstern, stygischen Mächten erschüttert,
In seinen Tiefen der Erdball zittert.

An den Bergen umher wüthet Blitz auf Blitz
Und des Donners gewaltiger Schlag,
Es wankt der Götter geweihter Sitz
Und des Tempels marmornes Dach.
Das Haus droht, zermalmend den Bürger zu decken,
Und durch ganz Roma heulet der Schrecken.

Der schäumende Strom durchbricht den Wall,
Da hilft kein Gelüb'd und Gebet,
Verwüstung und Tod sind überall,
Und die Straßen mit Leichen besä't,
Olymp und Hades kämpfen zusammen,
Und mischen die Himmels- und Höllen-Flammen.

Und höher noch steigt die grause Gefahr,
Denn es birst und spaltet der Grund,
Wo die Mitte des räumigen Forums war,
Gähnt plötzlich ein nächtlicher Schlund,
Es entwälzen sich giftige Dämpfe mit Krachen
Und zuckende Flammen dem Höllen-Rachen.

Laut jammernd strömen die Bürger herbei,
Und bringen mit bebender Hand
Das Beste der Habe, was es auch sey,
An des Schlundes wankenden Rand,
Und die Menge fleht in verzweifelnden Tönen
Von den Göttern, mit Roma sich zu versöhnen.

Den elfenbeinernen Adlers-Stab
Wirft opfernd der Konsul hinein,
Den silbernen Kranz senkt die Braut hinab,
Der Ritter sein edles Gestein,
Der Krieger bringt den Preis seiner Kämpfe:
Doch schwärzer noch quellen des Schlundes Dämpfe.

Da drängt — es umfliegt ihn sein weites Gewand —
Ein Haruspex durch das Gewühl,
Und ruft mit gehobner Priester-Hand:
„Nie setzt ihr dem Schrecken ein Ziel,
Eh' Roma selbst nicht das schönste der Güter,
Das Nützlichste gibt dem stygischen Wüther."

Und das Volk steht zagend und gafft sich an,
Und nicht Einer kündet und spricht,
Und was auch enträthselnd die List ersann,
Die Deutung findet sie nicht,
Bis ein stattlicher Jüngling auf schäumendem Pferde
Heransprengt mit freier, edler Geberde.

„Was ist," — so sagt er — „das edelste Gut
Im freien, befriedeten Staat?
Der Bürger ist's, der mit kräftigem Muth,
Bereit zu verwegener That,

Für's Vaterland gern mag zum Tode eilen,
Die Tapfern nur sind des Staates Säulen."

Zum Tempel hebt er sein schönes Haupt,
Ruft lauter mit glänzendem Blick:
„Dem Gallier hab' ich die Spolie geraubt,
Nie warf Gefahr mich zurück.
D'rum darf ich frei die Sühnung erfüllen,
Und füge mich gern in des Fatums Willen."

Der Haufe bestaunt das Götter-Gemüth,
Da spornt er sein stutzendes Roß,
Und wirft, wo die Lava am heißesten glüht,
Sich selbst in den schlingenden Schoos,
Und unter ihm sterben die zuckenden Flammen,
Und über ihm schließt sich der Grund zusammen.

Ein Angst-Geschrei begleitet die herrliche That,
Doch der weihende Priester-Mund spricht:
„Das Größte der Edle vollführet hat,
Das Köstlichste reicht er der Pflicht!
Der Nachwelt mag er ein Vorbild geben,
Denn Curtius Name wird ewig leben."

## 2.

### Mucius Scävola,

ein junger vornehmer Römer lebte im Jahr 255 nach Erbauung der Stadt Rom.

Vom künstlerreichen Etrurien zog,
Zu Rom's geschützten Thürmen,

Porſenna, die Freiheit zu ſtürmen,
Die jüngſt das Joch der Tyrannen bog,
Und froh die Gleichheit der Bürger wog.
Er drohet, die Stadt zu verheeren,
Von Neuem die Knechtſchaft zu lehren.

Doch die Römer durchglühet Löwen-Muth;
Sie ſtürzen wie brauſende Meere
Hervor zu dem feindlichen Heere,
Und ſchnell entlodert die Kriegesgluth;
Doch raſend wirft ſie des Feindes Wuth
Die Helden, erfüllet mit Trauern,
Zurück hinter Roma's Mauern.

Dort wüthet der Hunger, wie wild in der Nacht
Der Wolf zerfleiſchet die Schafe,
Bei des Wächters eiſernem Schlafe.
Und den Römern kein rettender Gott erwacht,
Der ſie ſchützte vor der verheerenden Macht;
Die Tempel ſtehen verlaſſen,
Und die Helden, die Kühnſten erblaſſen.

Da ſchleichet, geübet in Mavor's Stand,
Ein Jüngling, der Todes-Gefahren
Verhöhnt, zu den feindlichen Schaaren;
Er gelanget an im Bauerngewand,
Und leitet ein Böcklein mit kühner Hand;
Doch das Herz erfüllet mit Sorgen,
Steckt der Dolch in dem Buſen verborgen.

Und er fraget die Wache: „Freund! iſt es erlaubt,
In des Lagers Reihen zu wandeln,

Und dem Volke den Bock zu verhandeln?
Er iſt der letzte den Römern geraubt,
Die gierig der wüthende Hunger anſchnaubt;
Zu friſten der Bürger Leben,
Muß Rom ſich bald ergeben.“

Die Wache winket, da eilet er fort
Durch des Lagers gemeſſene Reihen,
Porſenna dem Tode zu weihen.
Und er kommt zu der Feinde Verſammlungsort,
Von Männern erfüllet, da tönet kein Wort
Aus der Krieger geſchloſſenem Kreiſe,
Und der Jüngling nähert ſich leiſe.

Und ſtolz in der Mitte des Kreiſes ſteht
Ein Mann im purpur'nen Kleide,
Bedecket mit gold'nem Geſchmeide,
Und üppig ſchwankend der Helmbuſch weht
Wenn er ſpricht. Doch ſtill zur Seite geht
Porſenna im ſchlechten Gewande,
Gleich Kriegern vom niedrigſten Stande.

Und wie der Sturmwind die Wälder durchbricht,
Die Wogen des Meeres zertheilet,
Und die Wolken zerpflüget, ſo eilet
Der Jüngling durch die Reihen, ſo dicht
Wie Mauern, und trennet ſie mächtig und ſicht,
Stürzt wild auf den Held im Geſchmeide,
Und entblößet den Dolch von dem Kleide.

Der Dolch durchbohret der Muskeln Band,
Und giebt dem blutenden Herzen

Des Todes zuckende Schmerzen.
Und der Jüngling, trotzig und unverwandt,
Steht still, da faßt ihn mit nerviger Hand
Der König, und wehret den Horden,
Den Kriegern den Römer zu morden.

Und der Römer zu dem Könige spricht:
„Für dich war der Dolch gezogen!“ —
„Da hast du dich wahrlich betrogen!
Doch zitterst du vor der Rache nicht,
Die schreckenbrüllend über dir bricht?
Mit des Todes schrecklichsten Qualen
Sollst du mir den Frevel bezahlen!“

Und neben ihm steiget, hell angefacht,
Vom Altar die sengende Lohe.
Da spricht der Jüngling: „jetzt drohe,
O König mit deiner vernichtenden Macht
Dem Jünglinge, welcher die Flamme verlacht,
Die Hand, die dich nicht vernichtet,
Sie werde vom Feuer gerichtet!“

Und er leget die Hand auf der Kohlen Gluth,
Und die hochauflodernden Flammen
Zieh'n Nerven und Adern zusammen.
Und er lachet Hohn der Feuerswuth,
Er träget die Qualen mit gleichem Muth,
Bis Glied vom Gliede sich trennet,
Und dampfend die Rechte verbrennet,

Da staunet der König, entsetzet sich;
„Sprich gehen der Römer noch viele

Zum Tod, wie zum festlichen Spiele?“
„Dreihundert Tapf're sind wider dich
Verschworen zum Morde, der erste war ich,
Das Werk muß Jeder beginnen,
Du kannst nicht den Dolchen entrinnen!“
Da fürchtet Porsenna die feindliche Macht,
Und läßt den Belagerten sagen:
„Wir wollen uns friedlich vertragen.“
Und ehe die Sonne den Lauf vollbracht,
Und über die Fluren sinket die Nacht,
Entsteigen den Friedensaltären,
Mit Flammen vermischet die Zähren.

---

## VI.

## Heldensinn.

### 1.

### Hermann,

der Vaterlandsrächer ein Sohn des Sigimer, Fürsten der Cherusker, lebte im Jahr 9 vor Christi Geburt.

Siehe den eisernen Kriegsgetümmel, Erwecke,
Auf einem lichtdampfenden Unstern
Herniederfahrend, daß erschrocken
Vor des Zürnenden Nahekunft
Den Alpen die wolkigen Gipfel entstürzen,

Und zittre, stolze Weltbeherrscherinn!
Er will nicht ferner für dich wachen.
Denn tief aus des Gebirges Schooß
Holt er drei kocytische Wellen,
Blutrothe, himmelhohe Feuersäulen herauf
Die in ein Heer von lodernden Lanzen
Zerstäubt, den Aether bedecken.

Auf seine alte Burg schleudert er sie
Aus der schrecklichen Rechte hinab,
Und sein Schutz entweicht dir.
Nun zurück aus Germaniens Wüsten
Entgötterte Adler! Fliehe Quintil zurück!
Wenn der blutdürstende Krokodil
Im Schilf des schlammigen Nils
Nach Raube arglistig wimmert,
Dann steht der Rettung Thor noch offen
Aber wenn er pfeilschnell
Mit zähnebleckendem Rachen schon über den Sand
Daher schießt, dann wehe dem Fliehenden, wehe!

Es reift in allemannischer Brust
Verderben dem sorglosen Römer.
Fahre daher, schrecklicher Wodan!
In aller Wuth, mit der du je
Trotzende Feinde gebändiget hast,
Vor dem Volk, das dich
In eiserner Schlacht, und im Fürstenrath,
Und am Freundschaft-pflegenden Tisch
Mit brausendem Getümmel ehret;

Gluth in den männlichen Adern durch dich,
Kühne Gedanken, und unüberwindliche Sehnen
Im speerschwingenden Arm hat.
Ja! unter nächtlichem Brausen
Der hohen Harzfichten geborner
Sohn der Hertha! Schon rüstet er sich!
Seine furchtbare Wolfshaut
Giebt er dem jungen Helden
Um die starke waffengewohnte Schulter.
Sein Liebling ist er:
Denn im geweihten Haine,
Bei Opfern des Vaterlandes,
Hat der edle Cherusker ihn immer
Mit Inbrunst angefleht um Thaten,
Der Erinnerung immerdar würdig.

Voll trüben Grolles sah Hermann schon lange
Auf väterlichem Boden fremde Fahnen
Gepflanzt, und Unbezwingbare
An goldnen Ketten zahm werden.
Verachtung goß sein Blick auf den unbärtigen Römer
Und Abscheu duftete von der Schwelgertafel
Ihm entgegen. „O du, der du im Gefecht oft bei mir warst,
Thoit, Mann! Wodan!
Oder welcher Gott du seyst,
Bei diesen Eichenkronen
Meiner Stirn ersiegt, laß mich
Die weiberherzigen Römer dir opfern.“

So sprach er und griff an das klirrende Schwert,
Da hüpften wunderbar um ihn
Die tausendjährigen Eichen und schwarzen Tannen;
Ein dumpfiges Kriegsgetöse
Wie sterbender Römer und siegender Deutschen,
Wallte Stürmen gleich
Den dunkeln Harz hindurch.
Des Helden Brust hob
Hoch sich empor. Triumph!
Er hält seinen götterwerthen Schwur —
Den schwarzen bittern Tod hat er
Wider die Freiheitsfeinde vor der Stirn.

Mit der Cherusker, Katten
Und Chauker edlen Heldenschaaren,
Die ihm nacheifern, dicht umdrängt,
Bricht er durch jeden Rettungsort,
Und Wälder, Sümpfe und rauhe Gebirge
Müssen ausweichen, denn
Wodan stürzt voraus, bewaffnet mit Stürmen
Und Platzregen fluthenweis.
Ha! welche Verzweiflung
Durch die umlagerten Kohorten!
Eigne Schwerter wüthen,
Und der Feinde Schwert noch gieriger.

Wie, da die hohe Städtefürstinn,
Am ungetreuen Tagusstrande
Vom Feuer des Styx
In ihren Grundfesten erschüttert ward,

Die goldnen Thürme krachend
Auf Paläste stürzten
Und Palläste auf Hütten,
In weit donnerndem Tumult!
Und flammen da
Und kochende Meereswogen
Und Abgründe durch einander tobten
In gräßlichem Kampf:
So donnerte der wüthende Legionentödter
In dreitägigem Ungewitter,
Krieger und Rosse und Streitwagen
In Blut, Moräste und Ströme,
In Einen sterbenden Haufen zusammen.
Da schaudert das herrische Kapitol Entsetzen
In Ruinen sich schon fühlend.
Aber Germanien, frei durch ihn,
Führet jauchzend des Kampfs Trümmer
Zu Schlachtopfern seinen Göttern,
Und begeisterter Barden Lobgesänge
Hallen laut dem Vaterlandsrächer.

## 2.

### Bayard, (Pierre du Terreil de)
der Ritter ohne Furcht und Tadel

geboren 1476 auf dem Schlosse Bayard unfern Grenoble; im 19ten Jahre seines Alters zeichnete er sich schon auf seinem ersten Feldzug 1495 in Karls VIII. Heer, bei der Eroberung Neapels aus.

Lebt auf im Trauerſang, ihr Väter-Sitten!
Geſetz und Recht und Kraft, das gold'ne Erbe,
Das in der grauen Burg der große Ahn'
Dem Stamme hoher Ritterſchaft in's Mark gepflanzt,
Du Glorien-Zeit in Gott und Vaterland!
Leb' auf! und, Bayard! du mit ihr, auch du,
Deß Ruhm die Ehrfurcht liebt, die Liebe ehrt,
Deß Name uns, was die Jahrhunderte
Des Herrlichen beſtaunt, mit Größe nennt;
Des Weiſen und des Helden Sternen-Bild!
An deinem Grabe, das der Tod, dich ehrend,
Mit deiner Größe Lorbeer'n ausgebettet,
An deinem Grabe legen dieſe Lieder
Die Huldigungen deines Frankreichs nieder.

Geſchlagen war der tolle Waffen-Trotz,
Und fort der kühne Bonnivet von Mayland,
Vor dem der Franken Heer die großen Tage
Mit ſeinem ſchweren Mißgeſchick bezahlt.
Nur Bayard ſtand, des Helden Ruf und Harren
Hielt feſt gebannt im Kampf die muth'gen Fahnen,
Doch plötzlich, weh! traf aus dem Feuer-Schlunde
Ein Todes-Strahl die edle Ritter-Bruſt,
Zum Tod getroffen ſank er blutend hin.
Wie Tuba-Ruf des Welt-Gerichts erſcholl
Im Waffen-Feld ein gellend' Schmerz-Geſchrey,
Doch ſelbſt im Tode über Furcht erhaben,
Rief Bayard, ſinkend, jenes heil'ge Drey,
Das ſeinem Helden-Leben vorgeleuchtet,

Das Höchste: „Gott und Vaterland und König!“
Sein Ende fühlend rief er: „Steht dem Feinde!
Er kommt und stürmt daher vor's Angesicht.“
In Schmerzen athmend schleppte er sich weiter,
Die kalte Hand am Schwerdte eingestarrt,
Zu einem Baume hin, und stöhnte schwer.
Doch sieh! die Kraft gebot dem Todes-Schauer,
Und aufgerichtet muthigt er die Krieger
Mit Blicken und mit Zeichen in den Kampf,
Und bleich, vom Todes-Fittich überschattet,
Sieht man des Helden Stirne Muth gebieten,
Und Schrecken werfen in des Feindes Wüthen.
Noch einmal galt's. Im Opfer-Blut geweiht,
Dem Sieg gewichen, nimmer doch dem Ruhme,
Erfaßte nun die Franken-Schaar den Kampf
Mit höchster Kraft, des Glücks Verrath zu strafen.
O weh! da fällt der stärkste Wall dem Feinde.
Das Schicksal wälzt den Schrecken auf den Muth,
Und Alles flieht, und ruft dem Ritter: „flieht!
Der Sieger kommt, enteilt doch der Gefahr.“
„Nein!“ — rief der Ritter ohne Furcht und Tadel —
„Der todte Bayard kann das Mißgeschick,
Das Duguesclin einst zweimal schwer getroffen,
Nun ohne Schaam besteh'n. Nemours! du Glücklicher!
Den dort im Sieg Ravenna sterben sah,
Nicht so wie du, doch deiner würdig sterb' ich.
Du liebtest mich, und ach! schon eilest du
Aus lichten Sieges-Hallen mir entgegen;
Beklagt mein Ende nicht, es bleibt mir Gott,

Und eh' ein Prieſter in der Trauer-Stunde,
Die mir geſchlagen, mein Bekenntniß hört,
Bekenn' ich euch, bekenn' ich Gott die Schuld
Der ſündig ſchwachen Menſchlichkeit im Leben.
Es iſt geſcheh'n. Ihr Freunde all' lebt wohl.
Ermuthigt eure klageſchweren Herzen!
Dem König ſagt, wie Bayard, er der Sterbende,
Im Tode ein Entſagen nur betrauert,
Die Ehre, ſeinem Könige zu dienen."
Vom Schmerze mehr als Feindes-Macht geſchlagen,
Verließen ſie das blut'ge Trauer-Feld,
Bis in des Feindes Reihen dringt der Jammer.
Der Spanier hört's in Klage-Tönen melden:
Das Franken-Heer beweinet ſeinen Helden.
Erſchüttert von des Schreckens-Kunde fleugt
Pesraire, des edeln Bayards edler Freund,
Herbei zur Schmerzens-Stätte. Seufzend nimmt
Er ihn nun ſanft in ſeine Freundes-Arme,
Ihn führend in ſein eigen Waffen-Zelt,
Daß er, des hohen Ruhmes hoher Erbe,
An würd'ger Stätte ruhe — athme — ſterbe.
Die Span'ſchen Krieger ſchauten es mit Thränen,
Wie ſie der Schmerz der Franken ſelbſt geweint.
Von ſeinem Thaten-Ruhm und Helden-Geiſt,
Und ſeiner Frömmigkeit erzählten ſie, —
Wie dort Neapel fiel, und Brescia
Und Mayland und Ravenna, Ferno, Lodi,
Wie er allein feſt, ohne Wall, Mezières
So kühn vertheidigt, wie bei Garillan

Er ganz allein dem ganzen Heer' getrotzt;
Und von der höchsten Ritter-Ehre sprachen
Sie auch, die gar vom König ihm geworden.
Und da sie sprachen, nahte schwer und trauernd
Ein-Krieger-Zug heran aus fränk'schem Lager,
Und Männer waren's alt und schwer gebeugt
Vom Schmerz um ihres Vaterlandes Helden. —
Sie baten — ach! wen rührt es nicht zu Thränen —
Gefangene zu seyn für Bayards Freiheit,
Und ihn zu lösen, ihren Helden-Vater,
Mit freudig eingetauschten Feindes-Ketten.
Pescaire, gerührt, ließ sie zur letzten Ehre
An's Sterbe-Lager ihres Bayard treten,
Bourbon war selbst herbeigestürzt, und rief:
„Ach! wie bewein' ich, Ritter, euer Loos!"
„Nein!" — sprach der Held — „beweint nicht mei-
nen Tod,
Die Ehre folgt mir in die letzte Stunde,
Dem König treu ich aus dem Leben weich',
Ach! mir ist wohl — beseufzt gerechter euch!"
Das sprach er noch, und sieh! da ward er still;
Er betete, sein Blick sah nach dem Himmel
In mildem Dämmer-Lichte sanft und hehr.
Der Engel winkte, und — er war nicht mehr.
Man sprach mit Ehrfurcht sie (die letzten Worte)
Dem kaum Erblaßten nach, und Schmerz und Schauer
Der Ehrfurcht bebte durch die Männer alle.
Die Speere, die an diesem Tage noch
Des Ritters Blick im Kampfe zitternd machte,

Begrüßten nun gesenkt die edle Leiche;
Des Ahnen-Ruhmes schönster Edelstein
Starb Bayard und des alten Stammes letzter,
Bedauert von der Welt, und hoch beklagt
Von Frankreich, seinem theuern Vaterlande.
Als man in ritterlicher Trauer-Pracht
Der Heimath sie (die Leiche) zugeführt,
Da füllte weinend Volk die weiten Straßen.
Die Städte waren öd, der Pflug verwaist,
Und der Gerichte feierliches Amt
Im allgemeinen Schmerz des Landes still.
Drei holde edle weibliche Gestalten,
Die Haare losgebunden, bleich im Schmerze,
Die Hände ringend und den Klageblick
Zum Himmel Gottes weinend aufgehoben,
Erschienen vor dem Zug, und feierlich
Vermählte Hoheit sich und Schmerz in ihnen,
Und jede zeugte von des Helden Größe;
Die Eine, ach! dankt ihm der Kinder Schutz,
Die And're ihres Vaters spätes Leben,
Die Dritte rief, die holde Röthe bergend,
Die an der Jungfrau Antlitz aufgeblüht:
„O sey gesegnet Bayard noch im Grabe,
Dein heilig Schwerdt, das in dem Feind geblitzt,
Hat auch der Unschuld Heiligthum beschützt.“
Gerecht ist dieser Schmerz des Vaterlandes,
Gerecht das Thränen-Lob, das es dir spricht.
Doch schöner noch ertönt's vom Mund des Königs,
Des Tapfern und Gefang'nen vor Paris:

„Warum, mein Bayard!“ — rief der König weinend,
— „Bist du, der Edle, Große, mir entrissen?
O hätt' ich dich, mir wär' in deinem Leben
Das Pfand der Unbesiegbarkeit gegeben.“
Durch eines Königs edle Worte,
Durch dreier Königreiche Ehren-Ruf
Und durch der Zeiten feierliches Urtheil,
Trägt Bayard's Name den des Tapfersten,
Den Frankreich je zum Ruhme sich gebar.
O lebte doch für Frankreichs Zeiten-Lauf
Ein solch' Jahrhundert und ein Bayard auf!

3.

## Taillefer,

vor und in der Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet von Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Bronnen schwingt,
Im Saale, wenn er das Feuer schürt und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibet mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth.“

## VII.

## Entschlossenheit.

### Die Söhne des Grafen von Nidau.

„Kastlan von Erlach! fest beschlossen
„Ist unerbittlich wilder Krieg,
„Und Alles rüstet unverdrossen
„Sich wider Bern zum letzten Sieg. —
„Ihr seyd der Frevlerin ergeben,
„Sie wahrt Euch schöner Güter viel;
„Doch setzet nicht das edle Leben
„Für sie nun in das grause Spiel!“
„Laßt Eurem kühnen Sinn mich rathen
„Und folget meinem Heeresbann
„Vertrauet daß ich Heldenthaten
„Nach Heldensinn vergelten kann! —
„Die Burgen all in meinen Gauen,
„Die möget klug erprüfend Ihr
„Mit scharfen Auge keck beschauen,
„Zu herrlich dünket keine mir.
„Ich biete, seht! zum theuren Pfande
„Mein eigen goldbehaftet Schwert;
„Ihr wählt getrost im ganzen Lande
„Den reichsten Sitz, — er ist beschert!
„Das stolze Bern, so hoch es prahlet, —
„Zu furchtbar schwellt sich unsre Macht

„Ihm wird mit Untergang bezahlet
„Der Jammer, den es rings gebracht.“
„Kastlan von Erlach, wohl bedenket
„Was Ihr auf diesen Tag beginnt!
„Mir zwar ist nur ein Mann geschenket,
„Wenn Ihr nach meinem Wunsch gesinnt.
„Zweihundert edle Herren rüsten;
„Ein Wink, — sie sind mit Schaaren da! —
„Doch möcht ich auch den Freund uns fristen,
„Den ich in Euch mir längst ersah.“ —
So redete voll Ernst und Milde,
Zu Ritter Erlach, Nidaus Graf;
Und seines Schwertes schön' Gebilde,
Das immer tief und sicher traf,
Er reicht es hin dem tapfern Krieger,
Der still und sinnig vor ihm steht,
Und mit dem vielgeprüften Sieger
Zum erstenmal nicht freudig geht.
Da tritt herein vom Rittersaale
Das blühend junge Knabenpaar,
Das — in des Lebens Morgenstrahle —
Des Grafen süße Hoffnung war.
Die zarten Söhne, nie geschieden,
Sie nahen sich mit trautem Gruß
Dem Vater, den der Unschuld Frieden
In ihrem Antlitz rühren muß.
„Gieb, drängen sie vereinten Flehens,
„Gieb Schild und Schwert uns endlich her:

„Du waffnest! Aller Augen sehen's!
„Es brüten Kämpfe heiß und schwer! —
„Wann sollen wir an deiner Seite
„Zu ritterlicher Fehde zieh'n? — —
„O Vater, Waffen, Waffen heute!!
„Kastlan von Erlach, bittet ihn!“ —

Der Ritter horcht und lächelt schweigend,
Und eine Weile sinn't er still;
Doch plötzlich nach dem Schwert sich beugend,
Das Nidau ihm verpfänden will,
Erhebt er gleich die blanke Schneide,
Daß blitzend sie hernieder strahlt
Und Hoffnung sich und Lust und Freude
Im Angesicht der Knaben mahlt.

„Ha ruft er, seht die blaue Klinge,
„Das goldne Heft, den Edelstein
„Wie leicht ich um das Haupt sie schwinge!
„Sie kann zu schwer euch nimmer seyn! —
„Mir will der theure Graf sie geben,
„Ich aber schenke dem sie jetzt,
„Der mir verspricht mit Leib und Leben
„Was ich zum Preis darauf gesetzt.“

„Es sey die stolze Wehr dem Einen,
„Der streng mir ob dem Andern wacht,
„Und wo mir's Fug und Recht wird scheinen,
„An meiner Statt mit Richtermacht
„Durch Streiche züchtigend will lehren
„Was ich durch Rede sonst gelehrt! —

„Oft mögt ihr nicht an's Wort euch kehren
„So folget fürder nun dem Schwert!“ —
Die Knaben stehn in tiefem Staunen:
Ist dieß der alte Führer noch? —
Sie zieh'n empor die dunkeln Braunen,
Sie blicken auf, — er ist es doch! —
Da greift der Eine rasch zum Schwerte,
Durch einen Sprung gewinnt er's frei,
Als ob zu glühend er's begehrte,
Und nun des Bruders Hüter sey.

Nicht aber war die junge Seele
Vom Glanz des reichen Lohns bethört;
„Daß ich also das Schwert erwähle“
Beginnt er zornig und empört,
„Das hoffet nie, dieweil wir leben,
„Der Bruder schlägt den Bruder nicht,
„Und auch um Schuld ihm Schmerz zu geben
„Ich fühl', ich glaub' es nimmer Pflicht.“

„Nur wollt' ich dem die Wehr entreißen,
„Der sie so tückisch uns versprach,
„Wie konnt' ein Edler sie verheißen,
„Um solchen Schimpf, zu solcher Schmach?“ —
So klang das Wort des biedern Knaben; —
Doch heiter und gemindert schon
Trägt auf der Schulter hoch erhaben
Er den gebotnen Richterlohn.

In Huld und Liebe zart umschlungen
Vor der entzückten Männer Blick

Erscheint das junge Paar, durchdrungen
Von frommer Treue Wechselglück.
Sie schauen forschend auf den Ritter;
Der ihre Herzen schwer versucht;
Und wie die Prüfung herb und bitter,
So lieblich nun ist ihre Frucht.

Da spricht von Erlach zu dem Grafen,
Der in Gedanken niederschaut:
„Das Böse wird allein dem Sklaven
„Um Gab' und Spende zugetraut!
„Ihr botet wieder meine Brüder
„Und wieder Bern mir hohen Sold,
„Doch, warf kein Eisen je mich nieder,
„So thut es auch kein schnödes Gold!"

„Erkennt an Euern wackern Söhnen,
„An Eurem Blut, was mir geziemt!
„Es ruft mich Bern mit Muttertönen
Weil seinen Bürger mich es rühmt. —
„Ihr sprachet: Euch wär ein Mann geschenket,
„Wenn ich mit Euch gezogen. — Gut!
„An Euer trefflich Wort gedenket
„Ihr sollt erproben Mannesmuth!"

# Nachtrag.

## 1.

## Stadeler;

(siehe des Tugendspiegels prosaischen Theil Seite 267.)

Dein tapfrer Christenmuth, du werther Schweizer du,
Ist ewig lobenswerth; denn, da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu;
Die Seele flog davon; ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Seraphinen schweben,
Schaust auf dieß große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh.
Hier ist der Martyrkranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab! — Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöste Welt bei Allen machen theuer,
Dein Vaterland soll seyn der Erden weiter Kreis.
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben.

Flemming.

2.

## Prinzenraub.

Blut'ger Brüder-Zwiſt verheerte
Das getheilte Sachſen-Land.
Machtſpruch nicht, Vergleich nicht wehrte
Wilder Kriegesflammen Brand.
Endlich ſiegten in der Pforte
Kaiſerliche Friedensworte.

Vitzthum's ſtolzer Sinn bethörte
Nicht mehr ſeines Herzogs Sinn;
Weiſ're Räthe Wilhelm hörte,
Neigte ſich zum Bruder hin.
Ihn, den Kurfürſt, ſah man eilen,
Landeswunden gern zu heilen.

Viele ſeiner Treuen ſteuern
Für des Vaterlandes Glück.
Wohlſtand ſah man ſich erneuern,
Handelsleben kehrt zurück;
Doch in trotzigem Gemüthe
Droht ein Sturm der Fürſtenblüthe.

Kunz von Kaufungen begehret
Tapfrer Dienſte hohen Lohn;
Ungeſtillte Habſucht wehret
Nicht ihm, freventlich zu drohn:
„An des Fürſten Leib' und Blute
„Zu genügen ſeinem Muthe!“

„Daß du mir die Fisch im Teiche
Nicht verbrennest!“ sagte mild
Kurfürst Friedrich; doch der reiche,
Kühne Kunz blieb starr und wild.
An dem Sanften, nach Versprechen,
Sann er tückisch sich zu rächen.

Netze des Verrathes stellen
Kann der Frevler nicht allein,
Wirbt und findet Spießgesellen.
Mosen, Schönfeld schlagen ein, —
Und dem räuberischen Bunde
Schläget bald erwünschte Stunde.

Seiner Altenburg enteilte
Kurfürst Friedrich nach der Stadt,
Wo der Güt'ge gern verweilte,
Seiner lieben Lindenstadt,
Küßte scheidend seine schöne
Margareth und ihre Söhne.

Ernst und Albrecht, künft'ge Väter
Biedrer, frommer Fürstenreihn,
Euch bedrohen die Verräther;
Schwalbe schlich ins Schloß sich ein. —
Durch der Küche dunkles Fenster
Nahen nächtliche Gespenster.

Ruhig schlummerten die Knaben
In der unglückschwangern Nacht,
Träumten von den schönen Gaben
Die der Vater mitgebracht,

Horch! da öffnen sich die Thüren
Die Betäubten zu entführen.

Welcher Jammer, welches Schrecken
Füllt das Hohe Fürstenhaus! —
Welches Wort spricht das Erwecken
Der beraubten Mutter aus — ? —
Während auf verschiednen Wegen
Jene fliehn der Gränz' entgegen

Nach dem nahen Böhmer-Lande
Eilen die Verschwornen hin,
Räuber Kunz und seine Bande.
Hoffen reichlichen Gewinn
Für die Pfänder dort zu lösen;
Aber Rach' ereilt die Bösen!

Grünhain's Berg' an heißem Tage,
Hat mit Albrecht Kunz erreicht;
Durch des Knaben laute Klage
Ward sein harter Sinn erweicht,
Mit des Waldes rothen Beeren
Durst und Hunger abzuwehren.

Nach der niedern Frucht gebücket
Hat der Räuber sich; — da sahn
Einen Köhler sie, — es glücket
Dem Geraubten, ihm zu nahn,
Und dem Schwarzen Mann im düstern
Walde herzhaft zuzuflüstern:

„Rette mich aus Räuber-Händen!—
Rette deines Fürsten Sohn!“—
Seinen Schür-Baum in den Händen
Spricht der Wald-Mann Kunzen Hohn.
Köhlers Frau giebt Waldes-Zeichen,
Wackre Helfer sie erreichen.

Und die Köhler, stark und bieder,
Sind des Fürsten-Sohnes Schutz,
Trillern bald den Räuber nieder,
Bieten seiner Bande Trutz, —
Die Gefangnen, den Befreiten
Eilen sie zur Stadt zu leiten.

Grünhain's Abt Erquickung spendet; —
Kaum entfloh die Zeit der Ruh,
Kunzen er nach Zwikau sendet;
Doch den Köhlern kommt es zu,
Ihren Liebling, den Befreiten,
Selbst zur Mutter zu begleiten.

Ihre Klagen tönt Geläute
Von des Landes Thürmen fort. —
Nach der viel vermißten Beute
Spähen Reiter Ort für Ort.
Bald vernimmt aus Knechtes Munde
Mosen, Schönfeld's Schreckens-Kunde.

Von sich lassen sie die Schergen,
Zagend — ob dem Mißgeschick,

In der Teufels-Kluft zu bergen
Ihren Raub vor Späherblick.
Bald sie Furcht und Hunger zwingen,
Sich Verzeihung zu bedingen.

Ernst, den theuern, Erstgebornen,
Liefern die Bedrängten ab;
Veit von Schönberg den Verlornen
Bald zu Chemnitz wiedergab, —
In der Eltern offne Arme. —
Lauter Jubel folgt dem Harme.

Frohem Fürsten-Paar erzählen
Muß der Köhler seine That;
Soll sich frei Belohnung wählen,
Weil er brav getrillert hat.
Gnügsam will den Lohn er nennen:
„Freies Holz zum Kohlen-Brennen.“

„Wohl! — doch nicht mehr Kohlen brennen,
Lieber Görge Schmidt, sollst du!
Triller wollen Wir dich nennen,
Und an Unserm Hof' in Ruh
Soll dich Küch' und Keller laben,
Auch die Deinen Wir begaben.“

So der Kurfürst! — Zum Gedächtniß
Jenes seltnen Vorfalls, schenkt
Margaretha ein Vermächtniß.
Ebersdorfer Kirch empfängt
Mit der frommen Stiftung beider
Prinzen und des Köhlers Kleider.

Selbst dem frechen Räuber Gnade
Will der milde Fürst verleihn;
Nicht dem Schwerte, nicht dem Rade
Will er seinen Gegner weihn.
Doch zu spät! — Gehaßt von allen
Sachsen, ist sein Haupt gefallen.

Ungern strafet, gern belohnet
So noch Ernst und Albrecht's Stamm.
Unter treuen Dienern thronet
Noch sein Sprosse tugendsam.
Ihnen und den späten Söhnen
Hört man jetzt noch Preis ertönen.

Jenen Brunnen, der den freien
Albrecht — Labe-Trank verlieh,
Sahen wir zum Denkmal weihen,
Sachsen-Treu veraltet nie!
Möge ferner in Gefahren
Sachsen's Prinzen — Gott bewahren!

3.

## Die beiden Schweizer.

In jenem Thal, wo Tell, der Bogenschütze,
Helvetien zur Freiheit rief, wo jetzt
Man Freiheit noch zum ruhigen Besitze
Der schönen Lebensgüter nützt;
Da trug sich zu, daß Kord und Vit
Sich einst entzweiten über ein Gebiet.

Sein Recht war jedem herzlich lieb;
Doch ward der Richter stets vermieden;
Drum bliebs so lange unentschieden,
Bis Kord die Noth zum Richter trieb.
Er ging und kehrt zurück, und kam zum Vit aufs Feld.
„Hör, sprach er, morgen hab' ich das Gericht bestellt,
Nunmehr wirst du dich doch verstehen,
Auch morgen mit mir hinzugehen?"
Schon? rief nun Vit, nein, sieh, da liegt mein Heu,
Es regnet bald — die Winde wehen —
Mein Heu kann mir verloren gehen,
Bring ichs nicht morgen noch vor mittag bei.
„Du kannst nicht? — Ei! was will das geben,
Geschworne Richter kommen an." — Nun ja,
Rief Vit, die läßt du kommen, du bist da.
Könnt ihr den Fall allein nicht heben?
Dir hab' ich ja die Gründe oft und gut
Genug gesagt, worauf mein Recht beruht;
Dasselbe kannst du bei den Herrn verrichten,
Und dann laß sie in Gottes Namen schlichten.
Geh, lieber Kord, und bring mir dann Bescheid!
Kord ging und that, was Vit ihm aufgetragen;
Kam dann zurück, und sprach: o Vit, die Richter sagen,
Das Recht sey dein, und bleib's in Ewigkeit.

## 4.

## Theodor Körner,

geboren 1791 zu Dresden, starb 1813.

Dieser deutsche Tyrtäus im heiligen Kriege 1813 entwickelte kaum 20 Jahre alt ungewöhnliche Talente im Gebiete der Dichtkunst.

Nach Vollendung seiner akademischen Studien ging er nach Wien; hier brachte er mehrere seiner dramatischen Erzeugnisse auf die Bühne und lenkte dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Diese verschaffte ihm später den Titel eines k. k. Theaterdichters.

Der heilige Krieg weckte auch in ihm den Drang zu größeren Thaten; mit Begeisterung für des Vaterlandes Befreyung vertauschte er die Leyer mit dem Schwerdte. In der Lützow'schen Frei-Schaar begann er sein Wirken und fiel von einer Flintenkugel tödtlich getroffen in seinem schönen Berufe; unvergänglich sind die Denkmale die er sich begründet und sein Gedächtniß wird in Ehren gehalten werden, so lange der Genius der Verdienste, über seinen Schützlingen die Fittige ausbreitet.

Ist um zu sterben alles doch geboren,
Wenn gleich das Leben frühe auch verloren
Dort oben geht's für ewig-schöner auf.
Drum achtet nicht das kurze Erdenleben,
Gilt es des Himmels Kränze zu erstreben,
Nichts hemm' hienieden euren Heldenlauf.

### I.

Hoch prangte schon der Stamm der jungen Eiche,
Wohl festlich schwebt um ihn das junge Grün;
Und anmuthreich, und kräftiglich und kühn,
Hob er sein Haupt empor zum Wolkenreiche.

Es ſollte Herrliches an ihm erblühn,
Und Großes: darum drang der Kronenreiche
So ſchnell hervor aus allem Waldgeſträuche.
Melodiſch tönte das bewegte Grün,
Wie Liebeshauch; und ſeine Zweige klangen,
Als hätt' Apoll, der Muſengott und Held,
An dies Gezweig die Leyer aufgehangen.
Doch ach! er ſank! — ein Sturm hat ihn gefällt. —
Mein Jüngling ſank, zu früh vom Tod' umfangen,
Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held.

II.

Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
Bezeichnet mir zu ſeiner Gruft den Pfad.
Er ſchlaf im Nachhall ſeiner Liedergaben,
Im Nachglanz ſeiner ſchönſten Heldenthat.
Sein Herz war groß, ſein freier Geiſt erhaben,
Sein Leben Wechſelklang von Lieb und That.
Bezeichnet mir zu ſeiner Gruft den Pfad!
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben? —
„Der Jüngling ſchlummert, wo das Waffenfeld
„Des edlen Blutes viel, ach viel verſchlungen.“
Da werde deinem Geiſte, junger Held,
Das letzte Lied, das deiner Harf entklungen:
„Du ſegne mich, o Vater!“ nachgeſungen.
Dieß war dein Gruß in einer ſtillern Welt.

III.

Die ihr ſo viel in dem Geliebten hattet,
Begleitet mich zum Hügel ſeiner Gruft:

Begegnen wird uns die geweihte Luft
Der Eiche, die das theure Grab beschattet.
Die Freundschaft hat ihn weinend dort bestattet;
Sie führ' uns ein in die geweihte Luft. —
„Wohl grub die Freundschaft, wo die Eiche schattet,
„Dem Unvergeßnen dort die stille Gruft.
„Doch wo die Flamm' entbrannter Wuth gelodert,
„Wo, schrecklich todt, das Graun der Schlacht vermodert,
„Da durfte nicht die theure Hülle ruhn.
„Ein hoher Sinn, das Würdige zu thun,
„Ein deutsches Fürstenwort hat sie gefodert;
„In einer Fürstenhalle soll sie ruhn."

IV.

Da schlummert dann der Zögling der Camönen,
Vergiß ihn nicht mein deutsches Vaterland!
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne krönen.
Du Hirtin fragst nach seinen Liedertönen?
Sein Geist ist mit uns, seine Hülle schwand.
Und ihr, ihr Edleren von Deutschlands Söhnen,
Hier schwört euch fester an das Vaterland!
Im heil'gen Rettungskampf hat er vor Allen,
Begeistert, sich zuerst den Weg gebahnt.
Bei seiner Urne fühlt, was er geahn't!
So feyert ihn indeß aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen
An seine lieblichen Gesänge mahnt.

C. A. Tiedge.

5.

## Der verwundete Griechenjüngling.

Ist das nicht Trompetenklang,
Nicht der Brüder Schlachtgesang,
Seh ich nicht des Pulvers dampfen,
Hör ich nicht der Rosse Stampfen,
Die mit ungeduld'gen Hufen
Muthig mich zum Kampfe rufen? —
Ja, es ist Trompetenschmettern,
Es beginnt des Kampfes Wettern,
Auf zum Spiel der Schwerter hin
Jetzt gilt's Lebens Hochgewinn! —
Ha, wie brennt mir heiß die Stirne,
Wie zieht glühend im Gehirne
Krampfhaft hin und her der Schmerz.
Ruhig, ruhig armes Herz,
Mußt in's bitt're Loos dich fügen,
Mußt hier kraftlos, thatlos liegen.
Während meine Brüder fechten
Von des Glaubens heil'gen Rechten,
Von des Vaterlandes Klagen,
Das des Leid's so viel getragen,
Hell entflammt zum Krieger Muth,
Schwächt entströmend mich mein Blut.
Es umhüllt mich dichter Nebel,
Es entweichet mir das Sinnen:
Fluch dem falschen Türkensäbel,
Der nicht alsogleich von hinnen
Mich gesandt zu meinen Ahnen

In des Todes Schattenreich!
Was denn soll ich fern den Fahnen,
Was denn soll ich kraftlos bleich
Muß ich schon in diesen Jahren
Zu der Schatten luft'gen Schaaren
In des Todes Reich hinab!
Es verschlinget meinen Namen,
Künft'ger Heldenthaten Samen,
Ach! ein allzufrühes Grab. —
Doch, was hör' ich, welchen Klang,
Welchen frohen Sieg'sgesang?
Jene Türkenschaar vernichtet?
Unser Gott, er hat gerichtet!
Ha, jetzt fühl' ich froh mein Ende,
Jesus Christus! deine Hände
Mögen schützend ob mir walten,
Daß ich Gnade mög' erhalten
Oben in dem Himmelreich.
Himmlische, wie dank' ich Euch!
Dieser Sieg, mit Flammenzügen
Zeiget er die Zukunft mir?
Ja, die Türken unterliegen,
Triumphiren werden wir.
Nun, so lebt denn wohl, ihr Brüder,
Oben finden wir uns wieder!

E. Jakobi.

# IX.

# Mitleid und Wohlthätigkeit.

Laß nie, o Gott, der Liebe Pflicht
Mich aus den Augen setzen
Und, wär's auch der Geringste nicht
Gering sein Wohlseyn schätzen.
Laß mich vielmehr in Andrer Wohl
Mein eignes freudig finden
Und, wenn ich kann, auch wie ich soll,
Gern ihre Wohlfahrt gründen.
Dein Beyfall ist mir dann gewiß
Und unter deinem Segen
Geh' ich — dein Wort verspricht mir dies —
Froh jener Welt entgegen.

## 1.

## Salomon,

der Sohn Davids, König der Israeliten (lebte 1015 bis 975 vor Chr.); er folgte seinem Vater kaum zwanzig Jahre alt, in der Regierung. Der kriegerische Geist seines Vaters war nicht auf ihn vererbt, dagegen besaß er einen feinen Verstand und eine große Liebe zu den Künsten welche nebst einer seltenen Hoheit des Geistes ihm Unterwürfigkeit und Achtung verschaffte.

Davids letzte Worte an seinen Sohn, dürften hier an geeigneter Stelle sich befinden: „Siehe, sprach er, ich gehe den Weg aller Welt, darum tröste dich, und sey ein Mann, und warte auf die Hut des Herrn, Deines Gottes,

daß du wandelst in seinen Wegen, wie im Gesetz Moses geschrieben steht."

Der junge Salomon saß vor der Thür
Der päterlichen Burg, ein Körbchen Feigen
Auf seinem Schoos; mit lüsterner Begier
Aß er davon. Es war dem Knaben eigen,
Was er begann, mit Leidenschaft zu thun,
Und keine Frucht war ihm so lieb als Feigen.
Indem er zehrte, bat der kleine Nun,
Ein armes Waislein, ihn um eine Gabe.
Der Prinz durchsucht den Rock, das Unterkleid:
Du siehst, sprach er, daß ich nichts bei mir habe;
Komm morgen, Freund. Auf diesen Hofbescheid
Trat Nun zurück. — Wie! rief des Vaters Stimme,
Der auf dem Söller stand, dem Prinzen zu:
Den Armen, der dich fleht, entferneſt du? —
Ich habe nichts. — Mit angenommnem Grimme
Fuhr David fort: So spricht nur ein Barbar;
Gleich theile mit dem Knaben deine Früchte!
Der Erbprinz zählt mit flammendem Gesichte
Dem Schmachtenden des Schatzes Hälfte dar,
Und räumt ihm einen Platz an seiner Seite,
So lästig ihm des Vaters Machtspruch war.
Der arme Nun genoß die süße Beute
Mit seltner Lust. Die Balsamfrucht erquickt
Den ausgedorrten Gaum und stillt die Qualen
Des Hungers ihm. — Heil dir zu tausendmalen,
Mein Prinz! rief er und küsset ihm entzückt
Die milde Hand, die er mit Thränen weihet.

Gott Israels, o segne diese Hand!
Vom Hungertode hat sie mich befreyet. —
Der Prinz verstummte; seine Brust empfand,
Was, seine Harf' im Arm, der Vater fühlte,
Wenn er ein neues Lied Jehoven spielte;
Er reicht der Früchte Rest dem Knaben hin,
Sinkt weinend an sein Herz und küsset ihn.

Der Mensch, ein Kind, lernt zwar die Tugend üben,
Wenn sein Verstand sie ihm als Pflicht gebeut;
Doch fühlt sein Herz erst ihre Seligkeit.
So lernt er bald als höchstes Gut sie lieben.

Pfeffel.

Wie du des Königs Huld durch seinen Liebling erlangest:
Also des Ewigen Huld, wenn du die Menschen erfreuest.

## 2.

## Elisabeth die Heilige.

Tochter Andreas II. Königs von Ungarn geboren 1207. Bereits im fünften Jahre ihres Lebens war sie die Verlobte des eilfjährigen Ludwig, Sohn Hermanns Landgrafen zu Thüringen; an dem Hofe Hermanns einer glänzenden Periode der Wartburg wurde ihre Erziehung vollendet, und das Beilager im Jahr 1221 vollzogen; Diese Verbindung gehört — zu den seltenen Erscheinungen! — Beide waren einander würdig. In ritterlichen Zügen bewährte er seinen Heldenmuth, sie ihren hohen Werth, durch die stillen Tugenden der Wohlthätigkeit und der Milde.

Der geistvolle Dichter der nachfolgenden Legende, ist insoferne von der Wahrheit abgewichen, daß er Ludwigen als Wütherich schildert, während die Geschichte ihn vielmehr

als Beförderer der Absichten seiner Gattin bezeichnet; stilles Wohlthun war Elisabeths Bestreben, und darin ist also das Motif zu finden durch ihr Gebet, die Ueberraschung des Gatten, ihrem Bestreben analog, zu lenken.

Frei sollst du handlen, und göttlich und groß,
Beherrscht nur von eigenem Willen —
Die Freiheit ist ein erhabenes Loos,
Der Tugend Gebot zu erfüllen.
Dann fällt der Unsterblichkeit Gluth deine Brust,
Du bist dir ja ewiger Dauer bewußt.

„Laß mich fernerhin Gutes üben
„Eisiger Mann mit der kalten Brust,
„Denke, daß seinen Nächsten lieben,
„Ruhe gibt und unendliche Lust,
„Denke, daß du nach kurzem Leben
„All dein Habe dem Tode mußt geben,
„Sieh, ein dankender, segnender Blick
„Gibt mir die Gabe wohl zehnfach zurück."
Also spricht bittend Elisabeth,
Aber der Mann noch zürnend steht,
Denn das Wort, so die Milde spricht,
Faßt der fühllose Gatte nicht.
„Trägst du noch ferner das Brod zu den Armen,
„Weib, dann kenn' ich nicht länger Erbarmen!
„Gibst du den Bettlern mein Bischen Gut,
„Weib, dann zittre vor meiner Wuth!
Und Elisabeth fügt sich dem Willen,
Aber sie weinet gar oft im Stillen,

X.

## Jugendliche Lebensretter.

Jede edle That, jede standhaft vollbrachte Pflicht, ist wie ein Accord aus der Göttlichen Musik, die in aller Menschen Herzen wiederhallt.

1.

### Der Sohn des Krösus Königs von Lydien.

Als, berauscht vom Siegeswahne,
Krösus über'n Halys flog
Und ihm nach zu seiner Fahne
Mancher edle Streiter zog,
Ragte hoch voran im Zug
König Krösus edler Sohn,
Der den Adelsbrief zum Thron
Auf der freien Stirne trug.

Hoheit in den Augenbraunen,
Doch im Blicke Milde nur,
Und von wilden Herrscherlaunen
Auch nicht Eine leise Spur,
Frei trug er das Haupt empor,
Nirgends Tücke und Verrath,
Nein! aus jedem Zuge trat
Seine schöne Seele vor.

Aber ach! ein tiefes Schweigen
Ruhte auf des Edlen Mund,
Nur bedeutungsvolle Zeichen
Machten seine Wünsche kund.
Was er dachte und empfand,
Nimmer seine Lippe sprach,
Denn von früher Kindheit lag
Auf der Zunge schwer ein Band.

Doch was Worte nicht vermochten,
Glückte seiner Tapferkeit;
Denn nach seinem Beispiel fochten
Kühn die Lydier im Streit.
Nur der Perser Heldenmuth
Brachte endlich sie zum Fliehn,
Doch noch immer sah man ihn
Fechten in des Kampfes Gluth.

Sieh, da dringt mit wilder Hitze
Aus der Feinde Schaar ein Mann
Drohend mit des Schwerdtes Spitze
Auf den König Krösus an,
Der entblößt von äuß'rer Pracht,
Nur an innerm Adel reich,
Dem geringsten Kämpfer gleich,
Kämpfte in der wilden Schlacht.

Und schon droht das Schwerdt im Schwunge
Augenblicklich ihm Gefahr,
Als dem Sohn das Band der Zunge

Schnell gelöst ist wunderbar:
„Halt," kreischt er mit Feuerblick:
Halt, den König mordest du!"
Und der Perser zog im Nu
Ehrfurchtsvoll das Schwerdt zurück.

Moritz Döring.

Wer könnte ohne Gott, wer unser Schicksal lenken?

## 2.

## Amphinom und Anapias.

Auch auf des Unglücks Dornenfelsen kann der Freude Himmelsblume blühen.

Furchtbar donnerte der Aetna,
Blitze, rothe Leichenfackeln,
Zuckten in den schwarzen Dämpfen,
In den Nächten weit umher.
Wellen schien der Grund zu schlagen,
Blauer Flammen borst die Erde,
Die in Todesängsten bebte,
Und vom Ufer floh das Meer.
An des Berges finsterm Gipfel,
Der umher den Paradiesen
Schrecken und Verwüstung drohte,
Hing des Todgeweihten Blick;
Auf die Seinen, die Genossen
Seiner Noth und seines Jammers,
Auf die geisterbleichen Lieben
Senkt er zagend ihn zurück.

Bald, verkünden die Auguren,
Schließt sich auf die Felsen-Urne,
Die uns Todeslooſe sendet,
Offen steht das größte Grab.
Aus den Wolken, die sonst segnen,
Stürzt sich wild und unaufhaltbar
Mit den Flammen das Verderben
In das Leichenthal hinab.

Und nach langer, banger Stille,
Donnernd, als zergieng' die Erde,
Barst der Felsen von Mesara;
Seine Quellen öffnen sich.
Er ergießet Feuerströme,
Klippen weichen, Wälder dampfen,
Und die Lavaschlange wälzet
In das Thal sich fürchterlich.

Nicht mehr gab die eigne Halle,
Nicht mehr der gesprengte Tempel,
Schutz dem Schrecken, der das Liebste,
Es zu retten, an sich riß.
Auf dem Hausaltar die Laren,
An der Wand die theuren Bilder,
Alles, was er lassen mußte,
Rief ihn an: Vergiß, Vergiß!

Mit den aufgegriffnen Schätzen,
Ohne Wahl un dohne Freude,
Stürzte sich die Flucht von dannen;

Der Verzweifelnden Geheul
Und das Krachen der Gebäude
Dröhnte lauter, als der Donner.
Auf die Fliehenden aus jeder
Wolke zuckt' ein Todespfeil.

Amphinom und Anapias,
Christenjünglinge, verschmähten
Ihren Reichthum: ihren Eltern
Rettung, oder selbst den Tod!
Ihre wirthlichen Penaten
Wollten lebend die nicht meiden,
Nicht die Säulenhall', die wankend
Schon den nahen Einsturz droht.

Doch die Söhn', ihr Flehn nicht achtend,
Nehmen sie auf ihre Arme,
An den treuen Kinderherzen
Tragen sie die theure Last.
Hinter ihnen bricht die Halle,
Unter ihnen bebt der Boden;
Doch die Flücht'gen zu ereilen
Treibt sie's ohne Ruh und Rast.

Aber, ihr erzür.'n Götter,
Und du, milder Gott der Christen,
Du, die selbst die Treu und Liebe!
Lohnt ihr so die Kindestreu? —
Nicht der schnellen Flucht der Andern
Glückt's den Jünglingen zu folgen,

Und der Flammenströme einer
Stürzet ziſchend ſich herbei.

Keine Rettung! Ihre Kräfte
Sind erſchöpft. Die heilge Bürde
Veſter haltend, Gott empfehlend,
Sinken beide in die Knie.
Und die Andern, eignen Drangſals
Jetzt nicht denkend, ſchrein und beten,
Sehn nur nach dem Bild der Liebe:
Seht! der Strom erreichet ſie!

Und, o Wunder! wo ſie knieen
Mit den Eltern in den Armen,
So den nahen Tod erwartend,
Trennet ſich das Feuermeer.
Und auf einer Inſel ſtehen
Die Geretteten, und flehen
Auf zum Himmel, und ein Hymnus
Tönt dem Retter rings umher.

Und es hob ſich eine Säule
An der Stätte, wo die Götter
Kindestreue ſo belohnten,
Und ſie ſteht und lehrt noch heut
Auf dem Feld der Kindesliebe,
Wo von Neuem Alles blühet,
Und vom heil'gen Elternſegen
Ueppig aufwächſt und gedeiht.

Schwarz.

Anwendung.

Auch auf dich und mich blickt Gottes Auge nieder;
Ueberall find' ich den Weltregierer wieder. —
Der die Sonnen hält in ihren Bahnen,
Kennt auch des Herzens leises Ahnen;
Hört das stille Beten und erscheint
Freundlich tröstend, wo der Kummer weint.

## XI.

## Wahl des Berufes.

Untersuche den Beruf, zu welchem du dich hingezogen fühlst, und seine Verhältnisse von allen Seiten; stelle dir besonders die Schattenseiten desselben recht lebhaft vor, mache dich mit den Beschwerden seiner Erfüllung durch eigene Erfahrung in der Wirklichkeit und durch treue Schilderungen würdiger Glieder deines Lieblingsberufes recht bekannt; und bleibt dennoch nach allen diesen Prüfungen und Erfahrungen eine unüberwindliche Vorliebe für ihn in deiner Brust, eine heiße Sehnsucht, ihm etwas Ausgezeichnetes zu leisten, dann folge — besonders, wenn dich Kraft, d. h. Tüchtigkeit aller zu ihm erforderlichen Vermögen des Körpers und der Seele und äußere günstige Verhältnisse unterstützen — deinem leitenden Genius, und Gott wird mit dir seyn!

## Johann Jakob Daly,

Hauptmann im Dienste der G. St. der Niederlande; geb. zu Chur 1759, starb das. im Aug. 1818.

Edel bleibet der Edelstein, und läg' er im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub was er ist.

Geburt, Talente, so wie die Mittel zu deren Ausbildung begünstigten unsern Jüngling; diese Vereinigung hätte ihm, nach den Gesetzen des bürgerlichen Verbandes, ein erwünschtes Loos für das reifere Alter sichern sollen. Allein das Gegentheil traf ein! Des Schicksals härteste Prüfungen mußte er kennen, ja ertragen lernen. —

Die Anlagen der Natur, womit er begabt, beförderten eine frühe Entwickelung seiner geistigen Kräfte. Ein etwas ungestümer, hochstrebender Sinn bestimmte seinen Vater, ihn dem Militairstande zu widmen. Nach der Sitte der Zeit wurde ihm durch Einkauf als Cadet der Weg zu höhern Offiziers-Chargen angebahnt; willig folgte der Jüngling diesem Rufe. Auf eine eigenthümliche Weise schildert er selbst im nachstehenden Gedichte seine Gefühle und Ansichten in dieser frühern Periode seines vielbewegten Lebens. Reue folgte später der Wahl dieses Berufes, welcher für ihn die Quelle namenlosen Nachtheiles ward.

Entfernt vom elterlichen Hause war dieses in den damaligen Umwälzungskriegen zum Oeftern dem Raub und der Plünderung der beutelustigen Franzosen Preis gegeben! Hiermit vereinigte sich die Verabschiedung der Truppen in Holland ohne Pension, die Confiscation seines elterlichen Vermögens in den Bündtnerschen Unterthanenlanden. Schlag auf Schlag traf, das Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung erhielt ihn.

In den Tagen des Glückes erhob, in denen der Leider erheiterte er sein Gemüth durch den Genuß der Erzeugnisse hochpoetischer Geister! Klopstock und Tasso waren seine Lieblinge, seine täglichen Gefährten. Er selbst machte Versuche im Gebiete der Dichtkunst; von Tassos Jerusalem übersetzte er einige Gesänge! ja selbst in italienische, französische und holländische Verse, Gefühle und Ansichten übertragen wurde ihm leicht, da er diese Sprachen, selbst in ihren Feinheiten, kannte.

Hier an dem seichten Strand,
Wo man den Hering fischet,
Und sich der stolze Rhein,
Sanft mit dem Weltmeer mischet;
Hier steht ein Freiheits-Sohn,
Aus Rhätiens Alpenlande,
Und sucht vergebens Trost,
An diesem Meeresstrande;
Er grüßt mit nassem Aug',
Des Vaterlandes Welle,
Die einen Theil enthält,
Des Wassers jener Quelle,
Die Labsal ihm gereicht,
Saß bei der Sonnenhitze,
Er in der kühlen Kluft,
Auf einer Felsenritze. —
Hier, wo kein Hügel thront,
Kein Berg mit Alpen stehet,
Wo Boreas immerhin,
Und Zephyr selten wehet,

Hier steht Er kummervoll
An diesem stillen Strande,
Und seufzt, und wünschet sich'
Zurück in's Vaterlande,
Zurück ins schöne Thal,
Den Tempel seiner Freuden,
Wo hüpfend in dem Klee
Die frohen Lämmer weiden,
Wo Philomele singt,
Des Frühlings Sänger thronen,
Und hier und da verstreut
Die besten Menschen wohnen
Und wo im bunten Chor
Um Blüten und um Pflanzen,
Mit ihrem Farbenspiel,
Die Schmetterlinge tanzen,
Wir sahen mit Freuden zu,
Wie sie auf Blumen fliegen
Und hung'rig mit der Blum
Auf dünnem Stamm sich wiegen;
Wo Knab und Mädchen sich
In Unschuld lustig machen,
Ja selbst der großen Welt
Und ihrer Freuden lachen,
In diese kleine Welt,
Des Menschenglücks Gefilde,
Wo Ruh, und Friede wohnt,
Und Mütterliche Milde,
Wünscht sich der Freiheits Sohn,

Und richtet seine Blicke
Zu dem, der Uns erhört,
In unserem Mißgeschicke!
Er weilet an dem Strand,
Denkt nach, und stehet stille,
Und ruft, ist das mein Loos,
Ist das des Schicksals Wille!
Daß fern vom Vaterland,
Von meiner Kindheit Wiege,
Ich hier in Thetis Schoos
Und Neptuns Armen liege. —
Wie kann ein Alpen-Sohn
Sich hier vergnügt wohl finden,
Und aus dem Meeres-Schilf
Sich Blumenkränze winden.
So seufzte Er, und staunt,
Benetzt den Sand mit Thränen,
Was hilft mein klagen jetzt,
Mein seufzen und mein Sehnen?
Was habe ich gethan?
Der Glanz hat mich verführet,
Der Kunst, die bald zum Thron
Bald zu dem Lethe führet;
Die Kunst, die manchen schon
Um Gut und Leben brachte,
Und Preußens Friederich
Zum größten Helden machte;
Die Kunst, die manchem schon
Das süße Leben kürzte,

Und Könige vom Thron
In's tiefste Elend stürzte.
Die Kunst, die schon erhob
Auf stolze Herrscher-Thronen,
Die — die im Meeres-Schilf
Und nur in Hütten wohnen;
Dir opferte auch ich
Der Jugend-Rosenzeiten,
Verblendt durch Schimmer — Glanz,
Die deine Kunst begleiten,
Zog an den bunten Rock,
Den Säbel und Tornister,
Und glaubte Simson mich
Schon unter den Philister,
Mir träumte nur von Glück
Und lustigen Gelagen,
Und nicht, daß es so bald,
So schrecklich werde tagen;
Denn dort schon steht bereit,
Der Feind auf jener Heide,
Und dort sein Jägercorps
Voran im grünen Kleide,
Und schon verwandlen sich
Der süßen Freude Töne
In eine Tragödie,
Der Muse Melpomene. —
Horch! Schon Trompetenstoß;
Sieh, auf die Reiter sitzen,
Die Tambours wirbeln und

Dort die Musqueten blitzen,
Und dort zum Himmel jetzt
Die Pulverwolke steigen,
Und manche Biedre sich
Zum ew'gen Schlummer neigen.
Sieh' hier ein Feldmarschall
Sein Heldenherz verbluten,
Und nach der andern Welt
Mit Charon überfluthen. —
So gehts dem größten Held
In seinen besten Jahren;
Er muß gehorchen — wenn
Ruft Charon — überfahren! —
Sieh' dorten jenes Dorf
In vollen Flammen stehen,
Und die Bewohner jetzt
Um Brod und Obdach flehen. —
O, Götter! warum schuft,
Der Welt, ihr die Bellone,
Warum das Mordgewehr,
Musquete und Canone;
Und Vorsehung sage mir,
Darf ich dich kühner fragen:
Wie kann's dein Wille seyn,
Die Menschen so zu plagen?
Denn nicht den Lastersohn
Allein trifft dieses Eisen,
Es trifft die Unschuld und
Die Wittwen, und die Waisen;

Es trifft den Ackersmann,
Die Früchte seiner Saaten,
Die durch der Dörfer Brand
Zu Staub und Asche braten. —
O! Sag' gerechte mir,
Wie alle Frommen meinen,
Wie kannst so schrecklich du
Dich mit dem Krieg vereinen! —

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten;
Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Qualen entfliehn, seine begleiten ihn fort.

## Der Jugend Gebet,
### als Schluß des Tugendspiegels.

O Sohn des Vaters, Jesu Christ!
Der du der Freund der Jugend bist;
Du siehst uns dir in Einfalt nah'n,
Von dir den Segen zu empfah'n.

Wir schwören dir mit Mund und Hand,
Zum Himmel Aug' und Herz gewandt:
Nie soll in unsrer Brust verblüh'n
Der fromme stille Jugendsinn!

Fremd ist der Jugendsinn der Welt;
Doch dir das Blümchen wohlgefällt.
Gewebt ist es gar wunderhold
Aus Aetherblau und Sonnengold.

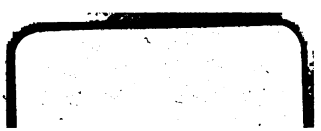
Wer nicht das Blümchen rein bewahrt,
Des Himmelreichs vergeblich harrt.
Doch der, dem frisch das Blümchen blüht,
Schon, hier den Himmel offen sieht.

Drum blüh' es stets in unsrer Brust,
Nicht angeweht von niedrer Lust.
Mit ihm geschmückt, einst nahen wir
Am Erntetag in Jubel Dir.

von Wessenberg.

CIRCULATING LIBRARY.

AUG 1 4 1934



AUG 1 4 1934